(4 10 ½)

4 3.50



Ludwig van Beethoven

Biographie

von

Ludwig van Beethoven.

verfasst von

Anton Schindler

[illegible] Professor der Tonk[illegible]



Dem Fr[illegible]

Münster 1840.

Biographie

von

Ludwig van Beethoven.

Verfasst

von

Anton Schindler,

Musikdirector und Professor der Tonkunst.





Mit dem Portrait Beethoven's und zwei Facsimiles.

Münster 1840.

In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Verbesserungen.

Seite 19 in der 6. Zeile von unten an muss seyn „Neefe“ anstatt Nefe.

Seite 37 Zeile 2 von oben muss es heissen „keinen“ anstatt kein.

Seite 43 Zeile 13 muss es heissen „Gaue“ anstatt Gauen.

Seite 85 Zeile 14 muss es heissen „Hausparthei“ nicht Hausparthie.

Seite 97 Zeile 16 muss nach dem Worte „Cantate“ ein Comma stehen.

Seite 101 Zeile 8 von unten muss es heissen „einen Conflict“ anstatt ein Conflict.

Seite 114 Zeile 17 muss es heissen „unter welchen schweren“ nicht unter welchen grossen.

Seite 116 Zeile 4 muss es heissen „bis an sein Ende so fort“.

Seite 131 Zeile 5 von unten muss es heissen „bleiben“ anstatt blieben.

Seite 145 Zeile 4 von unten nach „Flachheit“ ein Comma.

Biographie

von

Ludwig van Beethoven.

Einleitung.

Als im Verlauf der Krankheit, welcher Ludwig van Beethoven nach vollen viermonatlichen Leiden unterlegen, dieser sich mit Hofrath von Breuning und mir über die Biographien des griechischen Plutarch unterhielt, benutzte Breuning die längst erwünschte Gelegenheit, Beethoven, scheinbar ohne alle Absicht zu fragen, wen er sich wohl unter seinen Zeitgenossen zu seinem Biographen erwählen wollte. Ohne sich zu bedenken, antwortete er: „Rochlitz, wenn er mich überleben sollte.“ Weiter sprach er noch, dass es ganz gewiss zu vermuthen sey, dass viele geschäftige Federn sich auch nach seinem Dahinscheiden beeilen würden, die Welt mit einer Unzahl von Anekdoten und Histörchen über ihn zu unterhalten, die aller Wahrheit ermangeln; wie es überhaupt Männern zu ergehen pflege, die einigen Einfluss auf ihre Zeit gehabt haben. Daher sey es sein aufrichtiger Wunsch, dass, was einstens über ihn und von ihm gesagt werde, *strenge der Wahrheit getreu, nach allen Beziehungen hin, gesagt werde, gleichviel, ob sich Dieser*

oder Jener dadurch getroffen fühle, oder betreffe es selbst seine eigene Person.

Diese Aeusserung Beethoven's in einem Momente ausgesprochen, wo uns seine Auflösung als nahe bevorstehend schien, obwohl seine Aerzte ihm noch immer Hoffnung zur Wiedergenesung machten — unter sich aber von der Unmöglichkeit überzeugt waren — diese Aeusserung war für uns zu wichtig, als dass wir ihr keine weitere Folge hätten geben sollen. Doch musste hiemit die grösstmöglichste Vorsicht beobachtet werden, wie mit allem, was in jenem unglückseligen Leidenszustande auf Tod nur entfernt Bezug haben konnte; denn seine Phantasie, aufgeregter, wie selten im gesunden Zustande, schweifte durch alle Welträume, entwarf Pläne zu Reisen, zu grossen ungeheueren Compositionen u. s. w., kurz, an einen nahen Tod dachte er nicht, und wollte auch durch nichts daran gemahnt seyn. Leben, leben wollte er, denn es war noch so Vieles zu schaffen, wozu vielleicht Keinem ausser ihm die Kraft verliehen war. Die Vorsicht gebot uns also inne zu halten über jenen Punkt, da er selbst davon abwich, und eine schickliche Veranlassung wahrzunehmen, wenn wir ihn wieder geneigt fänden, darüber weiter zu sprechen. Diese Veranlassung kam leider nur zu bald, da sein Ende sichtbar herannahete, und er durch die schnelle Abnahme der physischen Kräfte, die durch nichts mehr gehoben werden konnte, selbst schon alle Hoffnung zu seiner Genesung eitel nannte, und anfing mit stoischer Weisheit dem Tode entgegen zu sehen. Plu-

tarch und andere der griechischen Lieblingsschriftsteller lagen um ihn herum, und so kam er eines Tages (es mag der 7te oder 8te vor seinem Dahinscheiden gewesen seyn) wieder auf seinen vielbewunderten Luc. Brutus zu sprechen, der für uns Beide, Breuning und mich, das Stichwort war, den vor kurzem abgebrochenen Faden in Betreff seines Biographen wieder zu erfassen, und für unsere Wünsche die nöthige Richtung zu geben. Ergeben bereits in sein Schicksal, las Beethoven das, von seinem ältern Freunde Breuning diesfalls Geschriebene mit gespannter Aufmerksamkeit, und sagte dann ganz ruhig: „Dort liegt dieses, dort jenes Papier, nehmet es und machet den besten Gebrauch davon, doch in Allem streng die Wahrheit, dafür mache ich euch beide verantwortlich, und schreibet deshalb an Rochlitz." —

Unsere Wünsche waren nun hiedurch erreicht, indem er uns selbst noch über einige von den Papieren die nöthigen Aufschlüsse und sonstigen Notizen beigab. Was noch an dem Krankenbette unseres geliebten Freundes in jener wichtigen Stunde geschah, war, dass auf dessen Verlangen ich sämmtliche vorgefundene Correspondenz, Breuning aber alle übrigen Papiere, worunter auch die erste Bearbeitung der Oper Fidelio in Partitur, zu sich nehmen sollte, das pünktlich erfüllt wurde.

Nach Beethoven's Tode waren wir beide entschlossen, vereint dem Herrn Hofrath Rochlitz den Wunsch unseres verewigten Freundes vorzulegen, als Herr

von Breuning krank wurde, und schon nach zwei Monaten seinem Jugendfreunde nach Jenseits folgte; ein in vielfacher Beziehung unerwarteter Todesfall, der mich in der gemeinschaftlichen Sache für Beethoven vorzugsweise in eine unangenehme Lage versetzte. Die Wittwe von Breuning übergab mir bald darauf die von ihrem verstorbenen Manne aufbewahrten Papiere, und es lag nun an mir, mich allein desshalb an Hofrath Rochlitz zu wenden, was schon unter'm 12. September 1827 geschah. Unter'm 18. September antwortete mir Hofrath Rochlitz Folgendes:

. . . . „Von jeher haben die Sonderbarkeiten „und schroffen Ecken in unseres verehrten Beethoven's „Wesen das Grossartige und Edle in seinem Charak- „ter mir nicht verborgen; und wenn ich bei meiner „Anwesenheit in Wien im Jahre 1822 mit ihm nur „einige Mal, dann aber mit Offenheit und Vertrauen, „zusammenkam: so lag das blos an dem Uebel, das „ihn drückte und jede Unterhaltung so sehr erschwerte. „Jenes, in Verbindung mit froher Anerkennung seiner „Genialität und hohen Verdienste als Künstler, waren „nun auch Ursache, dass ich dem Gange seines Gei- „stes und gesammten innern Lebens, in wiefern jener „sich in seinen Werken abspiegelt, von seiner Jugend „bis zu seinem Tode nach bestem Vermögen gefolgt „bin. Und da ich auch jede Gelegenheit wahrnahm, „von Zeit zu Zeit etwas Zuverlässiges von seinem „äusseren Leben zu erfahren: so hielt ich mich für „nicht ganz unfähig, als er starb, sein Biograph zu

„werden; wozu ich mich auch entschloss, und zwar „in der Weise, dass Beethoven's, wie Maria von We- „ber's Leben, zu Hauptartikeln des 3ten Bandes mei- „nes Buchs: „Für Freunde der Tonkunst" bestimmt „wurden. Jetzt kömmt hiezu nun noch Ihre Zusage, „mich mit Materialien zu unterstützen, und der mir „von Ihnen mitgetheilte Wunsch Beethoven's selbst: „urtheilen Sie aus diesem Allem zusammengenommen, „ob ich geneigt seyn mag, Ihrer, so wie verschiede- „ner anderer Freunde Beethoven's, Aufforderung zu „folgen! Desto trauriger aber ist es für mich, dass „ich dies dennoch nicht vermag. Ein, von frühen Jah- „ren an fast unablässig in Anstrengungen hingebrach- „tes Leben rächt sich an mir in letzter Zeit ziemlich „rauh . . . . Da bin ich nun endlich gezwungen, zu „einer fast gänzlichen Abänderung meines bisherigen „Lebens mich zu bequemen, und das Wichtigste in „dieser Abänderung muss seyn, dass ich weit weni- „ger sitze und arbeite: damit ich aber hierzu nicht von „Neuem genöthigt oder doch gereizt werde, mich zur „Uebernahme gar keiner neuen bedeutenden Arbeiten „verbindlich zu machen. Und so muss ich auch der „Erfüllung jenes Ihres, wie meines Wunsches noth- „wendig entsagen . . . . Ich mag Ihnen nicht sagen, „wie leid es mir thut, Ihnen diese Antwort zu ge- „ben: aber in das, was nothwendig ist, muss man sich „fügen. — Nehmen Sie jetzt noch meinen Dank für „Ihr Zutrauen" etc.

Ungeachtet dieser bestimmten Ablehnung wagte ich es doch noch einmal, dem Hofrath Rochlitz meine

Bitte zu wiederholen, indem ich mich noch besonders erbot, ihm bei dieser Arbeit behülflich zu seyn; da ich ausser den zu seinem Gebrauche bewahrten Materialien noch im Besitze so vieler wichtiger Fakta bin, die sich durch den langjährigen Umgang und das Zusammenleben mit Beethoven angehäuft hatten, in deren Besitz kein anderer war, auch nicht kommen konnte, denn es waren meine Erlebnisse mit dem grossen Manne.

Schon unter'm 3. October 1827 beehrte mich Herr Hofrath Rochlitz mit einer Antwort, von der ich nur Folgendes mittheile:

„Ew. Wohlgeboren
„danke ich zuvörderst für das mir zugesandte Beet-„hovensche Testament. *) Ich kann es Ihnen nicht „beschreiben, wie sehr mich die darin unverkennbare, „innige und kindliche Herzensgüte erfreuet, das schmerz-„liche Leiden der guten Seele gerührt hat. Und ganz „gewiss wird dieses Dokument auf Alle, die es ken-„nen lernen — die offenbar Schlechten ausgenommen „— eine gleiche Wirkung machen. Demnach wüsste „ich nicht, was dem Verstorbenen, wenn von ihm nicht „als Künstler, sondern als Menschen gesprochen wird, „Günstigeres und Ueberzeugenderes nachgesagt wer-„den könnte. — Ihren zweiten, mir wiederholten „Wunsch kann ich nicht auszuführen übernehmen; und

*) Es war jenes von 1802.

„es hilft uns Beiden nichts, wenn ich hinzusetze: „leider!"

Auf diese Erklärungen des Hofraths Rochlitz hin, und den früher gefassten Entschluss im Auge behaltend, falls dieser den Antrag ablehnen sollte, die in meinen Händen befindlichen Papiere niemand Andern zu überlassen, that ich weiter keine Schritte mehr, und wollte diesfalls Zeit und Umstände abwarten.

Soll nämlich von einer vollständigen Biographie Beethovens die Rede seyn, des Mannes, der zu den Grössten gezählt wird, die die Zeiten hervorgebracht, so handelt es sich nicht um Poesien und Phantasien über seine Werke oder deren Analyse, wie sie theils gut, theils schlecht bereits zu Tausenden erschienen sind und noch erscheinen werden, je nach dem Standpunkt der Urtheilskraft der Verfasser, von denen jeder den Genius des grossen Tondichters wie seinen eigenen Regenbogen betrachtete, also jeder anders; — sondern es handelt sich hauptsächlich darum, zu zeigen: *unter welchen Umständen und in welchen Lebensverhältnissen Beethoven so Grosses und Unvergängliches schuf,* — folglich um Thatsachen, deren grössten Theil man an Ort und Stelle und dazu noch an der Seite dieses grossen Mannes mit erlebt haben muss, um deren grössere oder geringere Einwirkung auf sein ganzes Seyn richtig bemessen zu können. In dieser, die Wahrheit und Glaubwürdigkeit solcher Thatsachen bedingenden Stellung Beethoven gegenüber, dürfte unter dessen lebenden Freunden

ausser mir wohl keiner mehr zu finden seyn; aber auch keiner ausser mir gewesen seyn, der zur Zeit der wichtigsten Begebenheiten stets um seine Person war, und ihm hülfreiche Hand leistete. Und dies erwägend, würde der wichtigste Theil von der Biographie, wer am Ende ihr Verfasser seyn mochte, nothwendiger Weise mir zugefallen seyn.

Ein besonderer Grund, die Herausgabe dieser Schrift nicht zu übereilen, war mir noch dieser: durch Zurückhalten jener Papiere für längere Zeit das strenge, jedoch gerechte Urtheil über manchen der Lebenden, der sich an dem grossen Meister schwer versündigt, zu beschwichtigen, und möglichst seiner schonen zu können, um dadurch Beethoven's bestimmtes Verlangen: über Alles strenge die Wahrheit zu sagen, in etwas doch zu mildern. Ich sage möglichst zu schonen; denn zwölf über Beethoven's Grab dahingeflohene Jahre haben die Unbilden, die er so vielfach im Leben erfahren musste, haben den tiefen Kummer und die entsetzlichsten Kränkungen nicht ungeschehen gemacht, die ihn so früh dem Leben und Wirken entrissen.

Die vor zwölf Jahren gefasste Ansicht von den nothwendigen Postulaten einer Biographie Beethoven's kam in den vielerlei bunt durch einander geworfenen Meinungen seiner zahllosen Verehrer über ihn, endlich zu der festesten Ueberzeugung in mir, dass sie die einzig rechte sey. Anderseits im Besitze so vieler Materialien (von denen ich jedoch nur den kleinsten

Theil benutzte), — gedrängt ferner von seinen Verehrern aus beinahe allen Ländern Europa's, mit der Herausgabe dieser Biographie nicht länger mehr zu zögern; dies Alles bewog mich nun, allein meine geringen Kräfte an dieses schwierige Unternehmen zu wagen. Ohne mich daher bei so vielem da und dort über Beethoven Gesagten aufzuhalten und Alles zu berichtigen, welches am Ende doch eine vergebliche Mühe wäre, bleibe ich hierin meiner Ansicht getreu, und werde mich bestreben, eine Reihe von Thatsachen, ungeschminkt, wie es die Sache erfordert, hier niederzulegen, die den Verehrer des grossen Todten in Stand setzen sollen, dieses hohe Vorbild menschlicher Seelengrösse und Schöpferkraft in all seiner Wahrheit und Wesenheit zu erfassen und kennen zu lernen. Ich folge hiebei einer, nicht aus der Entwicklungsgeschichte seines Geistes, sondern rein aus den verschiedenen Phasen seines Lebens sich ergebenden Eintheilung, wie sie Beethoven selbst beobachtet hatte, nämlich: *sein Leben und Wirken in drei Perioden theilend, deren erste von seiner Geburt bis in das Jahr 1800, die zweite von da bis October 1813, und die dritte von jener Zeit bis zu seinem Tode 1827 reicht.* *) An den bio-

*) Dass mit dieser Eintheilung nicht zugleich gesagt seyn soll Beethoven's geistige Entwickelung lasse ebenfalls eine solche Begränzung zu, oder sey stillschweigend schon darunter mit begriffen, versteht sich wohl von selbst. Eine bestimmte Abgränzung hierin wäre in so fern schon ein gewagtes Bemühen, als seine Werke nicht in der Ordnung

graphischen Theil reihet sich zunächst der musikalische Theil an, dem dann eine Anzahl Charakterzüge und andere Partikularitäten, den grossen Meister betreffend, folgen werden.

Thatsachen sollen es demnach hauptsächlich seyn, möglichst in chronologischer Ordnung sich an einander reihend, die ich hier, der Wahrheit getreu, aufzuzeichnen bemüht seyn werde, und nur *Wesentliches, auf seinen Charakter, Denk- und Handlungsweise Bezügliches,* von Diesem und Jenem früher schon Gesagte, werde ich entweder berichtigen oder, wenn nothwendig, verneinen.

Da die dritte Periode den grössten Theil dieser Schrift in Anspruch nehmen wird, so erfordert es die Nothwendigkeit, damit sie nicht zu voluminös werde, mich in den beiden ersten Perioden kürzer zu fassen, und ich kann dieses unbeschadet des wichtigen Gegenstandes thun, da der Geh. Med. R. Dr. Wegeler und Hr. Ferdinand Ries in ihrer, vor zwei Jahren veranstalteten Herausgabe biographischer Notizen über Beethoven, schon so manches Bezeichnende gesagt haben. Erschöpfend beinahe spricht Wegeler dort, der verehrte Jugendfreund Beethoven's, über dessen Geburt und Aufenthalt in Bonn, so zwar, dass ich es hinreichend finde, mich *theilweise an das, mir von*

---

veröffentlicht worden, wie sie der Meister verfasst hatte. In der ersten Periode hierüber ausführlicher.

ihm bereits 1828 Mitgetheilte, auf jene Periode Bezügliche, zu halten, weil dies der Zusammenhang erfordert, und der verehrte Greis möge aus dem hier oben angeführten Grunde entnehmen, warum ich seinen wiederholten Aufforderungen, die Herausgabe dieses Werkes zu beschleunigen, nicht eher entsprechen konnte. So unlieb mir seine vom 28. October 1834 datirte Anzeige war: bei meiner langen Zögerung den Druck seiner Notizen nun selbst besorgen zu wollen; so musste ich ihn doch gewähren lassen. Seine Notizen können über die ersten Lebensjahre Beethoven's als Quellen benutzt werden, denn wohl die meisten hörte ich aus dem Munde Beethoven's selbst.

Was aber jene von Ferd. Ries anbelangt, bedaure ich sagen zu müssen, dass Ries in seinem Beitrage zu viel gesagt habe. Weniger wäre mehr gewesen. Recht beinahe scheint jener Freund und Verehrer Beethoven's zu haben, der mir bald nach dem Erscheinen jener Broschüre schrieb: „Herr Ries thut, als „hätte Beethoven nur allein für ihn gelebt, und sein „Ich scheint ihm bei Abfassung jener Notizen und Anek- „doten mehr vor Augen geschwebt zu haben, als sein „Freund und Lehrer."

Hätte Hr. Ries seine Notizen nicht unbedingt als „ächte Quellen" zu einer vollständigen Biographie Beethoven's empfohlen, wie er es in seiner Vorrede thut, und sich somit dem Biographen Beethoven's wie der Lesewelt als Autorität gegenüber gestellt (nach-

dem er mit Beethoven durch volle zwei und dreissig Jahre in keiner persönlichen Berührung gewesen); so würde ich mir kein Wort dagegen erlauben, kein grösseres Gewicht darauf legend, als überhaupt auf Anekdoten zu legen ist; denn Aphorismen, Notizen und Anekdoten machen ja noch kein logisch zusammenhängendes Ganzes aus, folglich begründen sie auch kein Urtheil, wenn sie es gleichwohl anregen. Das also, was mir in meiner Stellung über den Beitrag des Hrn. Ries (insofern sich das Gesagte darin auf die Charakteristik Beethoven's bezieht) hier zu bemerken Pflicht wird, geschieht meinerseits mit aller Rücksicht für den zu früh Verstorbenen, da ich ihn auch zu meinen werthen Freunden zählte. Er wollte das Andenken an einen der edelsten Charaktere nicht mit Absicht trüben, gleichwohl hat er es getrübt. Als Motiv zu diesem Mal-à-propos mochte ihn Folgendes veranlasst haben.

Zur Zeit, als Hr. Ries in der Schule Beethoven's war, war er eben noch so jung als sein Urtheil; daher er den ungeheuern Horizont, der sich schon damals in dem Geiste, wie in dem ganzen Wesen seines Lehrers über ihn ausbreitete, nicht zu überschauen, nicht zu fassen, also auch nicht zu beurtheilen im Stande war. Daher ihm auch nur Aeusserlichkeiten, im Unmuthe oder im Muthwillen hingeworfene Worte, kurz — Anekdoten bald von mehr, bald von weniger Bedeutung an ihm auffielen, und sich seinem Gedächtnisse einprägten; die ihm aber bei weitem nicht Ursache geben konnten, den Charakter Beethoven's so

schroff darzustellen, als er es allein schon S. 81 *) 83, 84 und 92 seiner Notizen thut. Ist das absolute Wahrheit, was Hr. Ries allein dort sagt, welch' ein rüder Charakter war Beethoven, wie unfreundlich und unzugänglich für junge Talente! —

---

*) Seite 81 seiner Notizen sagt Hr. Ries, als er von der Zusammenkunft Beethoven's mit Steibelt im Hause des Grafen Fries spricht, wo Steibelt eine „einstudirte brillante Phantasie" über ein Thema aus einem Trio von Beethoven vortrug: „dieses empörte die Verehrer Beethoven's und ihn „selbst; er musste nun an's Clavier, um zu phantasiren; „er ging auf seine gewöhnliche, ich möchte sagen, unge„zogene Art an's Instrument, wie halb hingestossen." — Basta! Wer sollte nicht auch empört seyn, dieses Beispiel von Sittenrohheit Beethoven's aus der Feder seines Schülers und Freundes lesend, und so argumentiren:

Ungezogen seyn ist der höchste Grad von Sittenrohheit. Wer von seinem 30. bis in sein 35. Lebensjahr „gewöhnlich ungezogen" sich benommen, selbst in höheren Kreisen, wie wir in der, Seite 92 von Hrn. Ries angeführten, Anekdote lesen, der war und bleibt sein lebenlang ungezogen, selbst wenn er mit einem Erzherzog von Oestreich Umgang hatte. In jenem Lebensalter war Beethoven, als Hr. Ries in Wien gewesen. Was liess sich wohl also zur Entschuldigung Beethoven's noch sagen, wenn Ries Recht hätte? Wie viele aber derjenigen Freunde und Verehrer des grossen Todten, die ihn länger kannten und richtiger beurtheilen konnten, als Hr. Ries, werden nicht gegen eine solche Anschuldigung feierlich protestiren! — Schickt man eine momentane üble Laune eines Menschen, wer er immer sey, nur gleich gedruckt in die Welt, damit

In meinen Unterredungen mit Ries über Beethoven im Jahre 1833 in Frankfurt nahm ich dies Alles nur zu deutlich wahr, und ergriff die Gelegenheit, ihn in Vielem zu berichtigen. Jedoch, nur der tobende, himmelanstürmende Gigant war seinem Gedächtnisse treu geblieben, in dessen Inneres aber der, kaum zum Jüngling herangewachsene Schüler noch nicht vermögend war zu schauen. Nur die Schale sah er vor sich, aber zu ihrem inhaltschweren Kern fand er nicht den rechten Zugang. Zehn Jahre später, und der Mann würde ihn wahrscheinlich gefunden haben.

Sein kurzer Aufenthalt in Wien 1809, während der französischen Occupation, war auch nichts weniger als geeignet, seinen Meinungen über Beethoven

---

sie als ächte Quelle zu dessen Charakteristik diene? und nun gar von einem Manne, welcher der späten Nachwelt angehört, der jüngeren Künstlern in so vielem Betracht als nachahmungswerthes Muster empfohlen zu werden verdient! oder gehört das überhaupt vor ein öffentliches Forum, was unter Freunden und Bekannten in einem unbewachten Moment gesagt und gethan wurde? —

Es ist überhaupt ein ganz falscher Grundsatz: „Von grossen Männern kann Alles und Alles gesagt werden, es schadet ihnen nicht.“ Abgesehen, dass dieser Grundsatz an und für sich schon sehr relátiv ist, so ist der Charakter eines jeden Menschen, ohne Berücksichtigung seiner geistigen Beschaffenheit, jener Punkt, welcher bei dessen Schilderung immer als der zarteste zu behandeln ist, ohne dass dadurch der Wahrheit nur ein Jota geraubt werden dürfte.

eine bessere und anständigere Basis zu geben, wie auch noch manches ihm widerfahrene Unrecht ganz vergessen zu machen. — Mit solchen unklaren Begriffen schied Hr. Ries von seinem Lehrer, zu einer Zeit, wo er als Kunstjünger noch kaum auf eigenen Füssen stehen konnte, wie es in einem Alter von kaum zwanzig Jahren wohl nicht anders zu erwarten ist. — Sicher ist es, dass der Beethoven von 1805, wo Hr. Ries von Wien abreiste, ein ganz anderer 1825 war, und ich würde es dem trefflichen Ries aufrichtig gewünscht haben, den, von vielen bis dahin erlittenen Schicksalsschlägen tief gebeugten Beethoven, ähnlich einem ausgetobten Vulcan, der nur zuweilen mehr unruhig wird, nach zwanzig Jahren noch einmal zu sehen, zu hören und von ihm zu lernen; welch' ersteres unser gemeinschaftlicher Freund selbst wünschte.

Schliesslich mögen alle Freunde und Verehrer Beethoven's die Versicherung von mir entgegen nehmen, dass nur reine Liebe zu meinem Lehrer und Freund, und reine ungeheuchelte Liebe zur Wahrheit mich in meiner Darstellung leiten sollen und leiten werden. Zu tief von der hohen Bedeutung des darzustellenden Gegenstandes durchdrungen, soll nur die Absicht, das Beste zu leisten, fest und unerschütterlich in mir bleiben, und ferne von mir jegliches Vorurtheil seyn.

So übergebe ich denn diese Schrift dem Publikum, indem ich hoffe, dass sie nicht allein eine Biographie des grossen Tondichters abgebe, sondern auch ein

Beitrag zur Kunstgeschichte sey; ich bin mir dabei des redlichsten Strebens bewusst, und hoffe nur die Anerkennung zu finden, dass ich im Gefühle des Rechtes und der Wahrheit geschrieben habe, wie manche rauhe und gefährliche Klippe sich mir bei diesem Unternehmen auch entgegengestellt haben mochte.

Erste Periode

von seiner Geburt bis um das Jahr 1800.

Ludwig van Beethoven wurde den 17. December 1770 in Bonn geboren. Sein Vater Johann van Beethoven war Tenorist in der churfürstlichen Hofkapelle, gestorben 1792. Seine Mutter war Maria Magdalena, geb. Keverich aus Coblenz, gestorben 1787. Sein Grossvater Ludwig van Beethoven, sicherm Vermuthen nach aus Maestricht gebürtig, war Musikdirektor und Basssänger, und führte unter dem prachtliebenden Churfürsten Clemens August Opern von seiner Composition in Bonn auf. An diesen Grossvater, der schon 1773 starb, erinnerte sich Beethoven noch in späten Jahren lebhaft, so wie er auch mit kindlicher Liebe und innigem Danke oft seiner Mutter gedachte, „die mit seiner Störrigkeit so viele Geduld hatte."

Das Gerücht, dass Beethoven ein natürlicher Sohn von Friedrich Wilhelm II. König von Preussen gewesen seyn soll, zuerst von Fayolle und Choron ausgestreut, das sogar in sieben Auflagen des Brock-

hausischen Conversations-Lexikons nachgedruckt wurde, und Beethoven viele Kränkungen verursachte, hat Herr Dr. Wegeler bündig widerlegt, nachdem ihn Beethoven unterm 7. October 1826 in einem Briefe, den er mir in die Feder diktirte, aufgefordert hatte, „die Rechtschaffenheit seiner Eltern, besonders seiner Mutter, der Welt bekannt zu machen.“ *)

Beethoven's Erziehung war weder besonders vernachlässigt, noch besonders gut. Den Elementar-Unterricht und etwas Latein lernte er in einer öffentlichen Schule; Musik, wozu ihn sein Vater (dessen Lebensweise eben keine ordentliche war) strenge anhielt, zu Hause. Der feurige und oft störrische Knabe, der keinen „Cul de Plomb“ hatte, musste auch stets mit allem Ernste an das Piano-forte getrieben werden. Zum Violin-Spiele hatte er noch weniger Lust, und hierauf bezüglich, muss ich das schön erfundene und so häufig nacherzählte Mährchen von einer Spinne, die — „so oft der kleine Ludwig in seinem Kämmerlein Violin spielte, sich von der Decke herabliess, und auf die Violin setzte, und welche die Mutter, als sie die Gesellschafterin ihres Söhnchens wahrnahm, todtschlug, worauf der kleine Ludwig seine Violin zertrümmerte“ — für ein Mährchen erklären. Der g r o s s e Ludwig wollte sich durchaus eines solchen Factums nicht er-

*) Als Herr Brockhaus die achte Auflage seines Conversations-Lexikons ankündigte, machte ich ihn unter'm 17. Februar 1833 auf jene Fabel aufmerksam, und er willfahrte meinem Ersuchen, jene Stelle, Beethoven's Abstammung betreffend, in der neuen Ausgabe zu streichen.

innern, so sehr ihn diese Fabel amüsirte. Im Gegentheil, sagte er, wäre zu erwarten gewesen, dass vor seinem argen Gekratze Alles geflohen wäre, selbst Fliegen und Spinnen.

Seine erste Bekanntschaft mit deutscher Literatur, vorzüglich mit Dichtern, machte er im Hause der Familie von Breuning in Bonn, eine Familie, die sich um seine Ausbildung in jeder Hinsicht hoch verdient gemacht hat, welcher Beethoven auch bis an sein Lebensende mit dem wärmsten Danke verpflichtet blieb.

Den ersten Unterricht erhielt Beethoven von seinem Vater; den nachherigen weit bessern von einem Herrn Pfeiffer, der Musikdirektor und Oboist, überhaupt als genialer Mann bekannt war. Beethoven verdankte diesem Lehrer das Meiste, und war auch erkenntlich dafür, indem er ihm noch von Wien aus eine Geldunterstützung durch Hrn. Simrock in Bonn zukommen liess. Dass der Hoforganist van der Eder unsern Beethoven wirklich die Behandlung der Orgel lehrte, was Herr Dr. Wegeler nur vermuthet, ist Thatsache, die Beethoven selbst mit mehreren sie begleitenden Anekdoten erzählte. Von dem Hoforganisten Nefe wollte Beethoven wenig oder gar nichts profitirt haben.

Im Jahre 1785 wurde Beethoven von dem Churfürsten Max Franz, Bruder Kaiser Joseph's II., als Organist bei der churfürstlichen Kapelle angestellt, zu welcher Anstellung ihm der kunstliebende Graf

von Waldstein, selbst Kenner und Praktiker in der Musik, Deutsch-Ordensritter und Liebling des Churfürsten, verhalf. *) Diesem Manne verdankte Beethoven zuerst die Würdigung seines Talentes, und die späterhin erfolgte Sendung nach Wien.

Ein Factum, sein grosses Talent constatirend, mag hier Platz finden, da es Beethoven selbst noch in späterer Zeit nicht unwichtig schien, und er sich dessen als eines genialen Jugendstreichs oft mit Vergnügen erinnerte.

An den drei Tagen in der Charwoche wurden alljährlich die Klagelieder des Propheten Jeremias gesungen, die aus kurzen Sätzen von vier bis sechs Zeilen bestehen, und in keinem bestimmten Zeitmaass vorgetragen werden. In der Mitte jeder Phrase, wie es dem Choral-Styl der alten Kirchenmusik überhaupt eigen ist, wird auf einer Note ein Ruhepunkt gemacht, den der begleitende Klavierspieler (die Orgel wurde an jenen drei Tagen nicht gebraucht) mit einem freien Gange auf dem Piano, wie es bei Begleitung der Choräle ebenfalls üblich ist, auszufüllen hatte.

Beethoven sagte dem, mit seiner Virtuosität sich brüstenden Kapellensänger Heller, er wolle ihn heute bei einer solchen Stelle herausbringen, dass er es gar nicht merken würde, aber er werde nicht mehr weiter singen können. Heller, der dies unter die

*) Derselbe Graf von Waldstein, dem Beethoven seine grosse Sonate Opus 53. dedicirte.

absoluten Unmöglichkeiten zählte, ging mit Beethoven eine Wette ein, der, als er die passende Stelle zu seinem Vorhaben fand, durch eine geschickte Modulation den Sänger aus der herrschenden Tonart in eine von dieser entfernte (nicht verwandte) hinüberführte, den Grundton der früheren Tonart jedoch immer festhaltend, so dass sich der Virtuose in dieser fremden Region gar nicht zurechte finden konnte und aufhören musste. Durch das Gelächter der Umstehenden erbittert, verklagte Heller unsern Beethoven beim Churfürsten, der ihm, wie Beethoven sagte, „einen sehr gnädigen Verweis gab und ihm solche Geniestreiche für die Zukunft untersagte."

Als Haydn zuerst aus England zurückkam, wurde ihm von dem churfürstlichen Orchester in Godesberg bei Bonn ein Frühstück gegeben. Bei dieser Gelegenheit legte ihm Beethoven eine Cantate vor, die den Beifall des grossen Meisters fand, wobei der jugendliche Componist von diesem zum fortdauernden Studium aufgemuntert wurde. Mehrerer für die Blasinstrumente schwerer Stellen wegen, welche die Musiker erklärten nicht spielen zu können, wurde diese Cantate bei Seite gelegt und auch nicht durch den Druck veröffentlicht. — So berichtet Dr. Wegeler. Ich selbst hörte kein Wort von Beethoven über ein solches Erstlingswerk, ohne es jedoch im Mindesten zu bezweifeln; erinnere mich aber sehr wohl von ihm gehört zu haben, dass zu seinen, in jene Zeit fallenden „höchsten Versuchen" in der freien Schreibart das Trio für Piano-forte, Violin und Violoncello ge-

höre, das als Oeuvre posthume vor ungefähr 10—11 Jahren bei Dunst in Frankfurt zuerst erschien, dessen zweiter Satz — Scherzo — als Embrio aller Beethoven'schen Scherzo's betrachtet werden kann. Der dritte Satz jenes Trio gehört der Idee und Form nach Mozart an, ein Beweis, wie früh Beethoven sich mit diesem seinem Abgott vertraut gemacht hat. Auf jene Cantate schien er also schon ganz vergessen zu haben.

Beethoven's erste Compositionen waren die in der Speyer'schen Blumenlese abgedruckten Sonaten, dann das Lied: „Wenn Jemand eine Reise thut"; dann die Musik zu einem im Carneval von dem hohen Adel aufgeführten Ritterballet, wovon der Klavierauszug im Besitze des Herrn Dunst in Frankfurt seyn soll. Früher wurde diese Musik, die man für ein Werk des Grafen von Waldstein gehalten, nicht veröffentlicht. Dann kamen die Variationen über „Vieni amore", Thema von Righini, die ihrem jugendlichen Verfasser Gelegenheit gaben, sein grosses Talent zu zeigen, als er nämlich zu Aschaffenburg mit dem zu jener Zeit berühmten Klavierspieler Sterkel zusammentraf, welcher der erste Virtuose auf diesem Instrumente war, den Beethoven bis dahin zu hören bekam. Der Zweifel dieses sauberen und abgeglätteten Klavierspielers, ob der Compositeur obiger Variationen sie wohl selbst fertig spielen könne, spornte Beethoven an, nicht nur die gedruckten auswendig zu spielen, sondern noch eine Anzahl anderer auf der Stelle zu improvisiren, und er ahmte hiebei die leichte und ge-

fällige Manier des Sterkel nach, die er so eben erst gehört hatte, während seine gewöhnliche Art Klavier zu spielen rauh und hart war, woran, wie Beethoven versicherte, nicht sein Gefühl die Schuld hatte, sondern das viele Orgelspielen, das er liebte und fleissig übte.

Beethoven hatte, wie Dr. Wegeler erzählt, und er es selbst durch die That oft genug bezeugte, von seiner Jugend an eine entschiedene Abneigung Unterricht zu ertheilen, und ging in seinen letzten Jahren noch immer, wie früher in Bonn, „wie ein übellauniges Eselein" an dieses Geschäft. Wir werden in der dritten Periode seiner Lebensgeschichte hören, wie er es selbst mit dem Unterrichte seines Durchlauchtigsten Schülers, des Erzherzogs Rudolph, machte, der doch mit der innigsten Verehrung an seinem Meister hing, und bei dem Beethoven so ungenirt seyn konnte, wie im Hause eines Freundes. *)

Mit diesem Wenigen dürfte wohl der Zeitraum, den Beethoven in seiner Geburtsstadt Bonn verlebte, genügend abgeschlossen werden können. Er selbst hielt jene Zeit seines Lebens für die glücklichste, obwohl sie durch vieles Ungemach, grösstentheils durch den unregelmässigen Lebenswandel seines Vaters her-

*) Auch Herr Ries machte mit Beethoven's Unterricht dieselbe Erfahrung, wie er mir erzählte. „Ich spielte, sagte mir Ries, und Beethoven komponirte oder that anderes, und nur selten setzte er sich zu mir und hielt es so eine halbe Stunde aus." Anders zwar spricht Herr Ries darüber in seinen Notizen.

beigeführt, oft verdüstert wurde. Die Glieder der Familie von Breuning waren seine Schutzengel; denn die zahlreichen Freundschaften, die ihm sein grosses Talent erworben, wurden seiner höhern Ausbildung schon gefährlich, wie es bei jungen Talenten so häufig der Fall ist, die ein mässiges Lob für gar nichts, Lobhudelei hingegen für gerechten Tribut hinnehmen, daher jene Menschen gerne aufsuchen, von denen sie eine solche Befriedigung zu erhalten hoffen.

Unter solchen Umständen war es für Beethoven das höchste Glück, dass er vom Churfürsten Max Franz die Erlaubniss erhielt, sich auf einige Jahre nach Wien zu begeben, um bei Haydn sich weiter auszubilden. Im Jahre 1792 kam Beethoven nach Wien, dem Central-Punkte alles Grossen und Erhabenen, was bis dahin in der Tonkunst auf deutschem Boden geleistet wurde. Mozart, der Urquell alles Lichtes im Reiche der Tonkunst, den Beethoven bereits bei seiner im Winter von 1786 auf 1787 statt gefundenen ersten Anwesenheit in Wien kennen lernte, der, als er Beethoven über ein ihm aufgegebenes Thema phantasiren liess, zu den Anwesenden sagte: „dieser Jüngling wird noch viel in der Welt von sich reden machen“; Mozart, obwohl bereits ein Jahr unter den Todten, lebte doch noch frisch im Andenken Aller, die für seine göttlichen Offenbarungen ein empfängliches Herz hatten, so desgleichen in Beethoven; — Gluck's Geist umkreisete ebenfalls noch lebendig die Bewohner der alten Vindobona, Vater Haydn und

so viele andere ausgezeichnete Männer in jeder Kunst und in jedem Fach des menschlichen Wissens lebten noch und wirkten traulich zusammen; kurz, kaum hatte der 22jährige Beethoven sich in diesem freundlichen Wohnsitze der Musen umgesehen und eine und die andere Bekanntschaft gemacht, als er schon zu sich selbst sagte: „Hier bleibst du und gehst nicht mehr zurück nach Bonn, wenn dir auch der Churfürst die Pension entziehen sollte.“

Eine seiner ersten und für lange Zeit einflussreichsten Bekanntschaften war jene des berühmten van Swieten (ehemaliger Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia), eines Mannes, der Kunst und Künstler nach ihrem Werthe zu schätzen wusste. Van Swieten war gleichsam der Cicerone des neuen Ankömmlings, und fesselte den jungen Beethoven an seine Person und an sein Haus, in dem dieser auch wirklich bald wie zu Hause ward. Die musikalischen Genüsse im Hause van Swieten's, wo vorzugsweise Musik von Haendel, Seb. Bach und den grossen Meistern Italiens, bis zu Palestrina hinauf, mit starker Besetzung zur Aufführung kamen, waren exquisit, und erhielten sich noch lange im Andenken Aller, die das Glück hatten, daran Theil zu nehmen. Für Beethoven hatten jene Zusammenkünfte noch das Besondere, dass er nicht nur mit jenen Klassikern genau bekannt wurde, aber auch noch, dass er stets am längsten aushalten musste, weil der alte Herr ein musikalischer Nimmersatt war; daher es auch immer spät in die Nacht hinein ging, ehe er ihn fortliess, oftmals auch gar nicht

fortliess, denn Beethoven musste auf alles voraus Gehörte noch ein halb Dutzend Fugen von Bach „zum Abendsegen“ vortragen. Von einigen von jenem berühmten Arzte an Beethoven gerichteten, und von diesem sorgsam aufbewahrten Billets sagt eines: „Wenn Sie künftigen Mittwoch nicht verhindert sind, so wünsche ich Sie um halb neun Uhr Abends mit der Schlafhaube im Sack bei mir zu sehen.“

Fast gleichzeitig mit van Swieten machte Beethoven die Bekanntschaft mit der fürstlichen Familie Lichnowsky; und dieser Incidenz-Punkt in dem Leben unseres Beethoven ist von so wichtiger Bedeutung und so verschiedenartigen Folgen, dass ich mich nothwendig länger dabei aufhalten muss.

Die Glieder dieser merkwürdigen Familie gehörten insgesammt jenen seltenen Naturen an, die für alles Grosse und Erhabene offenen Sinn haben; daher Kunst und Wissenschaft eben so pflegten und in Ehren hielten wie das Ritterliche, welches die Mehrzahl des Adels zum alleinigen Gegenstand ihres Strebens macht. Fürst Karl von Lichnowsky, Mozart's Schüler, war ein ächter Edelmann, und wozu noch mehr gehört, auch ein Mäcen im weitesten Sinne des Wortes, und mochte in jener Zeit, wo der östreichische Adel wohl durchgehends wahrhaft adelig war, nur wenige seines Gleichen in dem grossen Reiche gefunden haben. Von gleicher Gesinnung war seine Gemahlin, die Fürstin Christiane, geborne Gräfin von Thun. — In diesem Freihafen der Humanität und feinen Sitte fand Beethoven ein Asyl, in dem er es

mehrere Jahre aushielt. Fürst Lichnowsky ward dem Jünglinge ein väterlicher Freund, die Fürstin eine zweite Mutter. Der Fürst warf ihm ein Jahresgehalt von 600 Gulden aus, das er so lange beziehen konnte, als er keine feste Anstellung hatte; und damals war dies keine unbedeutende Summe. Die beiderseitige Liebe dieser fürstlichen Personen verfolgte ihn gleichsam, und minderte sich selbst dann nicht, als der oft störrische Adoptiv-Sohn diese anderswo sicher verscherzt und ernste Rüge verdient hätte. Besonders war es die Fürstin, die alles Thun und Lassen an dem oft übellaunigen und in sich gekehrten Jünglinge schön, künstlerisch, originell und — liebenswürdig fand, ihn daher bei dem strengeren Fürsten in Allem zu entschuldigen wusste. Beethoven hatte für diese Erziehungsprincipien späterhin die treffendste Bezeichnung. „Mit grossmütterlicher Liebe hat man mich dort erziehen wollen, sagte er, die so weit ging, dass oft wenig fehlte, dass nicht die Fürstin eine Glasglocke über mich machen liess, damit kein Unwürdiger mich berühre oder anhauche.“ *)

Die Folgen einer so überaus nachsichtigen Behandlung konnten bei einem Temperamente, wie Beethoven hatte, nicht ausbleiben, und mussten selbst auf die sichere und ungestörte Ausbildung seines Talen-

*) Wie kommt es doch, dass Beethoven diese unrichtige Erziehungsmaxime erkennend, selbe bei Erziehung seines Neffen nicht zu beseitigen wusste? Wir werden am rechten Orte darüber hören.

tes nachtheilig wirken, das von Tausenden bewundert und angestaunt wurde. Woher sollte in Conflicten mit dem äusseren Leben die nöthige Haltung kommen? — Natürlich also, dass der auflodernde Musensohn alle Augenblicke mit dem Kopf gegen die Wand rannte, und somit fühlen musste, weil er nicht hören wollte. Auch van Swieten's Rath und Ermahnungen blieben sehr oft schon unbeachtet, und der alte „Papa" war schon zufrieden, wenn der stürmende Beethoven nur zu seinen Abendmusiken kam.

Finden wir demnach an Beethoven, dass seine äussere Haltung zuweilen des feinen Schliffes ermangelte, so liegt der Grund zunächst in seiner gewaltigen Natur, die alle Schranken durchbrach, und alle Salons-Convenienzen bei Seite schiebend, fessellos einhergehen wollte. Ein zweiter nicht weniger erheblicher Grund dürfte auch in der Nachsicht und selbst in der Bewunderung zu finden seyn, mit der seine Eigenheiten von Hohen und Niederen aufgenommen wurden; war es doch die Zeit, wo der Name „Beethoven" zum allgemeinen Losungswort geworden, vor dem sich Alles beugte.

Dass sich aber im Gegensatze zu seinen Verehrern auch Solche fanden, die sich durch die ausserordentlichen Erfolge des jugendlichen Meisters verdunkelt, zurückgesetzt und gekränkt fühlten, stand zu erwarten. Neid und Scheelsucht erhoben ihre Waffen gegen den unbefangenen, auf seiner Bahn rüstig vorwärts schreitenden Kunstjünger, dessen innere wie äussere Originalität mehr als einen Angriffspunkt,

mehr als eine verwundbare Stelle darboten. Besonders war es das Aeusserliche, in der Art bisher an keinem Künstler noch dagewesene, was Neid und Scheelsucht keineswegs als natürliche Folge seines Innern anerkennen wollte. Schnurgerade jeder übertriebenen Förmlichkeit entgegen, sowie die breitgetretenen Pfade der Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit vermeidend, und seine eigenen Wege wandelnd, musste Beethoven von Vielen, die seinen Horizont nicht überschauen konnten, verkannt werden, und ward es auch, wie dies so manche ächte Künstlerseele im Verkehr mit den verschiedenen Ständen erfahren muss, weil ihre eigenthümliche, aus dem Wesen der Kunst hervorgegangene Weltanschauung niemals jene der Menge ist, die sich mit der des Künstlers nicht assimiliren lässt. Zeigt sich diese eigene Weltanschauung doch, bald mehr, bald weniger, in jedem seiner Werke.

Hier schon offenbarte sich ein merkwürdiger Charakterzug in dem jungen Beethoven, der ihm auch sein ganzes Leben hindurch eigen blieb, welcher war: *dass er sich gegen Kritiken oder Angriffe, so lange sie nicht gegen seine Ehre, sondern gegen sein Künstlerwesen gerichtet waren, niemals vertheidigte,* und sie auch nie anders als nur sehr flüchtig auf sich einwirken liess. Nicht gleichgültig gegen die Meinung der Guten, ignorirte er so viel nur möglich die Anfeindungen der Böswilligen, und liess sie ungehindert gewähren, wenn sie auch so weit gingen, ihm bald in diesem bald in jenem Tollhause einen Platz anzuweisen. „Amüsirt es die Leute, Aehnliches von mir

zu sagen oder zu schreiben, dann lasse man sie nur immerhin gehen" — das war sein Grundsatz, der ihn durch alle Calamitäten des Künstlerlebens begleitete.

Zu diesem Charakterzug gesellte sich schon in früher Jugend noch ein anderer, nicht weniger für seine künstlerische Laufbahn wichtig, wie der erstere, nämlich: Rang und Reichthum blieben ihm ganz gleichgültige Dinge, Zufälligkeiten, für die er keine besondere Achtung hatte; daher er in dem Menschen nur den Menschen erkennen und ehren wollte. Vor dem Mammon und dessen Hütern sich beugen, hielt er vollends für Blasphemie, für die tiefste Erniedrigung des geistbegabten Mannes, und es musste der Reiche ihm zum Mindesten als humaner und wohlthätiger Mensch bekannt seyn, sollte er ihm die nöthige Achtung zollen. In diesem Punkte vorab war Beethoven orthodox, und was immer für eine Anfechtung hätte hierin eben so wenig eine Sinnesänderung bei ihm erzielen können, wie in seinem politischen Glaubensbekenntnisse. Es war also sehr natürlich, dass in seiner Achtung der Fürst auf gleicher Stufe mit dem Bürger stand, und er hielt dafür, dass nur der Geist, das Göttliche im Menschen, nach seiner Potenz über allem Materiellen und Zufälligen emporrage, und eine unmittelbare Gabe des Schöpfers sey, bestimmt, Anderen als Leuchte voranzugehen. Hieraus ergibt sich, dass Beethoven die ihm von Oben gewordene Stellung und ihre Bedeutung im Universum erkannte, und zwar in aller Demuth, wie man

es in einem der hier mitgetheilten Briefe an seine Geliebte deutlicher sehen wird.

Bereits in No. I. der Leipz. musikal. Zeitung von 1835 fand ich durch eine, in einem Wiener Journale Beethoven in den Mund gelegte Aeusserung *) hinsichtlich des menschlichen Alters, in dem man Harmonielehre und Contrapunct zu lernen habe, Gelegenheit und Veranlassung zu sagen: dass Beethoven bei seiner Ankunft in Wien nichts vom Contrapuncte und wenig von der Harmonielehre wusste. Seine Phantasie bereits mächtig rege, das Ohr scharf, und Pegasus stets willig, schrieb er darauf los, ohne nach den unentbehrlichen Schulregeln weiter zu fragen. So begann der Unterricht bei Haydn, und Vater Haydn soll mit seinem neuen Schüler immer zufrieden gewesen seyn, weil er ihn thun liess, was dieser wollte; bis sich das Blatt wendete, und der Schüler mit dem Lehrer unzufrieden wurde, welches so kam:

Unter den von Beethoven gekannten und geachteten Künstlern war auch Herr Schenk, Verfasser der Musik zum „Dorfbarbier", ein sanfter, liebenswürdiger Charakter und gründlicher Kenner der mu-

---

*) „Man müsse, um ein tüchtiger Tonsetzer zu werden, die Harmonielehre und die Kunst des Contrapunktes schon mit 7—11 Jahren erlernt haben, damit, wenn Phantasie und Gefühl erwachen, man sich schon regelrecht zu erfinden angewöhnt habe." — Wie absurd und unwahr diese Aeusserung in jeder Beziehung sey, zeigte ich dort am geeigneten Orte; eben so, dass Beethoven gerade das Entgegengesetzte, besonders vom Unterrichte im Contrapuncte, dachte und sich darüber klar und deutlich erklärte.

sikalischen Wissenschaften. Herr Schenk begegnete eines Tages Beethoven, als er eben mit seinem Hefte unter'm Arm von Haydn kam. Schenk warf einen Blick in dasselbe, und sah da und dort manches Unrichtige. Beethoven darauf aufmerksam gemacht, versicherte, dass Haydn dieses Elaborat so eben corrigirt habe. Schenk blätterte zurück, und fand in den früheren Elaboraten die gröbsten Fehler nicht verbessert. Beethoven schöpfte nun Verdacht auf Haydn und wollte den Unterricht bei ihm nicht weiter fortsetzen, von welchem Entschlusse er sich aber abbringen liess, bis Haydn's zweite Reise nach England schickliche Gelegenheit dazu gab. Seit jenem Augenblicke schien keine freundliche Sonne mehr zwischen Haydn und Beethoven. Herr Ries hörte auch Beethoven sagen: er habe zwar einigen Unterricht bei Haydn genommen, aber nie etwas von ihm gelernt. (S. 86 s. Notizen.) Das Benehmen Haydn's in diesem Falle wurde vielfach gedeutet, da er sonst als gewissenhafter Mann bekannt war; ein sicherer Grund kann jedoch dafür nicht aufgefunden werden. Herr Schenk blieb seitdem der vertraute Verbesserer der Elaborate Beethoven's, selbst dann noch, als Albrechtsberger seinen Unterricht im Contrapuncte übernommen. — Hier muss ich eines merkwürdigen Factums gedenken, das diese alten Freunde beide charakterisirt.

Bei dem unstäten Leben Beethoven's geschah es nur zu oft, dass er selbst von recht guten Freunden und Bekannten jahrelang nichts wusste, obgleich diese

in den Ringmauern der grossen Kaiserstadt, wie er, wohnten, und wenn sie sich nicht selbst bei ihm dann und wann meldeten, so waren sie für ihn so gut wie gestorben. So traf es sich, dass, als ich mit ihm eines Tages (es war zu Anfang des Frühlings 1824) über den Graben ging, uns der alte Herr Schenk begegnete, damals schon ein hoher Sechziger. Beethoven ausser sich vor Freude, diesen alten Freund noch unter den Lebenden zu sehen, ergriff seine Hand, eilte mit ihm in das nahe gelegene Gasthaus „zum Jägerhorn" und zwar in das hinterste Zimmer, das einer Katakombe gleich am helllichten Tag erleuchtet werden muss. Dort schlossen wir uns ein, und Beethoven fing nun an, alle Falten seines Herzens seinem verehrten Corrector aufzudecken. Redselig wie selten, tauchten eine Menge Geschichten und Anekdoten aus jener längst vergangenen Zeit in seiner Erinnerung auf, so auch jene Vorfälle mit Haydn, und der nun auch zur Majestät im Reiche der Tonkunst emporgestiegene Beethoven überhäufte den bescheidenen, in Dürftigkeit lebenden Componisten des „Dorfbarbiers" mit dem innigsten Danke für seine ihm damals bewiesene Freundschaft. Die Trennung zwischen beiden nach jener denkwürdigen Stunde war höchst rührend, gleichsam für's Leben, und wirklich sahen sie sich seit jenem Tage nicht mehr wieder.

Da Beethoven in jener klassischen Zeit künstlerischen Treibens die Sonne war, um die sich Alles drängte, und man sich erfreute, nur einen Blick seines leuchtenden Auges zu erhaschen, so war es na-

türlich, dass er auch viel mit Damen conversirte, von denen immer mehrere zu gleicher Zeit sich um seine Neigung stritten, wie man weiss; somit Hercules mehr als einmal am Scheidewege. Dr. Wegeler sagt S. 42 s. Notizen: „Beethoven war nie ohne eine Liebe, und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen." Und so ist es auch. Wie könnte aber ein denkender Mensch das Gegentheil behaupten, der Beethoven nur aus seinen Werken kennt? *) — Wer im Stande ist zu fühlen, wie allgewaltig die reine Flamme der Liebe auf die Phantasie, besonders des fühlenden und geistbegabten Künstlers wirkt, und bei allen seinen Erzeugnissen wie eine, vom Himmel ihm zugesandte, Leuchte vorangeht und ihn leitet, der wird es ohne alle Beweise für gewiss annehmen, dass Beethoven der reinsten Liebe empfänglich war und von ihr geleitet wurde. Welcher Genius hätte wohl die Cis-moll Phantasie **) geschrieben ohne eine solche Liebe? und nur im Vorübergehen sey es hier gesagt: es war die Liebe zu jener Giulietta, der dieses phantasiereiche Werk gewidmet ist, die ihn dabei inspirirte. Beethoven scheint dieses Gefühl für jene Dame bis an sein Le-

*) Und doch hat Hr. Ignatz von Seyfried in den biographischen Notizen über Beethoven S. 13, welche den von ihm und Hrn. Haslinger herausgegebenen sogenannten „Beethoven's Studien" angehängt sind, dieses Gegentheil ausgesprochen, dessen Ungrund jedoch schon Dr. Wegeler bezeugt hat.

**) Diese Sonata quasi Phantasia opus 27. ist auch unter dem uneigentlichen Namen „Mondschein-Sonate" in Oestreich bekannt, wodurch nichts anderes als jene schwärmerische Liebesperiode Beethoven's bezeichnet werden soll.

bensende bewahrt zu haben. Ich glaube dafür sprechende Beweise zu besitzen, die jedoch in die zweite Periode gehören.

Wahr ist die Bemerkung Wegeler's S. 44, dass Beethoven's Geliebten immer höheren Ranges waren. — Ohne dass sich ein Vorurtheil von Seite Beethoven's daran knüpfte, kam dies nur daher, weil er in jener Zeit den meisten Umgang mit hochstehenden Personen hatte, was durch sein Verhältniss mit dem fürstlichen Hause Lichnowsky noch mehr befördert wurde. Beethoven versicherte oft, dass er in jener Zeit am meisten von adeligen Personen und sonst Hochstehenden erkannt und als Künstler verstanden wurde. So hoch es ihn indess geistig heben konnte, mit so gearteten Menschen umzugehen; im Punkte der Liebe und eines aus ihr entspringenden, dauernden Glückes aber war dieser Umstand für ihn nicht vortheilhaft. Ich werde Gelegenheit nehmen, dieses interessante Kapitel weiterhin ausführlicher zu berühren; hier nur noch so viel darüber, dass der, vielfacher Verleitung ausgesetzte Beethoven, gleich jenem Halbgotte seine Tugend unbefleckt zu bewahren wusste, dass sein reiner Sinn für Tugend nichts Unreines und in moralischer Beziehung Zweifelhaftes um sich dulden konnte, und von dieser Seite betrachtet er, sich keines Fehls bewusst, mit wahrhaft jungfräulicher Schamhaftigkeit und reiner Sitte durch's Leben wandelte. Die hehre Muse, die sich ihn zu so ausserordentlichem Dienst erkoren, gab in Allem seinem Sinne die Richtung nach Oben, und schirmte ihn selbst in künstlerischer

Hinsicht gegen den entferntesten Anstoss an das Gemeine, das im Leben, wie in der Kunst ihm ein Gräuel war. Hätte sie dieses nur auch in den Welthändeln, in dem sogenannten bürgerlichen Verkehr über ihn vermocht, dem jeder Erdgeborne unterworfen bleibt! Wie unendlich höher wäre Beethoven's Genius gestiegen, wenn er in seinen Lebensverhältnissen nicht mit so mancher gemeinen, verächtlichen Seele in Conflict hätte kommen müssen! —

Unter den so verschiedenartigen Compositionen, die in jene Periode fallen, waren nebst den drei, Haydn dedicirten Sonaten, die drei ersten Trio's, einige Quartette für Streichinstrumente, dann zwei Concerte für Piano-Forte, das Septett, die erste und zweite Simphonie, über zwanzig Sonaten und die Musik zu Vigano's Ballet „die Geschöpfe des Prometheus", das 1799 auf dem kaiserlichen Operntheater zur Darstellung kam, die bedeutendsten; von denen aber viele erst später gedruckt erschienen. Hier dürfte es nicht unwichtig seyn zu bemerken, dass die, Beethoven's Werken beigesetzte Opus-Zahl nicht die Ordnung anzeigt, in welcher diese von dem Meister geschaffen wurden, sondern die, in der sie gedruckt erschienen. Manche Werke hielt er einer strengeren Feile wegen öfters mehrere Jahre zurück, während später geschriebene ohne Aufenthalt in die Welt geschickt wurden. *) Dies brachte jedoch eine Confu-

*) Zur Feile eines jeden grösseren Werkes verwendete Beethoven durchschnittlich den dritten Theil der Zeit, die er zu

sion in der fortschreitenden Numerirung seiner Werke hervor, über die er selbst gar kein Bescheid wusste. Anfangs beabsichtigte er, die Werke in der Ordnung zu numeriren, als er sie verfasst hatte, obgleich früher geschriebene erst nach anderen bereits gedruckten publicirt werden sollten. Aus den Lücken, die deshalb offen gelassen werden mussten, entstand Unordnung, daher wir in den Catalogen manche Zahlen zwei- auch dreimal finden, andere gar nicht. So erscheint z. B. in dem „Beethoven's Studien" angehängten Verzeichniss „Opus 29" zuerst auf drei Sonaten, dann auf den Préludes und auch noch auf dem Quintett in C. In dem Catalog des Herrn D. Artaria erscheint die Zahl 29 sogar auf vier, die Zahl 3 auf sechs, und die Zahl 75 auf drei Werken. Letzterer Catalog weiset überhaupt hundert zwei und fünfzig verschiedene Werke von Beethoven mit Nummern und Opus-Zahlen aus, während Cataloge, die blos Opus-Zahlen enthalten, nur hundert acht und dreissig Werke anzeigen.

Dass Beethoven zu jener Zeit schon so viele Bestellungen auf Werke hatte, die er nicht befriedigen konnte, lesen wir in seinem Briefe vom 29. Juni 1800 an Dr. Wegeler, wo er zugleich auch anführt, dass man ihm dafür bezahle, was er fordere, und nicht unwichtig ist es zu sehen, wie gering ihm da-

---

dessen Composition brauchte. Dies hatte ich Gelegenheit bei vielen Werken zu beobachten. Auch bezeugen seine corrigirten Partituren, wie er es mit der Feile überhaupt nahm.

mals im Vergleiche gegen zwanzig Jahre später (wie wir in der dritten Periode hören werden) seine Werke von den Verlegern honorirt wurden. In seinem Briefe vom 15. Januar 1801 an den Musikverleger Hofmeister in Leipzig *) findet sich die Angabe des geforderten Honorars für einige Werke, die ungefähr den Maassstab für andere anzeigt. Er fordert z. B. für das Septett 20 Ducaten (10 Louisd'or), für die erste Simphonie 20 Ducaten, für das erste Concert 10 Ducaten und für die grosse B-dur-Sonate (Opus 22.) 20 Ducaten.

Wohl durch zehn bis zwölf Jahre hindurch waren es die musikalischen Zirkel des Fürsten Lichnowsky, in dem beinahe alle Werke Beethoven's zuerst „versucht" wurden, und der gebildete Geschmack des Fürsten wie seine gediegenen musikalischen Kenntnisse imponirten Beethoven so sehr, dass er sich in Hinsicht auf Aenderung oder Verbesserung dieses oder jenes in seinen Compositionen willig von ihm rathen liess, in welchem Punkte er sehr eigen war. So konnte er z. B. noch in späterer Zeit von jenen, zu denen er Vertrauen hatte, dass sie ihn verstehen, eher ein Wort des Tadels als des Lobes hören, und nur einige wenige Künstler konnten sich des Glückes rühmen, ihn die Eigenheiten und die Behandlung ihrer Instrumente lehren zu dürfen. Herr Kraft (Vater) und später Herr Linke lehrten ihn den Mechanismus des

*) Abgedruckt in der „Neuen Zeitschrift für Musik" No. 19. vom Jahre 1837.

Violoncells, Herr Punto jenen des Horns und Herr Friedlowsky (Vater) den der Clarinette kennen, und diese Künstler waren es, die Beethoven bei seinen Compositionen am meisten consultirte, und ihren Gründen Gehör gab, wenn es ihm auch noch so schwer fiel, eine oder die andere Stelle abzuändern. *)

Das schon in jener Zeit ausgezeichnete Quartett: Schuppanzigh — I. Violin, Sina — II. Violin, Weiss — Bratsche (Viola), Kraft (Vater) abwechselnd mit Linke — Violoncello, — das späterhin unter dem allgemeinen Namen das „Rasumowskysche Quartett“ die ausgebreitetste und wohlverdiente Celebrität erlangte — dieses Quartett verherrlichte die musikalischen Zirkel des Fürsten Lichnowsky, und diesen vier ächten Künstlerseelen hauchte Beethoven nach und nach seinen erhabenen Geist ein. Nur wer sich solchen Glückes rühmen kann, den nenne ich Schüler, Jünger eines grossen Meisters, welcher dessen Lehren in ihrer vollen Reinheit wieder weiter verbreiten kann und soll. Wie man die Finger auf das Instrument setzt, wie man schwere Gänge darauf machen lernt, das können Tausende lehren, ohne einen Geistesfunken hinzuzuthun. Nicht die Handhabung der Technik, der Geist allein ist die Wahrheit jeglicher Kunst. Und dieser Geist erstarkte selbst in Beethoven erst vollkräftig mit der forteilenden

*) Sänger pflegte Beethoven niemals zu fragen, ob sie das Geschriebene so singen könnten. Dagegen änderten diese wieder willkührlich, ohne ihn zu fragen.

Zeit, erhob sich in jenem Quartett-Bunde nach und nach zur vollen Erkenntniss, und hat sich so bis nach Beethoven's Tode darin erhalten, obgleich schon früher die Herren Sina und Weiss ausschieden, und ihre Plätze durch zwei würdige Dilettanten, die Herren Holz und Kaufmann, besetzt wurden. *) Dieser Quartett-Verein, für dessen musikalisch reine Sitten Beethoven nie aufhörte Sorgfalt zu tragen, galt mit Recht für die einzig wahre Schule, die Quartett-Musik Beethoven's, diese neue Welt voll erhabener Bilder und Offenbarungen, kennen zu lernen. — Eine an dieses Quartett von dem grossen Meister (bei Gelegenheit als 1825 eines seiner letzten schwierigen Quartette zum ersten Male vor einem Zuhörerkreis vorgetragen werden sollte) erlassene Zuschrift darf ich ihrer launigen Abfassung wegen hier nicht übergehen, da sie zugleich die oben ausgesprochene Sorgfalt Beethoven's für jenen Quartett-Verein beweiset. Sie lautet wörtlich so:

„Beste!

„Es wird Jedem hiemit das Seinige gegeben und „wird hiemit in Pflicht genommen, und zwar so, dass „man sich anheischig mache, bei Ehre sich auf das „Beste zu verhalten, auszuzeichnen und gegenseitig „zuvorzuthun.

„Dieses Blatt hat Jeder zu unterschreiben, der bei „der bewussten Sache mitzuwirken hat.

Beethoven.“

(Hier folgen die vier Unterschriften.)

---

*) Von jenem ersten vierblätterigen, der Kunstgeschichte an-

Wenn ich nun noch erwähne, dass Beethoven gegen Ende dieser seiner ersten Lebensperiode eine Kunstreise, zwar von sehr kurzer Dauer, nach Leipzig und Berlin unternahm, an diesen beiden Orten grosses Aufsehen erregte, und auch die verdiente Würdigung fand; so glaube ich mit Vorstehendem den ersten Theil aus dem Leben jenes Riesengeistes, der bis dorthin sich bereits seine Bahn vorgezeichnet, von der ihn selbst die bald nachher sehr bewegte Zeit in der Kunstwelt nicht abbringen konnte, füglich schliessen zu können, und erlaube mir nur noch einen flüchtigen Blick auf den musikalischen Zustand, so wie auf den herrschenden Geschmack jener Zeit zu werfen.

In ganz Deutschland, und vorzüglich in Wien, legte man sich schon damals häufig auf Musik, und zwar grösstentheils auf gute, weil man noch nicht so viel schlechte hatte, welche die folgenden Jahrzehende erst brachten, als die unteren Stände, in denen bis dahin viele aufmerksame Hörer waren, sich mit dieser göttlichen Kunst immer mehr und mehr zu befassen anfingen, dazu aber selten eine höhere Geistesbildung, noch den rechten Begriff: was Musik und ihr erhabenster Zweck sey, mitbrachten, und überhaupt von Vorurtheilen gegen jegliche Kunst noch sehr befangen waren; die Zahl der Componirenden

---

gehörenden Kleeblatte befindet sich gegenwärtig nur noch Herr Sina unter den Lebenden, und zwar in Paris. Herr Franz Weiss starb kurz vor Beethoven, Schuppanzigh bald nach ihm, und Linke erst vor wenig Jahren.

war damals noch nicht zur Legion angewachsen, und beschränkte sich nur auf die von der Natur wahrhaft Befähigten, wenn auch nicht immer mit hohen Geistesgaben Ausgerüsteten. Aber redlich meinten es jene Männer alle mit der Kunst, was heutzutage nur so selten der Fall ist; und es nur redlich meinen mit einer Sache, der man seine Kräfte widmet, das ist schon geeignet sie zu fördern. Die Banner jener Zeit: Herder, Wieland, Lessing, Göthe, und so viele andere noch, hatten nebst Gluck, Sebast. Bach und seine Söhne, Mozart, Haydn, Salieri und dem aufstrebenden Beethoven auf die edlere und geistige Ausbildung, besonders der höheren Stände einen so wohlthuenden Einfluss geübt, dass Kunst und Wissenschaft bei sehr Vielen mit zur höchsten Lebensaufgabe wurden. Die deutsche Oper, welche durch Gluck und Mozart eben den Culminations-Punkt erreicht hatte, stand auf gleicher Stufe der Ausbildung und Achtung mit der italienischen, welcher Wahrheit im Ausdrucke, Würde und Erhabenheit in Allem höher galt, als die blosse Kehlenfertigkeit, hohles Pathos und Sinnenreiz der heutigen. Diese beiden Institute wirkten mächtig auf alle, für das wahrhaft Schöne und Edle Empfängliche. Haydn's „Schöpfung“ und Händel's Oratorien erfreueten sich mit einer Besetzung von 150 höchstens 200 Mitwirkenden des ausserordentlichsten Zulaufs und Würdigung; wo man in unserer überbildeten Zeit 6 bis 800 ja sogar über 1000 sehen will, um sich an dem Lärm, den diese Legion hervorbringt, zu ergötzen, auf die

Hauptsache aber beinahe gar nicht achtet. *) Kurz, man kannte noch damals das schöne Wort Genügsamkeit, nahm das Grosse, mit wenigen Mitteln Gebotene mit Dank an, suchte in der Musik Geist und Seele als höchste Befriedigung, und hatte keine Ahnung von dem, unser jetziges Musiktreiben beherrschenden Materialismus; wie man auch noch keine Ahnung hatte von dem Einflusse auf Verflachung des Geschmackes des sich immer mehr und mehr ausbildenden Mechanismus der musikalischen Instrumente und deren Missbrauch. Der Dilettantismus jener Zeit blieb bescheiden an seinem Platze, und wucherte nicht wie heutzutage über alle Länder und Gauen, ehrte Kunst und Künstler wahrhaft, maasste sich keine Stellung an, wo nur der durchgebildete Künstler stehen soll, welchen Uebelstand wir jetzt an so vielen Orten erblicken müssen. Mit einem Worte: man liebte die Musik wirklich ohne Ostentation, man liess sie mit ihrem magischen Reiz auf sich wirken, gleich viel, ob sie von vier oder von hundert Vortragenden kam, wendete sie überhaupt als sicherstes Mittel an, Geist und Gemüth zu bilden, und so den Gefühlen eine edle Richtung zu geben. Das deutsche Volk verstand es noch ganz: einfache Grösse, ächte Empfindung und rein menschliche Gefühle aus seiner Musik herauszu-

---

*) Die Folgen solchen Uebermaasses werden aber gewiss nicht ausbleiben, und die riesenhaften Unternehmungen, die man jetzt in dieser Beziehung so häufig sieht und hört, als auf unsicherem Grunde ruhend, nach und nach in sich selbst zerfallen, nachdem sie der Kunst mehr geschadet als genutzt haben werden.

fühlen. Es verstand noch ganz die Kunst: das Unaussprechliche und geistig Erhabene aus dem Zauberreich der Töne abzuleiten und für sich zu gewinnen.

In und mit jener Zeit und unter ihren Edelsten und Besten lebte Beethoven in dem freundlichen Wien, wo sein Genius tausendfache Aufmunterung fand, sich frei und selbständig zu erheben, ohne von jemand Andern als von dem Neide verkannt und angefeindet zu werden.

Es war dieses ein herrliches, vielleicht nie wiederkehrendes Zeitalter der Kunst, in specieller Beziehung auf Beethoven das goldene; und unter solchen Umständen, von solchen zartfühlenden Menschen umgeben und geliebt, hätte er ganz glücklich seyn müssen, und wäre es sicherlich auch gewesen, hätte ihn nicht damals schon, nämlich in den letzten Jahren seiner ersten Lebensperiode, eine zuweilen anhaltende Harthörigkeit befallen, die seine Heiterkeit trübte, späterhin in ein so furchtbares Uebel ausartete, und ihn namenlos unglücklich machte.

Zweite Periode

von 1800 bis October 1813.

Die zweite Periode ist von ihrem Beginne bis zu ihrem Ausgange ein grosses Labyrinth, in welchem der grosse Tondichter herumirrt, und mit ihm könnte sich auch sein Biograph darin verirren, hielt er nicht alle Fäden dieses Drama fest und straff in den Händen, und wären ihm nicht die Charaktere aller darin handelnden Personen genau bekannt. — Das böse Princip in Gestalt seiner beiden Brüder Carl und Johann umgibt den Tondichter, und verfolgt ihn auf Weg und Steg. Das Schicksal setzt sich in seinem Ohre fest, und versagt ihm Wort und Ton zu hören. Eine Legion von Freunden und Bewunderern aus allen Ständen drängt sich an ihn heran, um ihn von beiden diesen Uebeln zu befreien; schreit ihm gleich Posaunenschall in die Ohren, so dass der arme, gedrängte Beethoven nur immer den letzten Freundesrath vernimmt, den aber das böse Princip unwirksam zu machen schnell bei der Hand ist. Die Verwickelungen vermehren sich, Neid, Intriguen und allerlei Leidenschaften bemühen sich ihre Rollen auf's

Beste zu spielen, und versperren alle Zu- und Ausgänge. Mit Bedauern muss der Biograph hier voraus verkünden, dass dieses Drama in dieser zweiten Periode leider nicht sein Ende erreicht. Mit Freuden gesteht er aber, dass in diesen tausend Conflicten und Wirren die heilige Muse ihren hohen Priester mit schützender Hand leitete, indem sie ihn einige würdige Freunde finden liess, die sich für längere Zeit sein Vertrauen zu erwerben wussten, und ihn möglichst wohlbehalten aus diesem Irrgarten menschlicher Schwächen und Leidenschaften seiner dritten Lebensperiode entgegenführen halfen. *)

Das vorstehende Scenarium zeigt schon deutlich, welch' schwer zu lösendes Problem dem Biographen hier gestellt ist, um den Faden der Geschichte stets würdig fortzuspinnen, und aus diesem Knäuel das Wahre und Rechte, wie es der Sache taugt, zu entwirren. Desshalb wird er auch genöthigt seyn, den grössten Theil jener unglückseligen Begebenheiten samt ihren Beweggründen summarisch zu fassen, und wo es sich thun lässt, als überflüssigen Ballast über Bord zu werfen, den Leser noch besonders ersuchend, die Ausarbeitung mancher Scene in ihre Details seiner eigenen Phantasie zu überlassen.

Im Jahre 1800 finden wir Beethoven mit der Composition seines „Christus am Oelberg" beschäf-

*) Graf Franz von Brunswick, Baron J. Gleichenstein, Baron Pasqualati, Herr von Zmeskal, Herr und Frau Streicher, Moritz Graf von Lichnowsky.

tigt, dessen erste Aufführung aber erst am 5. April 1803 Statt fand. Er schrieb dieses Werk während seines Sommeraufenthaltes in Hetzendorf, einem dicht an dem Garten des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn anstossenden freundlichen Dorfe, wo er überhaupt mehrere Sommer seines Lebens in voller Abgeschiedenheit zubrachte. Auch 1805 wohnte er dort und schrieb seinen „Fidelio". Eine Particularität, die sich an beide diese grosse Werke knüpft, und der sich Beethoven nach langen Jahren noch lebhaft erinnerte, war die, dass er jene beiden Werke im Dickigt des Waldes im Schönbrunner-Hofgarten auf der Anhöhe, zwischen zwei Eichenstämmen sitzend, die sich ungefähr zwei Fuss von der Erde vom Hauptstamme trennten, componirte. Diese ihm merkwürdig gebliebene Eiche in der Parthie zur linken Seite des Glorietts fand ich mit Beethoven noch 1823, und sie erweckte in ihm interessante Erinnerungen aus jener Zeit. In Bezug auf eben genanntes Oratorium darf ich des Umstandes nicht unerwähnt lassen, dass Beethoven in seinen letzten Jahren sich selbst tadelte, die Parthie des Christus zu dramatisch behandelt zu haben, und er hätte viel darum gegeben, diesen „Fehler" verbessern zu können. — Im Spätherbst von 1800 kam die zweite Simphonie mit dem C-moll Concert zum ersten Mal zur Aufführung.

In diese Zeit fällt es, dass sein Bruder Carl (eigentlich Caspar), der ihm bereits vor einigen Jahren nach Wien gefolgt war, ihn zu beherrschen anfing, und Beethoven's aufrichtigste Freunde und Anhänger

durch schiefe Beurtheilung, auch wohl Scheelsucht, ihm verdächtig machte. Nur die damals noch vollgewichtige Autorität des Fürsten Lichnowsky über Beethoven und dessen wahre Interessen, schüchterte sowohl diesen ein, als sie auch die Intentionen seines Bruders Carl in Etwas zurückhielt, wodurch unserm Beethoven noch ein kurzer Friede mit sich und seiner Umgebung gesichert ward. Jedenfalls aber nimmt die Leidensgeschichte Beethoven's, die erst sein Tod beendigte, hier schon ihren Anfang, wozu nicht nur das Benehmen seines Bruders, sondern auch die immer mehr zunehmende Harthörigkeit, und das daraus folgende Misstrauen, die ersten Fundamente legten. — Zu jenem ersten Bruder kam nun noch ein zweiter — Johann — hinzu, dessen Gesinnungen bald identisch mit jenen des Carl wurden; somit wurde die Masse des Gegengewichtes auf der Waagschale des für Beethoven wahrhaft Nothwendigen und Erspriesslichen gehörig compact, und trotzte Allen, die das edle Naturell Beethoven's und seinen aufwärts strebenden Genius erkannten, und letzteren auch durch das erstere zu erheben bemüht gewesen. Und wie hat sich Beethoven in allen den unzähligen Widersprüchen und Contrasten benommen, die ihm schon überall auf der Ferse folgten? — *wie ein Knabe, der eben aus einer idealen Welt auf die Erde gefallen, aller Erfahrung ermangelnd, gleich einem Balle von einer Hand zur andern geworfen wird; folglich fremden Meinungen preisgegeben; — und so blieb Beethoven sein ganzes Leben hindurch.*

Möge Letzteres dem Leser der Schlüssel seyn zu so manchem Räthsel, das sich in Bezug auf Beethoven's Handlungsweise ihm späterhin entgegenstellen dürfte. — Man ersieht schon daraus, wie sehr die Umstände, die auf sein Wirken und Schaffen, endlich auf seine ganze physische Existenz nothwendig einwirken mussten, um ihn sich zu verwickeln beginnen. Zugleich aber ersieht man, was von der Umgebung eines solchen immer in einer Art Kindheit verbleibenden Menschen abhängt, dessen Geist jedoch eine Grösse erreicht, die mit nichts Wirklichem mehr in Einklang gebracht werden kann, dessen Wille in Allem positives Gesetz wird, wenngleich, um ihn selbst zu richten und zu verurtheilen. So Beethoven sein Lebelang! — Daher seine immerwährende Opposition gegen alles Bestehende und Wirkliche im Staatenleben; denn in seiner idealen Welt war Alles anders, Alles besser, und wer ihn in diesen Theoremen bestärkte, dem näherte er sich freundlich, öfters auch mit einigem Vertrauen. Jedoch war dies Alles immer nur schnell vorübergehend, woran nicht selten ein zu vieles Einstimmen in seine Meinung die Ursache gewesen, wenn dieses nicht in der Ueberzeugung von der fraglichen Sache, sondern in dem Respekt für seine Person den Grund zu haben schien. Letzteres nannte er Schmeichelei, die ihm allezeit zuwider war.

In den ersten Monaten des Jahres 1802 wurde Beethoven von einer bedeutenden Krankheit befallen, in der ihn der berühmte Arzt Dr. Schmidt behan-

delte, den Beethoven zu seinen geschätzten Freunden zählte und ihm aus Dankbarkeit das von ihm selbst in ein Trio arrangirte Septett widmete. Nach der Wiederherstellung begab er sich nach Heiligenstadt, einem Dorfe 1½ Stunde von Wien entfernt, wo er den ganzen Sommer über verlebte. Dort schrieb er jenes Testament merkwürdigen Inhalts, das nach seinem Tode von mir der Redaction der Wiener Theaterzeitung und Hrn. Hofrath Rochlitz in Leipzig für die dortige Musikalische Zeitung zugeschickt wurde, und hier ebenfalls nicht fehlen darf. Es lautet wörtlich so:

Für meine Brüder Carl und . . . Beethoven.

O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht thut ihr mir, ihr wisst nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet! Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst grosse Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenket nur, dass seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Aerzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung gebessert zu werden betrogen, endlich zu dem Ueberblick eines dauernden Uebels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern oder gar unmöglich ist) gezwungen. Mit einem feurigen lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, musste ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen; wollte ich auch zuweilen mich ein-

mal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestossen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub! Ach wie wäre es möglich, dass ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommenern Grade als bei Andern seyn sollte, einen Sinn, den ich einst in der grössten Vollkommenheit besass, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiss haben noch gehabt haben! — O ich kann es nicht! — Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe thut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muss. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feineren Unterredungen, wechselseitigen Ergiessungen nicht Statt haben. Ganz allein fast, und so viel als es die höchste Nothwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muss ich leben. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heisse Aengstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es denn auch dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, so viel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten liess. Aber welche Demüthigung, wenn Jemand neben mir stand, und von wei-

tem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder Jemand den Hirten singen hörte, und ich auch nichts hörte! Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück! Ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte. Und so fristete ich dieses elende Leben, so wahrhaft elend, dass mich eine etwas schnelle Veränderung aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann. Geduld — so heisst es, sie muss ich nun zur Führerin wählen! Ich habe es. — Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluss seyn, auszuharren, bis den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht es besser, vielleicht nicht. Ich bin gefasst. — Schon in meinem 28. Jahre gezwungen Philosoph zu werden. Es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend Jemand. — Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weisst, dass Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen! O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, dass ihr mir unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröste sich einen seines Gleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch Alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. — Ihr meine Brüder Carl und . . . . — sobald ich todt bin, und Professor Schmidt lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, dass er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt füget

ihr dieser meiner Krankengeschichte bei, damit wenigstens so viel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. — Zugleich erkläre ich euch Beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es so nennen kann) von mir. Theilet es redlich, und vertragt und helft euch einander. Was ihr mir zuwider gethan, das wisst ihr, war euch schon längst verziehen. Dir Bruder Carl danke ich noch insbesondere für deine in dieser letztern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, dass euch ein besseres sorgenloseres Leben als mir werde. Empfehlt euren Kindern Tugend; sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ihr danke ich nebst meiner Kunst, dass ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. — Lebt wohl und liebet euch! — Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst L. wünsche ich, dass sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von euch; doch entstehe deswegen kein Streit unter euch. Sobald sie euch aber zu etwas Nützlicherem dienen können, so verkauft sie nur. Wie froh bin ich, wenn ich auch noch im Grabe euch nützen kann. So wär's geschehen: — Mit Freuden eile ich dem Tode entgegen. Kommt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir, trotz meinem harten Schicksale doch noch zu früh kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen; — doch auch dann bin ich zufrieden, befreit er mich nicht von einem endlosen lei-

denden Zustande. — Komm' wann du willst, ich gehe dir muthig entgegen. Lebt wohl, und vergesst mich nicht ganz im Tode, ich habe es um euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an euch gedacht, euch glücklich zu machen; seyd es!

Heiligenstadt am 6. October 1802.

Ludwig van Beethoven.
m. p.
(L. S.)

(Von Aussen.)

Für meine Brüder Carl und . . . nach meinem Tode zu lesen und zu vollziehen.

Heiligenstadt am 10. October 1802.

So nehme ich denn Abschied von dir — und zwar traurig. — Ja die geliebte Hoffnung, die ich mit hieher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilet zu seyn, sie muss mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist auch sie für mich dürre geworden. Fast wie ich hieher kam, gehe ich fort; selbst der hohe Muth, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte, er ist verschwunden. O Vorsehung, lass einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist der wahren Freude inniger Wiederhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit! kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wiederfühlen? — Nie? — Nein es wäre zu hart! *)

*) Der ganze Inhalt dieses Testaments, oder richtiger „Promemoria" an seine Brüder, bezeugt den Zustand der tiefsten

Erst zum Herbste 1802 hin war sein Gemüthszustand wieder so weit gebessert, dass er den längst gefassten Plan: dem Helden der Zeit, Napoleon, mit einem grossen Instrumentalwerk zu huldigen, von neuem aufgreifen und an's Werk schreiten konnte. Doch erst im Jahre 1803 machte er sich alles Ernstes an dieses gigantische Werk, welches wir unter dem Titel „Sinphonia eroica" kennen, das jedoch vieler Unterbrechungen wegen im folgenden Jahre erst beendigt wurde. Inzwischen schrieb Beethoven mehrere Sonaten und Quartette, die verschiedene Edelleute und Verleger bestellt hatten. — Die erste Idee zu jener Sinphonie soll eigentlich vom General Bernadotte ausgegangen seyn, welcher damals französischer Gesandter in Wien war, und Beethoven sehr schätzte. So hörte ich von mehreren Freunden Beethoven's. Auch Graf Moritz Lichnowsky (Bruder des Fürsten Lichnowsky), der oft mit Beethoven in der Gesellschaft Bernardotte's war, den ich überhaupt als Gewährsmann in Vielem auf die zweite Periode sich Beziehenden anführe, hat es mir so mitgetheilt. Er war stets um Beethoven, und liebte ihn nicht minder wie sein Bruder. *) Was ich von Beethoven persön-

Schwermuth, in welchem sich Beethoven seines Ohrenübels wegen befand; ein Zustand, der in dieser Art noch oft wiederkehrte. — Dass Beethoven in diesem ganzen Aufsatze den Namen seines zweiten Bruders, Johann, niemals ausspricht, und nur mit Punkten bezeichnet, ist auffallend und sonderbar, indem dieser Bruder, wie wir oben hörten, erst kürzlich nach Wien gekommen war, und kaum angefangen hatte, an den Geschäften und andern Angelegenheiten unseres Beethoven mit Antheil zu nehmen.

*) Der edle Graf Moritz Lichnowsky, dessen Hingeben für die

lich darüber erfahren, werde ich erst in der dritten Periode bemerken, wo von einem im Jahre 1823 an den König von Schweden (Bernadotte) abgeschickten Schreiben die Rede seyn wird.

Beethoven war seinen politischen Gesinnungen nach ein Republicaner, wohin ihn sein ächt künstlerisches Naturell besonders noch hinführte. Plato's „Republik" war in sein Fleisch und Blut übergegangen, und nach jenen Principien musterte er alle Verfassungen der Welt. So wollte er Alles eingerichtet wissen, wie es Plato vorgeschrieben hatte. Er lebte in dem festen Glauben, Napoleon gehe mit keinem anderen Plane um, als Frankreich nach ähnlichen Principien zu republicanisiren, und somit sei — nach seiner Meinung — der Anfang zu einem allgemeinen Weltglück gemacht. Daher seine Verehrung und Begeisterung für Napoleon.

Das, für den ersten Consul der französischen Republik, den Sieger von Marengo, sauber abgeschriebene Musikwerk, mit der Dedication an ihn, sollte eben durch die französische Gesandtschaft nach Paris expedirt werden, als die Nachricht nach Wien kam, NAPOLEON BUONAPARTE habe sich zum Kaiser der Franzosen proclamiren lassen. Auf die erste Kunde davon hatte Beethoven nichts Eiligeres zu thun, als das

---

Interessen Beethoven's dieser durch die Dedication zweier Werke, der Variations Op. 35., und der Sonate Op. 90. (E-minor) anerkannte, starb im December 1838 in Wien. Er war der Letzte jenes kunstgeschichtlich merkwürdigen Bundes in dem Hause seines fürstlichen Bruders.

Titelblatt von dieser Sinphonie abzureissen, und das Werk selbst, unter einem Schwall von Verwünschungen gegen den neuen Franzosen-Kaiser, gegen den „neuen Tyrannen", auf den Boden zu werfen, wo es liegen bleiben musste. *) Es dauerte lange, bis Beethoven von diesem Schreck wieder zur Besinnung kam, und gestattete, dass jenes Werk unter dem Titel „Sinphonia eroica" und mit der darunter sich befindenden Devise: *„Per festegiare il sovvenire d'un gran uomo"* in die Welt geschickt werden durfte. So viel nur noch darüber, dass Beethoven erst durch das tragische Ende des grossen Kaisers auf St. Helena mit ihm ausgesöhnt wurde, und sich sarkastisch äusserte: zu dieser Katastrophe habe er ihm vor 17 Jahren bereits die passende Musik componirt, die jene (Katastrophe), ohne dass es seine Absicht gewesen, musikalisch ganz wiedergebe — den Trauermarsch in jener Sinphonie damit meinend.

In den Jahren 1804 und 1805 war Beethoven fast ausschliesslich mit dem Componiren seiner Oper: Fidelio beschäftigt, die aus drei Acten bestand, und im Herbste 1805 unter dem Titel „Leonore" zuerst auf dem Theater an der Wien aufgeführt wurde. **) Die Schicksale, welche dieses ausserordentliche Werk und sein Verfasser zu erleiden hatten, bis es in der

---

*) So erzählte dieses Factum Graf Moritz von Lichnowsky, der mit F. Ries Zeuge davon war.

**) Das ursprünglich französische Buch wurde von dem Regierungsrath Joseph Sonnleithner zuerst ins Deutsche übersetzt.

Gestalt abgerundet ward, wie wir es nun geniessen, waren so seltener Art, wie sie wohl noch keinem Kunstwerk dieser Gattung vor und nachher widerfahren seyn mochten, und ich muss besorgen zu weitläufig zu werden, um nur das Wichtigere hierüber mit seinen Folgen auf den Verfasser anzuführen.

Die Ouverture war es zunächst, welche unsern Meister in eine peinliche Lage versetzte. Sie war fertig, aber der Componist hatte selbst kein rechtes Vertrauen dazu, war daher einverstanden, dass sie vorerst von einem kleinen Orchester bei Fürst Lichnowsky versucht werde. Dort wurde sie von einer Kennerschaar einstimmig für zu leicht und den Inhalt des Werkes zu wenig bezeichnend gefunden, folglich bei Seite gelegt, und kam bei Lebzeiten Beethoven's nimmermehr zum Vorschein. *) Herr Tob. Hasslinger in Wien, welcher auch diese Ouverture von seinem Vorgänger übernahm, liess sie erst vor wenig Jahren mit der Opus-Zahl 138. öffentlich erscheinen.

Die zweite Ouverture (ebenfalls in C-dur wie jene erste), mit welcher die Oper zuerst in Scene ging, ist unter den vier von Beethoven zu Fidelio geschriebenen Ouverturen unstreitig die genialste, und charakterisirt den Gegenstand am besten. Sie war aber in der Parthie der Blasinstrumente zu schwer, die immer zum Verdruss des Componisten ihre Aufgabe löseten; desshalb musste sie einer dritten den Platz räu-

*) In der dritten Periode am geeigneten Orte noch Einiges darüber.

men (jener bei **Breitkopf** und **Haertel** gestochenen), die dasselbe Motiv sowohl in der Introduction, als auch im Allegro-Satz mit kleinen Varianten gemein hat, im Wesentlichen aber von der zweiten, die bis jetzt noch nicht öffentlich erschien, ganz abweicht. In dieser dritten Ouverture, die jene frühere ablöste, war wieder den Streichinstrumenten zu viel zugemuthet, daher es diese ebenfalls an der nöthigen Präcision fehlen liessen.

Die vierte Ouverture endlich (in E-dur) schrieb Beethoven, weil die dritte auch noch zu lang befunden wurde, und er sich zu keiner Abkürzung verstehen wollte. Sie erschien erst 1815 mit der Oper, als diese seit mehreren Jahren wieder auf das Repertoir gebracht wurde, und zwar diesmal mit theilweiser Abänderung des Buches von Friedr. Tritschke. *)

Schon oben in der ersten Periode, als von der Sorgfalt die Rede war, welche Beethoven für die Ausbildung des Schuppanzigh'schen Quartetts nahm,

---

*) Die Begebenheit, die sich bei der 1807 vorgenommenen Abänderung dieser Oper im Hause des Fürsten Lichnowsky zutrug, die Herr Ries von dem damals im Theater an der Wien angestellt gewesenen Tenoristen Herrn Röckel (den ich selbst sehr wohl kenne) in London hörte, und in seinen Notizen über Beethoven S. 105 mittheilt, ist interessant und wahr, wie nicht minder Breuning's Brief an Dr. Wegeler vom 2. Juni 1806 (S. 62) über die Fata der Oper Fidelio bei ihrer ersten Aufführung bemerkenswerth. Auch Graf Moritz Lichnowsky wohnte jener Zusammenkunft bei, wo Beethoven gegen das Weglassen jeder einzelnen Nummer Schwerdt und Lanze einlegte, und allen Anwesenden viel zu schaffen machte.

bemerkte ich, dass Beethoven die Sänger niemals zu fragen pflegte, ob sie das Geschriebene so singen könnten, oder ob er ihnen hier und da Abänderungen oder Erleichterungen machen müsse? So liess er auch beim Componiren seiner Oper den Genius frei walten, und achtete viel zu wenig auf die ihm vor Jahren schon von Salieri hinsichtlich der Behandlung der Singstimmen ertheilten Lehren; daher er bei'm Einüben mit den Sängern in unfreundliche Collisionen kam, und es ist bekannt, dass der damals am Theater an der Wien fungirende Kapellmeister Ignatz von Seyfried zwischen Beethoven und den Sängern öfters den Vermittler zu machen hatte, und ersterem auch manchen zu beherzigenden Rath diesfalls gab, der sich auf ältere Erfahrungen stützte. *)

Waren die Bitterkeiten für Beethoven bis hierher schon in Fülle gekommen, so wurde das Maass erst durch den geringen Beifall, den die Oper bei ihrer ersten Aufführung erhielt, voll. Die Ursache davon war nicht nur die übermässige Länge und Breite des Ganzen auf einem so beschränkten Piedestal als das magere Libretto war, sondern auch noch der fatale Umstand, dass die Oper vor einem, grösstentheils aus französischem Militair, das wenige Tage früher in Wien einrückte, bestehenden Publicum aufgeführt wurde, das mehr an Kanonendonner, als an's Anhören einer sublimen Tondichtung gewöhnt war, zudem auch nichts

*) Auch bei'm Einüben seines „Christus am Oelberg" soll es zwischen Beethoven und den Sängern aus ähnlichen Ursachen Misshelligkeiten gegeben haben.

von dem Inhalte verstehen konnte. — Damit wäre denn der geringe Erfolg von einer Seite nachgewiesen. Liegt aber nicht ein Theil der Schuld an Beethoven selbst? — Er wollte von keiner Seite Rath annehmen, darum musste die Erfahrung ihn belehren; aber wurde denn alle Erfahrung zusammen genommen von Nutzen für ihn? Wir werden bei einer entscheidenden Gelegenheit, die sich 1824 bei den Proben von seiner zweiten Messe und der neunten Sinphonie darbot, hören: leider nicht! —

In jener Zeit stand ihm besonders sein Jugendfreund, Stephan von Breuning, mit Rath und That willig zur Seite, und half dem unerfahrenen Beethoven alle „Ränke und Kabalen" von Seite der Theaterdirektion und des Sängerpersonales mit erdulden. *) Zu jung

*) Aehnliche, ja noch weit bitterere Erfahrungen, Verläumdungen und sogar Herabsetzung seiner Kunst hatte Mozart bei seiner Oper „Die Entführung aus dem Serail" von den Sängern und andern neidischen Kreaturen, an deren Spitze sein Kunstbruder Salieri stand, zu erdulden. Wir lesen in der von Herrn von Nissen und Mozart's Wittwe herausgegebenen Biographie des grossen Tonfürsten Seite 492, dass die Kabalen und Verfolgungen bei der Aufführung seiner folgenden Oper „Figaro's Hochzeit" noch viel weiter getrieben wurden, so zwar, dass Mozart nach dem zweiten Akt voll Bestürzung zum Kaiser Joseph in die Loge ging, und sich über das Sängerpersonal beklagte, worauf dieses „durch eine ernste Warnung des Monarchen zu seiner Pflicht zurückgewiesen wurde." — Solcher Bosheit und Niederträchtigkeit, die den unsterblichen Mozart unermüdlich sogar bis nach seinem Tode verfolgte, die selbst die Wege gefunden, seinen in Dürftigkeit Hinterlassenen die verheissene Unterstützung des Kaisers Leopold zu entziehen, begegnet man vielleicht nie und nirgends wieder.

aber noch, und eben so leicht zündbaren Stoffes wie Beethoven, vermochte er nichts abzuwenden von dem Haupte seines Freundes, liess vielmehr alles Ungemach gleich mächtig auf sich einwirken, und verdoppelte somit dessen Last, die durch Einmischen des „bösen Princips“ nur noch drückender wurde. Andere, die es mit Beethoven und der in Frage stehenden Sache eben so wohl meinten wie Breuning, blieben mit ihrem Rathe auch nicht zurück, und so wurde der gute Beethoven in ein Labyrinth von Meinungen und Rathschlägen versetzt (wie noch öfters in seinem Leben), aus dem ihm am Ende nur sein guter Genius und die Liebe heraus verhalfen. Damals hätte ein Freund, wie sein Wegeler, um ihn seyn sollen, der, wie Beethoven erzählte, die Gabe besessen haben soll, Allem, was unter Freunden zu Zwist und Hader führen konnte, die komische Seite abzugewinnen, und so Alle wieder zur Besonnenheit zurückzubringen. Alle Ränke und Kabalen, die Beethoven bei seiner ersten Oper zu erdulden hatte, hätten vielleicht nicht den widrigen Nachklang in ihm zurückgelassen, der ihn schon von dem Gedanken, eine zweite Oper zu schreiben, abschreckte. Man wird fragen: wo blieb denn in jenem wichtigen Moment sein mächtiger Beschützer und Freund Fürst Lichnowsky, der den Knoten wahrscheinlich zerhauen haben würde? Er verliess kurz vor dem Einrücken der französischen Truppen mit so vielen Tausenden Wien, und kehrte erst im folgenden Jahre zur Herbstzeit dahin zurück.

Nachdem diese unheilvollen Stürme ausgetobt hatten und das Gemüth unsers Beethoven wieder etwas

beruhigt war, schrieb er die vierte Sinphonie in B-dur, der Form nach unstreitig die abgerundetste von allen andern, und so folgte auf Sturm und Gewitter plötzlich der heiterste Sonnenschein. So schnell wir solche Uebergänge in der Natur beobachten, eben so schnell war der Uebergang seiner Gemüthsbewegungen, woraus nicht wenig Kontraste erfolgten. Eine musikalische Idee z. B., die sich seiner Phantasie bemächtigte, konnte plötzlich alle Wolken von seiner Stirn verscheuchen, und Alles um ihn herum vergessen machen, nur jenen Centralpunkt nicht, in dem alle seine Gefühle zusammenliefen. Das war die Liebe zu seiner Julia, die damals den höchsten Grad erreicht, und sich aller seiner Ideen bemächtigt zu haben schien. Im Sommer von 1806 machte er, wegen des immer mehr zunehmenden Ohrenübels, eine Reise nach einem ungarischen Bade. Von dort schreibt er an seine Geliebte folgende drei interessante Briefe, die ich in seiner Handschrift besitze.

I.

„Am 6. Juli Morgens.

„Mein Engel, mein Alles, mein Ich! — Nur we-„nige Worte heute, und zwar mit Bleistift (mit Dei-„nem). Erst bis morgen ist meine Wohnung sicher „bestimmt. Welcher nichtswürdige Zeitvertreib und „d. g. (dergleichen). — Warum dieser tiefe Gram, „wo die Nothwendigkeit spricht! Kann unsere Liebe „anders bestehen, als durch Aufopferungen, durch „nicht Alles verlangen? Kannst Du es ändern, dass „Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin? —

„Ach Gott, blicke in die schöne Natur und beruhige
„Dein Gemüth über das Müssende. — Die Liebe for-
„dert Alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit
„Dir, Dir mit mir; — nur vergisst Du so leicht,
„dass ich für mich und für Dich leben muss. Wä-
„ren wir ganz vereinigt, Du würdest dieses Schmerz-
„liche eben so wenig als ich empfinden. — Meine Reise
„war schrecklich. Ich kam erst Morgens 4 Uhr ge-
„stern hier an, da es an Pferden mangelte. Auf der
„letzten Station warnte man mich bei Nacht zu fah-
„ren, machte mich einen Wald fürchten, aber das
„reizte mich nur, und ich hatte Unrecht; der Wagen
„musste bei dem schrecklichen Wege brechen, grund-
„los, blosser Landweg. — Fürst Esterhazy hatte
„auf dem andern Wege hieher dasselbe Schicksal
„mit 8 Pferden, was ich mit 4. — Jedoch hatte ich
„zum Theil wieder Vergnügen, wie immer, wenn
„ich was glücklich überstehe. — Nun geschwind zum
„Innern vom Aeusseren. Wir werden uns wohl bald
„sehen. Auch heute kann ich Dir meine Bemerkun-
„gen nicht mittheilen, welche ich während dieser
„einigen Tage über mein Leben machte. Wären un-
„sere Herzen immer dicht an einander, ich machte wohl
„keine dergleichen. Die Brust ist voll Dir viel zu sa-
„gen. — Ach — es gibt Momente, wo ich finde, dass
„die Sprache noch gar nichts ist! — Erheitere Dich
„— bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein Alles,
„wie ich Dir; das Uebrige müssen die Götter schicken,
„was für uns seyn muss und seyn soll.

„Dein treuer

Ludwig."

II.

„Montag Abends am 6. Juli.

„Du leidest Du mein theuerstes Wesen! — Eben „jetzt nehme ich wahr, dass die Briefe in aller Frühe „aufgegeben werden müssen. Du leidest! Ach, wo ich „bin, bist auch Du mit mir; mit mir und Dir werde ich „machen, dass ich mit Dir leben kann. Welches Le-„ben!!!! so!!! ohne Dich. — Verfolgt von der Güte „der Menschen hier und da, die ich meine eben so „wenig verdienen zu wollen, als sie wirklich zu ver-„dienen, — Demuth des Menschen gegen den Men-„schen — sie schmerzt mich — und wenn ich mich „im Zusammenhang des Universums betrachte, was „bin ich, und was ist der, den man den Grössten „nennt? und doch ist wieder hierin das Göttliche im „Menschen .... Wie Du mich auch liebst, stärker „liebe ich Dich doch, — doch nie verberge Dich vor „mir. Gute Nacht! — Als Badender muss ich schla-„fen gehn. Ach Gott! so nahe! so weit! Ist es nicht „ein wahres Himmelsgebäude unsere Liebe, aber auch „so fest, wie die Veste des Himmels.“ —

III.

„Guten Morgen am 7. Juli.

„Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, „meine unsterbliche Geliebte, hie und da freudig, dann „wieder traurig, vom Schicksal abwartend, ob es uns „erhört. — Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir, „oder gar nicht; ja ich habe beschlossen in der Ferne „so lange herum zu irren, bis ich in Deine Arme flie-„gen, mich ganz heimathlich bei Dir nennen, meine

„Seele von Dir umgeben in's Reich der Geister schi-
„cken kann. — Ja leider muss es seyn! — Du wirst
„Dich fassen um so mehr, da Du meine Treue gegen
„Dich kennst; nie eine andere kann mein Herz besit-
„zen, nie! nie! — O Gott, warum sich entfernen
„müssen, was man so liebt? und doch ist mein Leben
„so wie jetzt ein kümmerliches Leben. — Deine Liebe
„macht mich zum Glücklichsten und zum Unglücklich-
„sten zugleich. In meinen Jahren jetzt bedürfte ich
„einiger Einförmigkeit, Gleichheit im Leben; kann die
„bei unserem Verhältnisse bestehen? — Sey ruhig;
„nur durch ruhiges Beschauen unsers Daseyns können
„wir unsern Zweck zusammen zu leben erreichen. —
„Welche Sehnsucht mit Thränen nach Dir, mein Le-
„ben, mein Alles! Lebe wohl! — O liebe mich fort
„und verkenne nie das treueste Herz Deines

geliebten Ludwig."

Ist es demnach bei einem Gemüthe, wie Beethoven, zu glauben, was Herr Ries in seinen Notizen S. 117 sagt: „Er — Beethoven nämlich — war sehr häufig verliebt, aber meistens nur auf kurze Dauer. Da ich ihn einmal mit der Eroberung einer schönen Dame neckte, gestand er, die habe ihn am stärksten und längsten gefesselt — nämlich sieben volle Monate." — Mochte es aber wohl Beethoven bei seiner grossen Reizbarkeit im Punkte der Liebe nicht wirklich eben so ergangen seyn, wie anderen? Wie viele Erscheinungen gehen an den Blicken des Mannes vorüber, die nur auf Momente oder auf Tage einen Eindruck auf ihn zurücklassen, bis endlich jene kommt,

die mit einem Male in seinem Herzen tiefe Wurzeln schlägt, und unaufhörlich ihm in Allem als Leitstern vorangeht! — Bei Beethoven schien dies auch wirklich der Fall zu seyn. Dass er jene Dame nie vergessen hat, beweiset sich dadurch, dass er sich durch mich und andere oftmals um ihre Lebensverhältnisse erkundigen liess, und immer noch den lebhaftesten Antheil an allem sie Betreffenden nahm. Mehr hierüber zu sagen erlauben für jetzt die Umstände nicht.

Ein anderer ebenfalls von seiner Hand aus etwas späterer Zeit vor mir liegender Beweis, seine Sehnsucht nach häuslichem Glücke bekundend, lautet wörtlich so: „Nur Liebe — ja nur sie vermag dir ein glücklicheres Leben zu geben! O Gott — lass mich sie — jene endlich finden, die mich in Tugend bestärkt — die erlaubt mein ist.“

Unbezweifelt steht es fest, dass, hätte Beethoven das grosse Glück gehabt, ein weibliches Wesen aus einem ihm gleichen Standesverhältnisse sein nennen zu dürfen, das ihn wahrhaft erkannt und geliebt hätte, dies bei seinen hervorstechenden Eigenschaften für häusliches Leben die Grundfeste seines Glücks gewesen wäre: und unter diesen Bedingungen würde die Welt noch weit mehr Produkte seines Genie's aufzuweisen haben, als sie deren hat. Beethoven bedurfte einer solchen Constanze, wie sie Mozart einstens sein nannte (wie besonders Künstler und Gelehrte haben sollten), die ihm ebenfalls in freundlichem Tone sagen durfte: „Bleibe zu Hause, Ludwig, und arbeite, der und der wartet schon auf das Werk“, wie es

jene oft zu ihrem Wolfgang gesagt haben soll. Ein solches Weib hätte ein Monument verdient, dessen er selber nicht bedarf. Zu sagen, dass sein Ohrenübel die Bedingungen diesfalls anders gestaltet habe und fast die alleinige Ursache war, dass Beethoven eines reinen Glückes niemals theilhaftig wurde, ist entsetzlich, aber leider nur zu wahr. — Merkwürdig, dass ich über den Punkt seiner Herzensangelegenheiten, ungeachtet des grossen Vertrauens, dessen er mich würdigte, aus seinem Munde nur Namen hörte, die darauf hindeuteten, und es stand meiner Jugend nicht wohl an, ihn desshalb auszufragen. So hörte ich von ihm selbst in Bezug auf jene Giulietta nur Flüchtiges, indem er dieses zarte Thema selbst von seinen ältesten Freunden niemals berührt wissen wollte. Was ich darüber anführe, rührt jedoch aus den lautersten Quellen. Zudem sind die hier mitgetheilten Briefe ebenfalls sichere Bürgen für die Wahrheit des Gesagten.

Auch weiss man von einem zarten Verhältniss mit einer Gräfin Marie Erdödy, welcher Beethoven die beiden wunderherrlichen Trio's Opus 70. gewidmet hat. Doch scheint dieses nur ein inniges Freundschaftsverhältniss zwischen beiden gewesen zu seyn. *) Ich

*) Es wäre doch recht zu wünschen, dass bei neuen Auflagen von Beethoven's Werken niemals die Dedication weggelassen würde, wie es so oft der Fall ist. Es war theils herzliche Zuneigung, theils Erkenntlichkeit, welche unserm Meister zur Nennung seiner Lieben und Werthen Anlass gaben, und an manche jener Dedicationen knüpfen sich nicht unwichtige Veranlassungen an. Beethoven wollte seine Freunde und Gönner wirklich damit ehren und auszeichnen, ohne

weiss darüber nichts Genaueres, als dass jene kunstsinnige Dame ihrem Lehrer und Freund in dem Park eines ihrer Schlösser in Ungarn einen schönen Tempel erbaute, dessen Eingang mit einer bezeichnenden Inschrift geziert ist, die in sinniger Weise ihre Huldigung dem grossen Künstler ausspricht.

Wie sich Beethoven an einem gewissen Orte selbst ausdrückt: „er componire immer mehrere Sachen zu gleicher Zeit", — so blieb es bei ihm fortan. So auch in den Jahren 1806, 1807 und 1808, in welchen die vierte, fünfte und sechste Sinphonie, jene Kolosse musikalischer Poesie seinem Gehirne entsprangen, schrieb er noch so viele andere Werke, wie die Cataloge es zeigen. Seine C-moll Sinphonie und die Pastorale führte er nicht zu gleicher Zeit auf, wie Herr Ries (S. 83) anführt, sondern in verschiedenen, entfernten Zwischenräumen, so wie sie componirt wurden. Es lässt sich schon vernünftiger Weise a priori annehmen, dass drei Werke solchen Umfanges (Herr Ries setzt sogar noch die Phantasie für Piano-Forte mit Orchester und Chor hinzu) bei einer noch nicht so weit vorgerückten Ausbildung der Orchester, wie in unsern Tagen, alle zum ersten Mal neben einander aufzuführen, an die Unmöglichkeit gränzt.

Beethoven dirigirte seine grossen Werke bei den ersten Produktionen in dieser wie in der früheren Pe-

im Mindesten Ringe, Busennadeln oder goldene Dosen und Uhren für seine öffentlichen Beweise von Hochachtung zu erwarten.

riode meist alle selbst. Als Dirigent des Orchesters war er nicht gut und auch nicht schlecht. Sein Feuereifer liess ihn nicht zur nöthigen Ruhe und Selbstbeherrschung hierbei kommen. Alles fühlend, was jedes einzelne Instrument zu sagen habe, wollte er es auch den Vortragenden so fühlbar machen, und verlor sich dabei in Gesticulationen, die das Orchester zum Schwanken brachten. Seine Harthörigkeit, daher das Lauschen nach dem bestimmten Eintritt einzelner Instrumente, waren noch überdies Veranlassung zu häufigem Retardiren an Stellen, wo der Dirigent dem Ganzen die Zügel schiessen lassen muss. Zur Zeit, als sein Gehör noch gesund war, hatte er nicht Gelegenheit mit dem Orchester oft in Berührung zu kommen, besonders sich die Praxis im Directions-Fache im Theater, als der besten Schule hiezu, anzueignen. Im Concert-Saale allein wird das fähigste Talent zu dieser schwierigen Function niemals ausgebildet, und bleibt einseitig und unbeholfen. So sieht man ja Componisten von Rang unfähig ihre eigenen Werke mit dem Orchester zu leiten, wenn sie sich die nöthige Routine im Ueberhören von Massen und im Beherrschen derselben nicht früher schon erworben haben. — Dass Beethoven demnach mit seinem Orchester oftmals in unfreundliche Explicationen gerieth, stand zu erwarten, niemals aber artete er gegen dasselbe in Grobheiten und Schimpfworte aus, noch weniger weiss in Wien irgend ein Mensch von solchen Vorfällen mit dem Orchester zu erzählen, wie sie sein Freund und Schüler Herr Ries (S. 83 und 84 s. Not.) anführt, Vorfälle, die sich in Wien zugetragen haben „sollen",

während Herr Ries schon längst in Petersburg war. Und, welcher Dirigent kommt denn nicht zuweilen mit seinem Orchester in eine unangenehme Berührung, ohne dass Jemand eine Wichtigkeit daraus macht, und sie als Quelle zu einer Charakteristik benutzt? *)

---

*) S. 83 spricht Herr Ries von der Aufführung der Phantasie für Piano-Forte, Chor und Orchester (Opus 80.), wobei der Clarinettist durch Versehen einer Reprise eine Störung machte. Herr Ries fährt in seiner Erzählung so fort: „Beethoven „sprang wüthend auf, drehte sich um und schimpfte auf die „gröbste Art über die Orchester-Mitglieder, und zwar so „laut, dass das ganze Auditorium es hörte. Endlich schrie „er „von Anfang!“ Das Thema begann wieder, Alle fie„len richtig ein, und der Erfolg war glänzend. Als aber das „Concert vorbei war, erinnerten sich die Künstler nur zu „wohl der Ehrentitel, welche Beethoven ihnen öffentlich ge„geben, und geriethen nun, als ob die Beleidigung eben „erst statt gefunden hätte, in die grösste Wuth; sie schwu„ren, nie mehr spielen zu wollen, wenn Beethoven im Or„chester wäre“ u. s. f.

Das Factum der von Beethoven laut verlangten Wiederholung jener Phantasie wegen des Fehlers in der ersten Clarinette ist wahr. Von einer Beschimpfung aber der Orchester-Mitglieder, die daran keine Schuld hatten, sogar noch „auf die gröbste Art“, weiss der geniale Orchester-Director Herr Franz Clement, mit welchem Beethoven seinen Fidelio, die 4te, 5te und 6te Sinphonie und jene Phantasie aufführte, der heute noch seinen Platz im Theater an der Wien einnimmt, nichts, eben so wenig wissen davon andere Mitglieder des Orchesters aus jener Zeit, die noch leben, und gegen die Aussagen des Herrn Ries protestiren. Herr Ries hat der Aufführung des Fidelio nicht mehr beigewohnt, da er sich bereits auf der Reise nach Russland befand, und jene Sinphonien, von denen er S. 83 s. Not. spricht, wurden erst mehrere Jahre nachher von Beethoven componirt, desgleichen auch obige Phantasie.

S. 84 fährt Herr Ries weiter fort: „Eine ähnliche Scene „soll noch einmal vorgefallen seyn, wo das Orchester ihn „aber sein Unrecht mehr fühlen liess, und alles Ernstes dar-

Hier nun scheint der geeignete Ort zu seyn, anzuführen, dass es in diesen Zeitabschnitt fällt, wo die geschlossenen Freundschaften Beethoven's sich um zwei vermehrten, die im Allgemeinen viel Einfluss auf ihn hatten. — Es waren die Herren: Franz Graf von Brunswick und Baron J. v. Gleichenstein. Obgleich beide nicht immer in Wien anwesend, waren sie doch häufig dort, und Beethoven konnte sich in wichtigen Sachen bei ihnen Raths erholen. Beide diese Männer von hohen Geistesfähigkeiten und seltener Charakterruhe, zugleich mit tiefen Blicken in seine ganze Natur und in seine Werke, imponirten ihm ohne alle Anmassung, und vermochten damit vieles zu erreichen, was die Geschäftigkeit der anderen Freunde niemals zuwege bringen konnte. Vorzüglich ist es der erstere, dessen durchdringendes Erfassen des Beethoven'schen Geistes mir in keinem Zweiten seiner Verehrer je in diesem hohen Grade vorgekommen ist. Beethoven scheint dieses geistige Uebergewicht jenes Freundes über andere schon damals erkannt zu haben, als er ihm die Riesen-Sonate Op. 57. und die Phantasie Op. 77. widmete. So — dachte er wahrscheinlich — muss es lauten, soll ich diesen würdigen Freund nach Verdienst ehren! *) — Seinem

---

„auf bestand, dass er nicht dirigire. So habe Beethoven „denn bei der Probe im Nebenzimmer bleiben müssen, und „es sehr lange gedauert, bis sich dieser Zwist wieder aus-„geglichen."

Niemand erinnert sich in Wien einer solchen Scene, und während meines drei und zwanzigjährigen Aufenthalts dort habe ich auch kein Wörtchen davon gehört.

*) Das Haus des Grafen Franz von Brunswick in Pesth war

Freunde Baron von Gleichenstein dedicirte Beethoven die grosse Sonate mit Violoncello Opus 69. — Noch muss ich hier des kaiserlichen Hofsekretairs Herrn von Zmeskal erwähnen, der zu Beethoven's wärmsten Freunden jener Zeit gehört, und ebenfalls, wie die beiden oben genannten, viel Einfluss auf ihn nahm. Der grosse Meister verblieb allen diesen drei edlen Männern bis an sein Ende anhänglich und dankbar.

---

seit langen Jahren eine Propaganda des wahren und reinen Kunstglaubens ohne Prevention für irgend einen Classiker. Keine der noch so verführerischen Irrlehren der Jetztzeit konnte sich dort Eingang verschaffen. Welchen Antheil seine Gemahlin stets daran genommen, die seine Schülerin und die geistreichste Klavierspielerin ist, die ich je gehört, verdiente eine eigene Abhandlung, um ihre Leistungen und deren Einwirkung auf ihre Zuhörer nach Gebühr zu würdigen. Möge dieser Geist in jener merkwürdigen Familie fortan erblich bleiben!

Eine dem gräflich Brunswick'schen Hause geistesverwandte Familie, deren künstlerisches Streben auch dieselbe Tendenz verfolgt, befindet sich noch zu Geilenkirchen in der preuss. Rheinprovinz. Das Haus des Kaufmanns Herrn Max Flemming zu G. unweit von Aachen gleicht in diesem Punkte ganz jenem des ungarischen Magnaten. Tiefes Erfassen und Verstehen der musikalischen Klassiker jeden Faches, selbst aus den ältesten Perioden der Kunstgeschichte, pflanzten sich durch Unterricht und Beispiel der beiden Eltern auf ihre Kinder fort, wie man Aehnliches nur sehr selten wieder finden dürfte. So hat man auch in unserer Zeit, wo besonders die häusliche Musik sich überall dem Ephemeren und rein Sinnlichen zugewandt hat, Beethoven's Muse in jenem Hause einen Tempel errichtet, und ihr Dienst befördert das Lebensglück seiner interessanten Bewohner auf eine Weise, die dem sinnigen Beobachter die wärmste Theilnahme für diese seltenen Menschen einflössen muss.

Nur das sichere Erkennen und Erfassen, nicht die Bewunderung seines Genius war es, was Beethoven an einem Freunde festhielt. Für die Bewunderer und abgöttischen Verehrer war sein Herz nichts als ein breites Durchhaus (Durchgang), wo Tausende aus- und eingehen können, ohne sich an einander zu reiben. Und dies ist wohl ein sicheres Kennzeichen des ächt künstlerischen Genius, dessen erstes Bedürfniss sich darin ausspricht: dass er erkannt und ganz erkannt seyn will. Zum Bewundern und Anstaunen findet sich dann schon Zeit und Maass.

Interessant wird es nun seyn zu sehen, wie hoch Beethoven's Werke seit Ausgang der ersten und Anfang der zweiten Periode im Werthe gestiegen waren. — Eine Convention zwischen ihm und Muzio Clementi de dato Wien den 20. April 1807, von diesen beiden und Baron von Gleichenstein als Zeugen unterzeichnet, befindet sich unter den Beethovenschen Papieren im Original. Dieser Convention zufolge erhielt Beethoven für die *Doubletten* folgender Werke: a) drei Quartette, b) die vierte Sinphonie, c) die Ouverture zu Coriolan, d) das vierte Klavier-Concert, e) das Violin-Concert — vom Herrn Clementi die Summe von 200 Pfund Sterling zum *Verkauf für England.* (Alle diese genannten Werke waren auch bereits an deutsche Verleger verkauft.) — Zugleich enthält jene Convention die Verpflichtung für Clementi: für drei noch zu componirende Sonaten an Beethoven die Summe von 60 Pf. Sterling zu bezahlen.

An Geschenken von Werthe erhielt Beethoven in jener Zeit viele, von denen aber alle wieder spurlos verschwanden, und ich hörte Freunde von ihm aussagen, dass das „böse Princip" bemüht war, nicht nur freundlich gesinnte Menschen, sondern auch Prätiosen aus seiner Nähe zu entfernen. Wenn Beethoven gefragt wurde: wo ist denn jener Ring oder jene Uhr? so soll er nach einigem Nachsinnen immer geantwortet haben: ich weiss es nicht. Er wusste aber recht wohl, wie sie ihm entkommen, wollte aber nie seine Brüder solcher Veruntreuungen laut anklagen, im Gegentheil vertheidigte er sie in all' ihrem Thun und Lassen, und in Streitsachen mit anderen, selbst den erprobtesten Freunden, gab er gewöhnlich seinen Brüdern, wenn nicht immer laut, doch stillschweigend Recht, und bestärkte diese somit in ihrem Verfahren gegen seine persönlichen Interessen. Besonders wurde von ihm hartnäckig Alles vertheidigt, was sein älterer Bruder Carl that, da er diesen wirklich liebte und seinen Einsichten viel Vertrauen schenkte. *)

Auch während der zweiten französischen Invasion 1809 verliess Beethoven Wien nicht, und wäre er bei diesem Ereigniss um seine Person besorgt gewesen, ja, wäre er einer solchen Feigheit fähig gewesen, wie Herr Ries den Leser deutlich vermuthen lässt **), dann hatte er ja tausend Gelegenheiten sich

*) Herr Ries führt unter anderen Scenen zwischen Beethoven, seinen Brüdern und Freunden eine mit plastischer Umständlichkeit an (S. 88), die sprechend ist.

**) „Bei der kurzen Beschiessung Wiens durch die Franzosen „im Jahre 1809 war Beethoven sehr ängstlich, er brachte

früher zu entfernen; und brachte er die Zeit während der Beschiessung der Stadt im Keller zu, so that er nur, was die ganze Bevölkerung in jenem kritischen Moment that, wofür Dr. Wegeler aber noch besonders das schmerzliche Einwirken des Kanonendonners auf sein krankes Ohr als Grund vermuthen lässt. — Kein Mensch, welcher Beethoven nur etwas näher zu beobachten Gelegenheit hatte, hat ihn jemals muthlos oder gar feige gesehen, gerade das Gegentheil davon war er, und kannte weder Furcht noch Schrekken, welches ganz übereinstimmend mit seinem Naturell gewesen. Oder sollte er allein im Jahre 1809 furchtsam und ängstlich gewesen seyn? Blieb er nicht auch während der ersten Occupation der Franzosen 1805 in Wien, und führte seinen Fidelio auf, wo doch auch eine Beschiessung der Stadt hätte vorausgehen können? —

Im Jahre 1809 erhielt Beethoven den Ruf, mit einem Gehalte von 600 Ducaten, als Kapellmeister, zu dem König von Westphalen zu gehen. Es war dieser Antrag zu einer gesicherten Existenz der erste und letzte in seinem Leben; der letzte darum, weil sein krankes Gehör die Functionen eines Musikdirektors unmöglich machte. Da man es aber für Oestreich nicht ehrenvoll erachtete, den grossen Künstler, den man mit Stolz den Seinen nannte, in ein fremdes

„die meiste Zeit in einem Keller bei seinem Bruder Caspar „zu, wo er noch den Kopf mit Kissen bedeckte, um ja nicht „die Kanonen zu hören.“ So Herr Ries S. 121 s. Not.

Land ziehen zu lassen; so wurde ihm von Seite des Erzherzogs Rudolph, des Fürsten Kinsky und des Fürsten Lobkowitz die Offerte gemacht, ihm, so lange er keine feste Anstellung im Lande erhalten sollte, ein Jahresgehalt von 4000 Gulden in Bancozetteln anzuweisen, an die sich nur die Verpflichtung knüpfte, Oestreich nicht zu verlassen. *) Beethoven ging diese Bedingung ein, und blieb. Jedoch schon 1811 reducirte das östreichische Finanz-Patent diese 4000 Gulden auf ein Fünftheil, ohne dass es Beethoven möglich ward, jene hohen Gönner zu einer Abänderung der 1809 getroffenen Stipulationen bewegen zu können. Wie es ihm aber mit jenem Fünftheil seiner Pension in der Folgezeit noch ergangen, wie sehr es noch zusammen schmolz, werden wir in der dritten Periode am geeigneten Orte vernehmen.

Im Jahre 1810 führte Beethoven seine erste Messe (Op. 86.) in Eisenstadt, dem Sommeraufenthalt des Fürsten Esterhazy, zuerst auf, als Herr Hummel des Fürsten Kapellmeister war. Nach geendetem Gottesdienst empfing der Fürst Paul Esterhazy, der bekanntlich eine besondere Vorliebe für Haydn'sche Kirchenmusik hatte, unsern Beethoven und andere Honoratioren in seinem Schlosse. Als Beethoven eintrat, richtete der Fürst im gleichgültigen Tone diese Worte an ihn: „Aber lieber Beethoven, was haben

*) Zu dieser Summe contribuirte der Erzherzog Rudolph 1500 Gulden, Fürst Lobkowitz 700 Gulden und Fürst Ferdinand Kinsky 1800 Gulden.

Sie denn wieder da gemacht?“ in Beziehung auf das eben gehörte Werk. Beethoven, schon betroffen von dieser Aeusserung des Fürsten, wurde es noch mehr, als er Hummel'n an der Seite des Fürsten stehend lachen sah. Es auf sich beziehend, vermochte ihn nichts mehr an einem Orte zu halten, wo man seine Leistung so verkannt, und er noch überdies eine Schadenfreude an seinem Kunstbruder bemerkt zu haben glaubte. Er verliess noch am selben Tage die Residenz des Fürsten, ohne zu untersuchen, ob jenes fatale Lachen wirklich ihm, oder nicht vielmehr der Art und Weise, wie sich der Fürst ausdrückte, gegolten habe. Sein Hass auf Hummel dieserwegen wurzelte so tief, dass ich kein zweites Beispiel aus seinem ganzen Lebenslauf kenne. Noch 14 Jahre nachher erzählte er mir diese Begebenheit mit solcher Erbitterung, als hätte sie sich erst den Tag vorher ereignet. Aber auch diese finstere Wolke zerstob die Kraft seines Gemüthes, und es wäre dies längst früher geschehen, hätte sich Hummel ihm freundlich genähert, und sich nicht stets ferne gehalten, wovon der Grund war, dass beide einstens ein und dasselbe Mädchen liebten, Hummel aber der Begünstigte war und blieb, da er eine Anstellung und nicht das Unglück hatte, harthörig zu seyn.

Als Beethoven in seinen letzten Lebenstagen hörte, Hummel werde nach Wien kommen, war er über die Maassen darüber erfreut und sagte: „Ach, wenn er mich nur besuchen wollte!“ Hummel besuchte ihn schon den Tag nach seiner Ankunft in Gesellschaft des

Herrn And. Streicher, und das nach langen Jahren erfolgte Wiedersehen der alten Freunde war über alle Beschreibung rührend. Hummel, entsetzt über die Leidensgestalt Beethoven's, weinte bitterlich; Beethoven aber suchte ihn damit zu beschwichtigen, dass er ihm eine am selben Morgen ihm von Diabelli zugeschickte Zeichnung von Haydn's Geburtshaus zu Rohrau vorhielt mit den Worten: „Sieh lieber Hummel das Geburtshaus von Haydn; heute hab' ich's zum Geschenk erhalten, und es macht mir eine grosse Freude. Eine schlechte Bauernhütte, in der ein so grosser Mann geboren wurde!" Hummel besuchte ihn noch öfters, und das zwischen beiden früher Vorgefallene war gleich bei der ersten Annäherung rein vergessen. Beide gaben sich für den nächsten Sommer ein Rendez-Vous zu Carlsbald. — Doch schon nach 10—12 Tagen starb Beethoven, und Hummel geleitete ihn mit zu Grabe.

Da es meine Absicht und zugleich Grundsatz nur seyn kann, blos den wichtigeren Begebenheiten aus Beethoven's Leben zu folgen, die in direkter Beziehung zu seiner Individualität stehen, so hebe ich aus dem Jahre 1810 nur noch ein Factum heraus, das in seinen Folgen für Beethoven wichtig war.

Dass Beethoven von Besuchenden aus den fernsten Ländern überhäuft, und nur zu oft von ihnen belästiget wurde, muss man in der Stellung zu seiner Mitwelt für sehr natürlich halten. Gestattete es hier der Raum, so könnte ich Interessantes von Deutschen, Russen, Polen, Dänen, Schweden, Franzosen und

besonders Britten erzählen, die sich Beethoven nicht anders wie einer Majestät näherten; und standen sie vor ihm und sahen sein Unglück, von dem sie sich früher keinen Begriff machen konnten, dann erfasste die meisten eine tiefe Wehmuth, und mit Thränen schrieb manche hohe Dame die Versicherung ihrer Verehrung in sein Conversations-Buch, da er ihre Rede nicht mehr hörte; und mit Thränen in den Augen entfernten sich wohl die Meisten von ihm. Solche Scenen erlebte ich so manche an seiner Seite. Und sollte man begierig seyn zu wissen, wie Beethoven sich bei solchen Besuchen benahm? — Immer mehr als gewöhnlich freundlich, gesprächig, cordial, witzig, niemals wie der Fürst in seinem Reiche, und niemals liess er den Besuchenden die Last seines Unglücks merken.

Unter den Besucherinnen im Jahre 1810 war auch Bettina Brentano (von Arnim) aus Frankfurt am Main, die in ihren Briefen an Goethe selbst darüber berichtet, und diese Berichte über ihre Zusammenkünfte mit Beethoven sind in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" wohl vielen Verehrern des grossen Meisters bekannt. Letzterer Umstand ist es jedoch, der mich aus dem in der Einleitung angeführten Grunde veranlasst, auch über die Referate der Bettina eine kurze Bemerkung zu machen.

Wer immer in jenem „Goethe's Briefwechsel" Band II. S. 190 das liest, was die anscheinend etwas überspannte Bettina in dem Briefe vom 28. Mai 1810 unsern Beethoven sagen lässt, der kann nicht

umhin, sich in ihm einen Schöngeist und monströsen Worthelden zu denken, — und sehr irrig. Die Art und Weise Beethoven's, sich in Allem und Jedem auszudrücken und zu erklären, war sein ganzes Leben hindurch die einfachste, kürzeste und bündigste, so in der Rede, so in der Schrift, wie letztere es überall documentirt. In schönen, gezierten Phrasen reden zu hören, oder so Geschriebenes zu lesen, war ihm schon als der Natur zuwider unangenehm, viel weniger ihm selber geläufig; überall einfach, schlicht, ohne Spur eines Gepränges, so war Beethoven ebenfalls in der Conversation. Dass er über seine Kunst so dachte, wie Bettina schreibt, dass er in ihr eine höhere Offenbarung erkannte und sie über alle Weisheit und Philosophie stellte, das war ein Thema, über das er wohl öfter sprach, aber es stets mit Wenigem beseitigte. Mit welcher Rücksicht er dabei noch auf andere Künste und Wissenschaften blickte, die er alle im nahen Zusammenhange mit seiner Kunst hielt, war noch besonders bemerkenswerth. — Wie würde nun Beethoven staunen über all das schöne Gerede, das ihm die angenehm schwatzende Bettina in den Mund legt, welches in einem poetischen Werke über den Meister recht wohl am Platze wäre, so aber in der That seinem ganzen natürlichen Wesen entgegen ist! Er würde unbezweifelt sagen: „Meine liebe, wort- und gedankenreiche Bettina, Sie hatten einen „Raptus", als sie jenes an Goethe schrieben." *)

*) Bettina erzählt in ihrem Briefe vom 28. Mai Goethe'n, dass sie Beethoven's Aeusserungen über Kunst u. s. w., die er

Auch Beethoven's Briefe an Bettina zeugen von der Natürlichkeit und Ungezwungenheit seiner Art sich auszudrücken. Ein einziger dürfte dies hinreichend beweisen. Beethoven schreibt 1812 aus Teplitz in Böhmen unter andern an sie: „Könige und Fürsten „können wohl Professoren machen und Geheimeräthe „etc. und Titel und Ordensbänder umhängen, aber „grosse Menschen können sie nicht machen, Geister, „die über das Weltgeschmeiss hervorragen, das müs- „sen sie wohl bleiben lassen zu machen, und damit „muss man sie in Respekt halten; wenn so zwei zu- „sammen kommen, wie ich und der Goethe, da müs- „sen auch grosse Herren merken, was bei unser Ei- „nem als gross gelten kann. Wir begegneten gestern „auf dem Heimwege der ganzen kaiserlichen Familie. „Wir sahen sie von weitem kommen, und der Goethe „machte sich von meiner Seite los, um sich an die „Seite zu stellen; ich mochte sagen was ich wollte, „ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen; ich „drückte meinen Hut auf den Kopf, knöpfte meinen „Oberrock zu, und ging mit untergeschlagenen „Armen mitten durch den dicksten Haufen. „— Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, „der Erzherzog Rudolph hat den Hut abgezogen, die „Frau Kaiserin hat gegrüsst zuerst. — Die Herrschaf- „ten kennen mich. — Ich sah zu meinem wahren

---

Tags vorher auf einem Spaziergange mit ihr hören liess, niederschrieb und ihm zu lesen gab, worauf er sie verwundert fragte: „Und das alles hätte ich gesagt! — da muss ich einen Raptus gehabt haben."

„Spass die Procession an Goethe vorbei defiliren. Er „stand mit abgezogenem Hute tief gebückt „an der Seite. Dann hab' ich ihm auch den Kopf „gewaschen, ich gab keinen Pardon und hab' ihm alle „seine Sünden vorgeworfen, am meisten die gegen „Sie, liebste Bettine! wir hatten gerade von Ihnen „gesprochen. Gott! hätte ich eine solche Zeit mit „Ihnen haben können, wie der, das glauben Sie mir, „ich hätte noch viel, viel mehr Grosses hervorge- „bracht. Ein Musiker ist auch ein Dichter, er kann „sich auch durch ein paar Augen plötzlich in eine „schönere Welt versetzt fühlen, wo grössere Geister „sich mit ihm einen Spass machen, und ihm recht „tüchtige Aufgaben machen" u. s. w. — Die Folgen der Bekanntschaft mit jenem interessanten Wesen waren jedoch für Beethoven so wichtig, dass sie wohl einen ganzen Band solcher begeisterter Reden über ihn und von ihm entschuldigen würden. — Beethoven wurde durch sie mit dem Hause Brentano in Frankfurt bekannt, an welchem er einen Freund in der Noth fand. Folgende Zeilen von Beethoven im Februar 1823 an mich geschrieben, werden es am deutlichsten zeigen, was ihm die Familie Brentano war. „Sehen Sie doch einen Menschenfreund aufzutreiben, „der mir auf eine Bank-Actie leiht, damit ich erstens „den Edelmuth meiner Freunde Brentano nicht zu sehr „prüfen müsse, und selbst durch den Aufenthalt die- „ses Geldes *) nicht in Noth gerathe, welches ich den

*) Beethoven meint damit eine kleine Summe, die er vom Auslande zu erwarten hatte.

„schönen Anstalten und Vorkehrungen meines theue-
„ren Herrn Bruders zu verdanken habe."

Die persönliche Bekanntschaft mit Goethe, die auch wirklich im Sommer von 1812 in Teplitz erfolgte, wie aus obigem Briefe von Beethoven an Bettina zu ersehen, bereitete Bettina ebenfalls vor; allein, obgleich Beethoven die Geduld Goethe's mit ihm (seines schlechten Gehörs wegen) gepriesen hat, so ist es doch Thatsache, dass der grosse Dichter und Minister unsern Beethoven nur zu bald vergass, und als er ihm im Jahre 1823 mit geringer Mühe einen wesentlichen Dienst hätte leisten können, auf einen ganz submissen Brief unsern Meister nicht einmal einer Antwort würdigte. Jener Brief wurde ihm durch den grossherzoglichen Geschäftsträger nach Weimar geschickt, folglich kam er auch sicher in seine Hände.

In den Jahren von 1811 und 1812 begab sich in der Lebensgeschichte Beethoven's nichts besonders Hervorstechendes. Er lebte in gewohnter Weise den Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Lande; und blieb der alten Gewohnheit getreu: mit seinen Wohnungen im Jahre so oft zu wechseln, als es andere mit Gasthöfen oder Vergnügungsorten zu thun pflegen. Daher es gar nichts Auffallendes war, dass er 3—4 Wohnungen zu gleicher Zeit zu bezahlen hatte. Die Gründe dieses häufigen Wechsels waren grösstentheils unerheblich. In der einen Wohnung z. B. hatte er weniger Sonne, als er wollte, und konnte sie der Eigenthümer des Hauses nicht länger in seine Zimmer scheinen machen, so zog Beethoven aus. In einer an-

dern behagte ihm das Wasser nicht — das ein Hauptbedürfniss für ihn war — und liess sich hierin nichts ändern, so zog Beethoven wieder aus; anderer unbedeutenden Ursachen gar nicht zu gedenken, wie ich weiterhin zweier komischen Anecdoten aus den Jahren 1823 und 24 erwähnen werde. Mit dem Wechsel seiner Sommerwohnungen war es besonders arg. Dass er im Mai irgend wohin nach der Nordseite der Stadt auswanderte, im Juli oder August aber plötzlich zusammenpackte und nach der Südseite zog, waren gewöhnliche Begebenheiten bei ihm. Welche Veranlassung dieses Verfahren zu unnöthigen Geldauslagen gab, lässt sich errathen. In seinen letzten Jahren war Beethoven in dem grossen Wien als unruhige Hausparthie bereits so bekannt, dass es schwer hielt, eine passende Wohnung für ihn zu finden. In früherer Zeit war es sein Freund Baron Pasqualati, der für den unsteten Beethoven immer eine Wohnung bereit hielt; fand er keine gewünschte, so zog er wieder mit Sack und Pack zu Pasqualati in den 3ten oder 4ten Stock, wo er aber keinen Strahl von Sonne erblickte, denn das Haus hat die Nordseite. Und doch verweilte Beethoven öfters lange Zeit darin!

In diesen drei Jahren der zweiten Periode arbeitete er angestrengt, und wir sehen seiner Werke bereits nahe an hundert in dem Catalog verzeichnet. Das Honorar dafür stieg mit jedem Jahre, und in diesem Grade stiegen auch Beethoven's Bedürfnisse, Launen oder Sonderbarkeiten, wie man es nennen will. So grosse Summen er bis dahin verdient, so hatte er doch

nichts zurückgelegt, und wurde auch von dem ihn in jener Zeit gänzlich bevormundenden Bruder Carl nicht dazu angehalten. Den ersten Impuls, durch Zurücklegen seine Zukunft zu sichern, gab eine würdige Dame, deren Name hier nicht ungenannt bleiben darf. Es war Frau Nanette Streicher, geb. Stein, die an Beethoven noch überdies eine andere rühmenswerthe Handlung beging, welche nebst dem eben Erwähnten die Einwirkung auf ihn hatte, dass er von da an ein etwas geregelteres Leben zu führen begann, und der Gesellschaft, der er sich seit längerer Zeit entzogen, wieder gewonnen wurde. Frau Streicher fand Beethoven im Sommer 1813 hinsichtlich seiner körperlichen und häuslichen Bedürfnisse im desolatesten Zustande. Er hatte nicht nur keinen guten Rock, auch kein ganzes Hemd, und ich muss Anstand nehmen, seinen Zustand so zu beschreiben, wie er wirklich war. Frau Streicher ordnete seine Garderobe und sonstigen Hausstand, wobei Herr Andreas Streicher (der Jugendfreund F. v. Schiller's) hülfreiche Hand leistete, und Beethoven gehorchte in Allem. Er liess sich für den nächsten Winter wieder bei Pasqualati einmiethen, nahm einen Bedienten zu sich, der ein Schneider war, und eine Frau hatte, die aber nicht mit im Hause wohnte. Dieses Ehepaar sorgte für Beethoven auf's Beste, der sich auch comfortable dabei befand, und zuerst an eine geregeltere Lebensweise sich gewöhnen lernte, so viel dies nämlich bei ihm möglich war. In Gesellschaft mit jenem schneidernden Bedienten, der im Vorzimmer ganz ungestört sein Handwerk übte, schuf Beethoven im Nebenzimmer viele seiner unsterb-

lichen Werke, als z. B. die A-dur Sinphonie, die Schlacht-Sinphonie, die Cantate „der glorreiche Augenblick" u. a. m., und in dieser Situation will ich ihn auch hier verlassen, die zweite Periode seines Lebens schliessend, aus deren bunterlei Begebenheiten der Leser von selbst den Schluss ziehen wird: dass bei Beethoven auf ein goldenes Zeitalter, wie sich die erste Periode in Bezug auf ihn gestaltete, kein silbernes, wohl aber gleich ein ehernes folgte.

Dritte Periode

vom November 1813 bis zu seinem Tode 1827.

Die mancherlei Stürme des Lebens, die Beethoven in der eben besprochenen zweiten Periode zu überstehen hatte, fanden ihren Grund erstens in seiner unglücklichen Liebe, zweitens in dem Zunehmen seiner Harthörigkeit, denn bereits versagte das rechte Ohr ganz seinen Dienst; und drittens in der Unerfahrenheit mit den Welthändeln, zu deren richtigen Auffassung ihn die Natur mit den nöthigen Fähigkeiten nicht begabt hatte. Alles Unangenehme, das ihm bis dahin begegnete, wozu auch die vielerlei Reibungen mit seinen Freunden gehören, waren nur lauter Privata, die wenngleich ein solches Gemüth stark zu afficiren, doch aber den schaffenden Genius in seinem Fluge nicht zu hemmen oder gar herabzuziehen geeignet waren. Noch waren ihm Prozesse und Gerichtshöfe, Attentate auf seine Geistesprodukte und öffentliche Conflicte mit ganz verderbten Menschen unbekannt. Alles dieses Ungemach und noch vieles andere wartete seiner in der nun zu besprechenden Periode. Alles und Jedes wurde durch ihn nicht pro-

vocirt, sondern theils durch den Drang der Umstände, theils durch intriguante Menschen herbeigeführt, die bei jeder Gelegenheit seine Unerfahrenheit für ihr eigenes Interesse zu benutzen suchten. Aus jenen Conflicten gingen für Beethoven bejammernswerthe Fata hervor, die auf seinen schöpferischen Genius, desgleichen auf seinen Gemüthszustand den nachtheiligsten Einfluss ausübten, wie wir im Verlaufe dieser dritten Lebens-Periode vielfach hören werden.

Der Moment, in dem ich den Faden seiner Lebensgeschichte hier an die vorausgegangene Periode anzuknüpfen veranlasst bin, ist jener, als Beethoven im Herbste 1813 die Aufführung seiner „Schlacht von Vittoria" und seiner „A-dur Sinphonie" vorbereitete, welche beide Werke er eben beendigt hatte. Die Aufführung dieser Werke mit noch einigen Zugaben von seiner Composition hatte am 8., und wiederholt am 12. December desselben Jahres im Universitätssaale statt, und zwar *„zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalide gewordenen östreichischen und baierischen Krieger."* Ein von Beethoven's Hand abgefasstes, und für das Intelligenzblatt der Wiener Zeitung bestimmtes Danksagungsschreiben an alle bei jenen beiden Concerten Mitwirkende, liegt im Original vor mir, und hat kunsthistorisches Interesse. Der Länge dieses Documentes wegen darf ich mir nur erlauben Einzelnes daraus hier mitzutheilen. Nachdem Beethoven im Eingange jenes Schreibens seinen Dank für die Mitwirkung ausspricht, fährt er so fort: „Es war ein seltener Verein vorzüglicher

„Tonkünstler, worin ein jeder einzig durch den Ge-
„danken begeistert war, mit seiner Kunst auch etwas
„zum Nutzen des Vaterlandes beitragen zu können,
„und ohne alle Rangordnung, auch auf untergeordneten
„Plätzen zur vortrefflichen Ausführung des Ganzen
„mitwirkte. . . . Mir fiel nur darum die Leitung des
„Ganzen zu, weil die Musik von meiner Composition
„war; wäre sie von einem Andern gewesen, so würde
„ich mich eben so gern wie Herr Hummel an die
„grosse Trommel gestellt haben, da uns alle nichts
„als das reine Gefühl der Vaterlandsliebe und des
„freudigen Opfers unserer Kräfte für diejenigen, die
„uns so viel geopfert haben, erfüllte" . . . . Von der
Besetzung des Orchesters führt Beethoven ausdrück-
lich an: „Herr Schuppanzigh stand an der Spitze
„der ersten Violine, Herr Spohr und Herr Mayse-
„der wirkten an der zweiten und dritten Stelle mit;
„der erste Hofkapellmeister Herr Salieri gab den
„Trommeln und Kanonaden den Takt, und die Herren
„Siboni und Giuliani standen gleichfalls an unter-
„geordneten Plätzen."

Kaum war dieser patriotische Akt beendigt, als Beethoven wieder zu seiner gewohnten Beschäftigung schritt, nicht ahnend, zu welchen unerhörten und für ihn speziell nachtheiligen Vorfällen sein neuestes Werk „die Schlacht von Vittoria" Anlass geben, und der Verrath eines bis dahin sich seinen Freund nennenden Mannes jenem feierlichen Akte folgen, ja gleichsam daraus entspringen werde.

Der Mechanikus Herr Maelzel, Erfinder des musikalischen Metronoms, gehörte zu Beethoven's wärmsten Freunden und Anhängern. Im Jahre 1812 machte Herr Maelzel dem grossen Tonmeister das Versprechen, Gehörmaschinen für ihn verfertigen zu wollen. Um ihn dazu anzueifern, komponirte Beethoven für die von Herrn Maelzel neu erfundene Panharmonica ein Stück „Schlacht-Sinphonie.“ (So nennt es Beethoven selbst.) Der Effekt dieses Stückes war so unerwartet, dass Maelzel unsern Beethoven aufforderte, es für Orchester zu instrumentiren. Dieser, längst mit dem Plane umgehend, eine grosse Schlacht-Sinphonie zu schreiben, willigte in den Vorschlag Maelzel's ein, und schritt sogleich zur Ausarbeitung des ganzen Werkes. Nach und nach wurden auch vier Gehörmaschinen fertig, von denen Beethoven aber nur eine brauchbar fand, und sich ihrer durch längere Zeit, besonders bei seinen Zusammenkünften mit dem Erzherzog Rudolph und Anderen, wo die schriftliche Conversation die Unterhaltung verzögerte, bedient hat.

Herr Maelzel war es, der sich mit dem Arrangement jener beiden eben genannten Concerte befasste, und da dies keinen geringfügigen Gegenstand betraf, so liess ihn Beethoven ohne Argwohn gewähren, zu Hause mit seiner Composition beschäftigt. So kam es auch, dass Maelzel sich auf der ersten öffentlichen Annonce erlauben konnte, dieses neue musikalische Werk Beethoven's als sein Eigenthum zu proklamiren, ihm von Beethoven geschenkt. Auf die unmittelbare

Protestation Beethoven's gegen eine solche Anmassung erklärte Maelzel, dass er dieses Werk für die gelieferten Gehörmaschinen und überdies noch für eine bedeutende Geldschuld in Anspruch nähme. Da er dieses aber mit nichts begründete, so hielt Beethoven das Vorgefallene für einen unziemlichen Scherz seines Freundes, und argwöhnte weiter nichts Schlimmes, obgleich das Benehmen dieses Freundes gegen Beethoven von da an unter der Würde eines gebildeten Menschen blieb.

Schon nach dem ersten jener Concerte wurde Beethoven von mehreren Seiten aufmerksam gemacht, dass Maelzel Mittel und Wege suche, sich jenes neuen Werkes auf eine unerlaubte Art zu bemächtigen, welches der Meister aber für unmöglich hielt, da er sich niemals von den Partituren trennte, und selbst auf die einzelnen Orchester-Stimmen ein wachsames Auge zu halten anfing. Letzteres kam aber leider etwas zu spät, denn Maelzel hatte bereits Gelegenheit gefunden, mehrerer von den Stimmen habhaft zu werden, und diese sich alsdann in Partitur setzen zu lassen. — Man wird fragen, welchen Zweck hatte wohl Maelzel, die Veruntreuung so weit zu treiben? — Er hatte eine Reise nach England vor, und wollte sowohl dort, als auf dem Wege dahin mit Beethoven's Schlacht-Sinphonie Geld verdienen. — Um sein Benehmen in Wien zu entschuldigen, scheuete er sich keineswegs laut auszusagen: Beethoven schulde an ihn 400 Dukaten, er müsse sich daher mit jenem Werke bezahlt machen.

Diese ärgerlichen Auftritte blieben längere Zeit hindurch der Gegenstand der allgemeinen Missbilligung, und wurden alsdann vergessen. Nach einigen Monaten jedoch begibt sich Maelzel auf die Reise nach England, und schon von München aus meldete man Beethoven: Herr Maelzel habe dort die Schlacht-Sinphonie aufführen lassen, jedoch verstümmelt, und das Werk als sein Eigenthum annoncirt. — Nun war es an der Zeit, dass Beethoven gerichtliche Schritte gegen Maelzel einleitete. Aus der, seinem Advocaten eingehändigten, umständlichen Deposition über jenes Factum (die ich in seiner Handschrift besitze) entnehme ich nur noch folgende Stelle wörtlich: „Wir „kamen überein, zum Besten der Krieger dieses Werk „(die Schlacht-Sinphonie) und noch mehrere andere „von mir in einem Concert zu geben. Während die„ses geschah, kam ich in die schrecklichste Geldver„legenheit. Verlassen von der ganzen Welt hier in „Wien, in Erwartung eines Wechsels etc., bot mir „Maelzel 50 Ducaten in Gold an. Ich nahm sie und „sagte ihm, dass ich sie ihm hier wiedergeben, oder „ihm das Werk nach London mitgeben wolle, falls „ich nicht selbst mit ihm reiste — wo ich ihn im letz„tern Falle bei einem englischen Verleger darauf an„weisen werde, der ihm diese 50 Dukaten bezahlen „solle.“ — Ferner muss ich noch einer von Baron Pasqualati und dem Hof- und Gerichts-Advokaten Dr. von Adlersburg in dieser Sache ausgestellten Erklärung, und einer Aufforderung Beethoven's an die Tonkünstler zu London erwähnen. Aus jener Erklärung de dato 20. October 1814 geht hervor, dass

Beethoven sich seines Eigenthumsrechtes auf jenes Werk gegen Maelzel in nichts begeben habe; und in der Aufforderung an die Tonkünstler in London vom 25. Juli 1814 zeigt Beethoven den münchener Vorfall an, und erklärt wörtlich: „Die Aufführung die-„ser Werke (die Sieges-Sinphonie und Wéllington's „Schlacht bei Vittoria) durch Herrn Maelzel ist ein „Betrug gegen das Publicum und eine Beeinträchti-„gung gegen mich, indem er sich ihrer auf einem wi-„derrechtlichen Wege bemächtiget hat" — und warnet ferner gegen jenes „verstümmelte" Werk; denn es hat sich ergeben, dass Maelzel doch nicht alle Orchester-Stimmen zusammen raffen konnte, das Abgängige daher hinzu komponiren liess.

Dieses Factum so hässlicher Natur musste hier ohne alle Rücksicht besprochen werden, da dessen Einwirkung sowohl auf Beethoven's Gemüthszustand und seine geistige Thätigkeit höchst verderblich gewesen, als auch dadurch das Misstrauen gegen seine Umgebung sich in einem Grade steigerte, dass längere Zeit mit ihm nicht zu verkehren war. Auch gab es zunächst noch Veranlassung, dass Beethoven von nun an das Meiste von seinen Compositionen bei sich zu Hause copiren liess, oder, da dies nicht immer möglich gewesen, seine Copisten unablässlich controlirte, und durch Andere controliren liess, indem er sie alle für untreu und bestechlich hielt, wofür ihm aber Beweise vorlagen. Somit wurde durch jenen Vorfall seine Unruhe auch nach dieser Seite hin stets wach erhalten. Und wer sollte wohl nach einem solchen

Attentat auf sein Eigenthum erwarten, dass Beethoven jenem Pseudo-Freund je noch gestattete, sich, wenngleich nur in Briefen, ihm zu nähern? und doch ist dem so. Als Herr Maelzel seinem Metronom Kredit verschaffen wollte, wendete er sich vorzugsweise an Beethoven, ihm gleichzeitig vorspiegelnd, er habe eine Gehörmaschine zum Dirigiren für ihn in Arbeit. Maelzel's Brief an Beethoven dieserwegen vom 19. April 1818 aus Paris liegt vor mir, und gibt davon Kunde. Ja er fordert darin sogar Beethoven zu einer gemeinschaftlichen Reise mit ihm nach England auf. Seine Zufriedenheit mit dem Metronom theilte Beethoven dem Herrn Maelzel schriftlich mit; von jener Maschine aber hat er niemals wieder gehört.

Hier nun sey es mir gestattet anzuführen, dass es im Jahre 1814 war, wo ich Beethoven zuerst persönlich kennen lernte, wonach ich mich schon seit lange sehnte. War er ja der Mann, den ich wie einen Abgott verehrte, der Tondichter, dessen Werke ich alle während meiner Gymnasialstudien zu Olmütz bereits hörte und selbst übte, und nun als Akademiker der Wiener Universität an allen Aufführungen Antheil nahm, die sich nur immer darboten. In den ersten Monaten von 1814 war es, als ich Gelegenheit fand, anstatt eines Andern, unserm Beethoven, damals im Hause des Baron v. Pasqualati wohnhaft, ein Billet einzuhändigen, worauf er sogleich eine Antwort zu ertheilen hatte. Die Antwort erfolgte seiner Seits mit mehreren Zwischenfragen, und so kurz diese Conversation war, und Beethoven von dem erst zum

Jüngling herangewachsenen Ueberbringer des Billets weiter keine Notiz nahm; meine Sehnsucht, den Mann nur sprechen zu hören, der mir mehr als Kant und das Corpus juris am Herzen lag, war befriedigt, und die Bekanntschaft, für mich späterhin so wichtig und folgereich, war gemacht. Gleichwohl war es erst zu Anfang des Jahrs 1816, dass ich in der Gastwirthschaft „zum Blumenstock" mit ihm fast täglich zu einer bestimmten Stunde zusammentraf, und von dort an in nähere Berührung kam. Jedoch, verfolgte ich ihn schon mit meiner Verehrung vor der gemachten persönlichen Bekanntschaft, so war es nach dieser, als wäre ich durch einen Zauber an ihn gebannt. Nichts ihn Betreffendes entging mir mehr, und wo ich ihn nur vermuthete, dort stahl ich mich hinein, mich stets mit Offenheit nähernd, und ein kräftiger Händedruck von ihm zeigte mir immer, dass ich ihm nicht lästig sey. Die Zusammenkunft an jenem Orte, wobei noch ein allgemein verehrter Mann und Freund Beethoven's — Herr Pinterics — nebst einem Kapitain von der deutschen Garde des Kaisers nie fehlende Gesellschafter waren, hatte hauptsächlich das Zeitungenlesen zum Zweck, das zu Beethoven's Tagesbedürfnissen gehörte. Von jenem Orte gestattete er mir aber oft schon ihn in's Freie zu begleiten, welches zu meinen damaligen höchsten Glückseligkeiten gehörte, und, obwohl mit Studien überhäuft, hatte ich doch immer überflüssig Zeit dafür. Ihm gefällig zu seyn, wo und wann er meiner bedurfte, gehörte von jener Zeit an bis zu seinem Hinscheiden zu mei-

nen Pflichten; was er von mir bedurfte, ging allem anderen vor.

In dem Jahre 1814 und zwar am 15. April verlor Beethoven seinen langjährigen Gönner, den Fürsten Carl von Lichnowsky, durch den Tod.

Die welthistorisch-merkwürdige Epoche, als sich im Herbste 1814 die verbündeten Monarchen und noch viele andere hohe Häupter aus dem europäischen Staatenbunde zu einem Congress in Wien versammelten, war auch für Beethoven von Einfluss und pecuniärem Nutzen. Er wurde von dem Wiener Stadtmagistrat ersucht, einen von Dr. Weissenbach in Salzburg gedichteten Text zu einer Cantate in Musik zu setzen, der die Bewillkommnung der erlauchten Herrscher in den Mauern der alten Vindobona zum Vorwurf hatte. Es ist die Cantate der „glorreiche Augenblick" genannt, die kürzlich erst mit verändertem Texte unter dem Titel „Preis der Tonkunst" in Druck erschien. Dass dieses Werk eine der schwächsten Arbeiten Beethoven's ist, wird wohl jeder erkennen; er selbst legte keinen Werth darauf, obgleich es ihm das Diplom eines Wiener Ehrenbürgers verschaffte. Als Gründe dafür können angeführt werden: die äusserst kurze Zeit, die ihm zu dieser Arbeit gestattet ward, und der „barbarische Text", der seine Phantasie durchaus nicht begeistern konnte. In Hinsicht des letzteren gab es mit dessen Verfasser, der von dem Componisten so in die Klemme gejagt wurde, dass er am Ende die Feile gerne Anderen überliess, mehrere possirliche Auftritte. — Diese

Cantate wurde gemeinschaftlich mit der Schlacht von Vittoria und der A-dur Sinphonie am 29. November in Gegenwart der fremden Souverains aufgeführt, von denen einige dem Componisten ansehnliche Geschenke machten.

Ueberhaupt waren jene denkwürdigen Wintermonate von 1814 auf 15 noch von einer andern Seite für Beethoven wichtig. Unzählige der anwesenden hohen Fremden drängten sich an ihn, um ihm ihre Huldigung zu bezeugen, und es waren vorzüglich die Reunions bei dem russischen Bothschafter Fürsten Rasumowsky, wo die Majestät im Reiche der Harmonien diese Huldigungen anzunehmen pflegte. Bekannt ist es, dass die Beweise von hoher Achtung, welche Beethoven in den Appartements des Erzherzogs Rudolph von den ihn dort aufsuchenden allerhöchsten Personen erhielt, eben so herzlich als rührend gewesen, wovon eine solche Zusammenkunft mit der Kaiserin von Russland besonders interessant war, deren Beethoven mit Rührung sich erinnerte. Er erzählte noch späterhin scherzweise, wie er sich habe von den hohen Häuptern die Cour machen lassen, und sich dabei stets „vornehm" benommen. Ach wie ganz anders stand es mit solchen Ehrenbezeugungen 10 Jahre später! War es doch gleichsam eine neue Welt, in der wir alle 10 Jahre später in Wien lebten, wo nur ein Name Werth haben sollte, Rossini nämlich.

Diese ausserordentlichen Gunstbezeugungen, die unserm Beethoven in jener Zeit zu Theil wurden, än-

derten an seinem ganzen Wesen nichts, er blieb nach wie vor — Beethoven. Im Frühlinge 1815 führte er seine A-dur Sinphonie wiederholt auf, die gewisse Recensenten im Auslande wie im Inlande dermassen verblüfft hatte, dass einige darunter so weit gingen zu verkündigen: Nun haben die Extravaganzen dieses Genie's das Non plus ultra erreicht, und Beethoven sey ganz reif für das Irrenhaus. — O, diese armen Leute! Hätten sich nur nicht auch Männer von Fach unter ihnen befunden, die Alles hervorsuchten, um Beethoven zu kränken, selbst mit Gewalt den Parnass erklimmen wollten, und kaum einige Stufen erstiegen, den Schwindel bekamen, und rücklings herunter fielen. Einer jener Selbstirren bückte und beugte sich nach einem solchen Falle bis in den Staub vor Beethoven, bittend, ihm wieder emporzuhelfen, wozu es aber schon zu spät war. *)

II, 113

*) Herr C. Maria v. Weber war es, der nach dem Durchfall seiner Oper „Euriantbe" (1824) die Partitur dieses Werkes in tiefster Devotion Beethoven mit der Bitte vorlegte, er möge nach seinem Gutdünken Aenderungen darin vornehmen, er unterwerfe sich hierbei ganz seiner Meinung. Beethoven, wohl wissend, welch' bittere Recensionen Herr v. Weber von Prag aus über einige seiner Werke in deutsche Journale sandte, empfing ihn auf's freundlichste, und erklärte sich, nachdem er Einsicht in die Partitur genommen, in meinem Beiseyn gegen ihn, dass er dieses Ansuchen vor der Aufführung seiner Oper hätte machen sollen, jetzt finde er es zu spät; ausser Herr v. Weber wolle damit eine solche Reform vornehmen, wie er (Beethoven) es mit seinem Fidelio gethan.

Interessant ist z. B. in der ersten Bearbeitung der Oper Fidelio zu sehen, wie der Meister mehrere Nummern zwei- auch sogar viermal componirt hat. Diese Bearbeitungen

Der Leser möge aus dieser flüchtigen Andeutung entnehmen, dass ungeachtet der gigantischen Grösse, zu der Beethoven bis zu jener Zeit empor gestiegen, Neid und Hass ihn dennoch verfolgten, obgleich er Allen stets aus dem Wege ging, und namentlich *mit seinen Kunstbrüdern in keine Berührung mehr gekommen.* Sah er doch zu deutlich, dass alle diese Herren sich in seiner Nähe gedrückt und nicht heimlich fühlten. Selbst Herr Kanne, mit dem er in früheren Jahren den meisten Umgang hatte, und dessen eminenten Fähigkeiten er immerhin die grösste Achtung zollte, kam des Jahres kaum zwei bis dreimal mehr mit ihm zusammen.

Im Sommer 1815 beschäftigte sich Beethoven ausschliesslich mit der Composition, oder Instrumentirung der „Schottischen Lieder" für den Sammler von National-Gesängen Herrn Georg Thompson zu Edinburgh, der ihm ein bedeutendes Honorar dafür bezahlte, wie aus der Correspondenz zu ersehen. Wie viele solcher „Schottischen Lieder" Beethoven bearbeitet, war mir nicht möglich genau aufzufinden, ich

---

immer desselben Textes weichen öfters sehr wesentlich von einander ab. Ueberhaupt ist die erste Partitur von Fidelio mit den vielen Varianten, häufigen Verbesserungen in der Rhytmisirung, in der Instrumentation und auch in der Erfindung der Melodie ein sichtbarer Beweis der strengsten Feile, wie sie der grosse Meister an alle seine Werke anzulegen pflegte; daher dürfte sie wohl ein vorzügliches Lehrbuch für junge Componisten abgeben, und eines Platzes in einer öffentlichen Bibliothek werth seyn, um für Jeden zugänglich zu werden.

glaube aber, dass bei weitem nicht alle gedruckt erschienen sind.

Im Herbst von 1815 starb sein älterer Bruder Carl, der als Kassirer bei der östreichischen National-Bank fungirte. Mit dem Tode jenes Mannes tritt für unsern Beethoven eine neue Epoche ein, eine Epoche schwer zu beschreibender Fälle und Thatsachen, und könnte ich hier meine Feder niederlegen und die Fortsetzung einem Andern überlassen, ich würde mich wahrhaft glücklich fühlen. Hier beginnt die peinlichste Situation für den Biographen mit der Devise: *Lasse dem Todten Recht widerfahren, und schone den Lebenden; mit dem Ersteren erfülle das Verlangen des Dahingeschiedenen, mit dem Zweiten übe eine Pflicht des Christen, und lasse Jenen dort oben richten.*

Dieses Dilemma jedoch zu umgehen ist keine Möglichkeit, denn es hiesse somit *die Lebensgeschichte Beethoven's, von der gesammten musikalischen Welt in möglichster Vollständigkeit verlangt, hier schliessen,* die gleichwohl von nun an erst ein höheres Interesse gewinnt; denn nicht nur tritt Beethoven durch ein Conflict von Umständen zum ersten Male in ein engeres Verhältniss zu dem bürgerlichen Leben, und bindet sich die Ruthe zu seiner Geisselung selbst auf den Rücken, — sondern durch diese neuen Conflicte erhält der moralische Mensch Beethoven erst Gelegenheit, in all' seiner Kraft hervor zu treten, und den schaffenden Genius Beethoven sogar momentan zu überwiegen.

Was jener Bruder Carl im Leben für unsern Beethoven für Werth hatte, haben wir hier schon mehrmals Gelegenheit gehabt zu sehen. Ob es für seinen schaffenden Genius, wie für seinen Frieden mit der Welt nicht erwünschter gewesen wäre, dieser Bruder wäre viele Jahre früher gestorben, lasse ich unerörtert, erlaube mir aber zu sagen: jener Bruder Carl hätte in vielem Betrachte nie vor Beethoven sterben sollen, da er ihm Lasten hinterliess, die ihn nur zu bald erdrücken mussten. — In seinem Testamente vom 14. November 1815 bat Carl van Beethoven seinen Bruder Ludwig, die Vormundschaft über seinen hinterlassenen Sohn anzunehmen. Wie unser Beethoven diese Bitte erfüllte, werden wir im Verfolge hier vernehmen.

In dem Briefe vom 22. November 1815 an Herrn Ries meldet Beethoven den Tod dieses Bruders selbst, hinzufügend: „und um ihm das Leben leichter zu ma-„chen, kann ich wohl das, was ich gegeben, auf „10,000 Gulden W. W. (oder 10,000 Francs) an-„schlagen“ — womit Beethoven wohl nicht alles durch die ganze Zeit des Lebens dieses seines Bruders ihm Gegebene meinen kann, was er selbst am allerwenigsten berechnen konnte. In demselben Briefe sagt auch Beethoven: „er“ — sein verstorbener Bruder nämlich — „hatte ein schlechtes Weib“, und hätte er noch hinzugesetzt: beide haben einen Sohn, der nun mein Sohn werden soll — dann hätte Beethoven in einem Satze die Quellen seines nachherigen grossen Unglückes selbst angegeben.

Bei dem Absterben seines Vaters war der Neffe Beethoven's ungefähr 8 Jahr alt, ein schöner Knabe, der auch seiner geistigen Fähigkeiten wegen zu grossen Hoffnungen berechtigte. Dieses gewahrend, und anderer Seits ermessend, was aus dem Knaben an der Seite seiner Mutter werden solle, fasste er den Entschluss, ihn an Sohnesstatt anzunehmen. *) Da jedoch die Mutter des Knaben dagegen protestirte, Beethoven aber bei seinem Entschlusse beharrte, sich auf den letzten Willen seines Bruders stützend, so kam es zum Prozess, der von der Wittwe van Beethoven zuerst gerichtlich anhängig gemacht wurde.

Bevor ich aber dieses unglückselige Factum weiter bespreche, ist es nothwendig, eines anderen unangenehmen Falles, unseren Meister betreffend, zu erwähnen. — Gerade in jener Zeit, als der 8jährige Neffe Beethoven's der Zankapfel zwischen seiner Mutter und seinem Oncle ward, erlitt die Tonkunst in Wien durch das Fallissement des Fürsten Lobkowitz einen empfindlichen Stoss. Fürst Lobkowitz, Unternehmer der kaiserl. Hoftheater — nicht aus Gewinnsucht, sondern aus wahrer Liebe für die Künste — ging in seinem Eifer für alles Schöne und Erhabene zu weit, und musste plötzlich inne halten. Durch diesen Fall verlor Beethoven den von jenem fürstlichen Mäcenas ihm 1809 ausgesetzten Pensions-Antheil, und an eine

*) Aber nicht „stillschweigend" wie Herr von Seyfried S. 12 s. biogr. Notizen über dieses Factum berichtet. In Oestreich kennt man keine stillschweigende Adoption; jede bedarf einer gerichtlichen Bestätigung zu ihrer Gültigkeit.

Restitution war nicht mehr zu denken. Somit sehen wir die durch das Finanz-Patent 1811 auf ein Fünftel reducirte Pensions-Summe abermals verringert.

Zur Zeit, als jener Prozess begann (1816), beschäftigte sich Beethoven mit Etablirung eines eigenen Haushaltes, der ihm nun unentbehrlich schien, wollte er seinen Neffen unangefochten von der Welt bei sich behalten. Wie Alles, griff er auch dieses prosaische, mit seinem ganzen Wesen in Widerspruch stehende Geschäft mit Ernst und redlichem Sinne an. Gleichsam nur als Intermezzo erlaube ich mir hier eine kleine Probe zu geben, wie Beethoven das angefangen. Die allererste Information, die er bei einem bewanderten Hauswirth genommen zu haben scheint, in Form eines Protokolls abgefasst, links die Fragen Beethoven's und rechts die Antworten, von männlicher Hand geschrieben, enthaltend, ist ein interessantes Document über seinen Unternehmungsgeist. Er fragt z. B.:

1. „Was gibt man zwei Dienstleuten Mittags und Abends zu essen, sowohl in der Qualität als in der Quantität?“ —

   Zur rechten Hand die Antwort immer auf's umständlichste.

2. „Wie oft gibt man ihnen Braten? Geschieht dies Mittags und Abends zugleich?“

3. „Das, was den Dienstleuten bestimmt ist, haben sie dieses gemein mit den Speisen des Herrn, oder machen sie sich solche besonders, d. h. machen sie sich hierzu andere Speisen, als der Herr hat?“

4. „Wie viel Pfund Fleisch rechnet man für drei Personen?"

In dieser Art fährt der neue Oekonom fort, und wir ersehen daraus einen schönen Beweis seiner Humanität.

Der Prozess zwischen Beethoven und seiner Schwägerin wurde vor den adeligen Gerichtshof „das Nieder-östreichische Landrecht" gebracht, von demselben instruirt und längere Zeit verhandelt. Die Meinung, das dem Namen Beethoven vorgesetzte „van" bezeichne gleich dem deutschen „von" ein adeliges Prädicat, schien in Oestreich seit alten Zeiten angenommen; daher forderte der Gerichtshof keinen nähern Ausweis darüber. Es handelte sich bei diesem Prozesse nicht um ein Rechtsprincip, nicht um Mein und Dein einer Sache, sondern Beethoven hatte den Beweis zu führen, dass seine Schwägerin ein sittenloses Weib sey, folglich zur Erziehung ihres Sohnes unfähig. — Durch das Vorausgegangene in dieser Biographie haben wir die moralische wie die Gemüthsseite Beethoven's hinlänglich kennen gelernt, um zu begreifen, welch' peinliche Aufgabe durch jene Beweisführung unserm Beethoven gestellt war, ihm, dem das an Sitten und Charakter Zweideutige und Zweifelhafte an einem Menschen schon dermassen anwiderte, dass er davon nicht sprechen hören mogte, noch weniger in seiner Nähe es duldete; und nun in die Nothwendigkeit versetzt ward, um einen werdenden Menschen vom sichern Verderben zu retten, den Lebenswandel einer ihm so nahe verwandten Person vor einem

Gerichtshofe zu enthüllen. Die Agitation, in der er sich lange Zeit hindurch befand, benahm ihm alle Fassung, und wäre er nicht auf's äusserste gedrängt gewesen, zu arbeiten, um sich und seinen Neffen, der ihm von Seite des Gerichts provisorisch übergeben wurde, zu erhalten, wir hätten aus jener bedrängten Zeit nicht ein grosses Werk von ihm schaffen gesehen; denn selbst die achte Sinphonie, die er im Jahre 1817 zur Aufführung brachte, war glücklicher Weise vor Anfang jenes Prozesses concepirt und theilweise ausgearbeitet.

Im Verlaufe der gerichtlichen Verhandlungen, die geraume Zeit schon umfassten, wurde der Gerichtshof aufmerksam gemacht, dass das Wörtchen „van" holländischen Ursprunges, nach dortigen Landesgesetzen das Geschlecht nicht adelige, dass es in der Rheinprovinz, wo Beethoven geboren, eben so damit gehalten werde; folglich diesem „van" auch in Oestreich der adelige Zauber zu benehmen sey. Dem zufolge wurde Beethoven aufgefordert, seinen Adel zu documentiren. Er erklärte mit Emphase: sein Adel sey hier und da! (auf Brust und Kopf zeigend), den aber der Gerichtshof als rechtsgültig nicht anerkennen wollte, und die Akten an den Wiener Stadt-Magistrat, als die bürgerliche Gerichtsbehörde verwies, nachdem er jedoch durch Urtheil in erster Instanz die Vormundschaft Beethoven's über seinen Neffen bereits anerkannt hatte.

Dieses Verfahren, das Verweisen der Akten an die bürgerliche Gerichtsbehörde, so gesetzlich es im-

merhin war, brachte Beethoven ausser sich, denn er betrachtete es als den grössten ihm bis dahin widerfahrenen Schimpf, und als eine nicht zu rechtfertigende Erniedrigung und Zurücksetzung des Künstlers; welcher Eindruck fortan lebendig in seiner Seele blieb. Ohne einen solchen Anwald *), der ihn über das Bittere jenes landrechtlichen Beschlusses mit der Liebe eines Freundes zu beschwichtigen suchte, wäre Beethoven aus dem Lande gelaufen.

Als sich der so gekränkte Meister eben der Hoffnung hingab, dieser Prozess, der nun bereits einige Jahre gedauert, und ihm so viel Verdruss und Zeitverlust verursachte (während welcher Zeit sein Neffe von einer Hand in die andere ging, somit Unterricht und Erziehungsmethode so oft wie seine Röcke gewechselt wurden), werde seinem gänzlichen Ende bald nahe kommen, verwarf der Wiener Magistrat das Urtheil des adeligen Gerichtshofes, und ernannte die Schwägerin Beethoven's zu der Vormünderin ihres Sohnes. Somit fing der Prozess von vorne wieder an, und erreichte erst nach wiederholt unangenehmen Debatten durch das unablässige Bemühen seines Anwalds im Jahre 1820 das Ende, nachdem das Appellations-Gericht das erste Urtheil des Nied.-östr. Landrechts bestätigte. — Aus dem Recurs Beethoven's an den Appelhof vom 7. Januar 1820, der von Beet-

*) Es war der gegenwärtig zum dritten Male erwählte Decan der juristischen Fakultät an der Wiener Universität, Herr Dr. Bach senior, Hof- und Gerichts-Advokat und beeideter Notar.

hoven selbst verfasst in der Original-Eingabe vor mir liegt *), entnehme ich folgende, ihn charakterisirende Stelle.

„Mein Wille und Streben geht nur dahin, dass der „Knabe die bestmöglichste Erziehung erhalte, da seine „Anlagen zu den frohesten Hoffnungen berechtigen, „und dass die Erwartung in Erfüllung gehen möge, „die sein Vater auf meine Bruderliebe baute. Noch „ist der Stamm biegsam, aber wird noch eine Zeit „versäumt, so entwächst er in krummer Richtung der „Hand des bildenden Gärtners, und die gerade Hal„tung, Wissenschaft und Charakter sind für ewig „verloren. Ich kenne keine heiligere Pflicht, als die „der Obsorge bei der Erziehung und Bildung eines „Kindes. Nur darin kann die Pflicht der Obervormund„schaft bestehen, das Gute zu würdigen und das „Zweckmässige zu verfügen; nur dann hat sie das „Wohl des Pupillen ihrer eifrigen Aufmerksamkeit ge„widmet; das Gute aber zu hindern, hat sie ihre Pflicht „sogar übersehen.“

In diesem Trouble der Dinge bedurfte Beethoven ausser seinem würdigen Freunde und Rechtsconsulen-

*) Ich verdanke dieses interessante Aktenstück meinem verehrten Freunde dem Herrn Dr. Bach. In seinem Schreiben vom 9. Juni 1839, als er es mir zusendet, spricht er zugleich den Wunsch aus: „Kein Zug dieser grossen Seele darf verloren gehen, weil es beweiset, dass mit einem unerschöpflichen Geiste zugleich ein edles Gemüth verbunden seyn kann.“ Er wird sich überzeugen, wie genau und treu ich seinem Wunsche und dem ausdrücklichen Verlangen unsers gemeinschaftlichen Freundes in dieser Schrift nachzukommen mich bestrebt habe.

ten Herrn Dr. Bach sen. noch andere Stützen, die ihn aufrecht erhielten, und bei denen er Trost finden konnte. Diese bewährten Freunde greifen selbst für einige Zeit in das Rad seiner anderweitigen künstlerischen wie nicht minder seiner Lebensverhältnisse mit ein, als dass sie hier nicht genannt werden sollten. Es sind: Herr C. Bernard, der geschätzte Dichter und Redacteur der Wiener Zeitung; Herr Peters, Rath des Fürsten Lobkowitz, und Herr Oliva, gegenwärtig Professor der deutschen Literatur in St. Petersburg. Der zweite war es, den das Appellations-Gericht unserem Beethoven auf dessen eigenes Ansuchen wegen seiner Harthörigkeit als Mitvormund beigab.

Wie schon oben bemerkt, wechselte der Knabe, der Gegenstand dieses langen Streites, während demselben oftmals Domicil, Unterricht und Erziehung. Bald war er bei seinem Onkel, bald bei seiner Mutter, bald wieder in einem Erziehungs-Institut. Aber ungeachtet dieses oftmaligen Wechsels entsprachen doch seine Fortschritte in der Musik wie in den Wissenschaften, vorzüglich in der Philologie, vollkommen den geistigen Anlagen; und so schien es, dass der gute Beethoven für die unaussprechlichen Qualen und Kränkungen während dieses vierjährigen Prozesses, für die beispiellose Liebe, Sorgfalt, ja Aufopferung, mit der er diese Erziehung verfolgen liess, einstens den wohlverdienten Dank erhalten, überhaupt Freude, nichts als Freude an seinem Neffen erleben werde. Ob dieses so gekommen, ob seine Hoffnungen in Erfüllung gingen, werden wir späterhin hören.

Bevor ich den Faden der Begebenheiten in Beethoven's Leben wieder aufgreife, finde ich es für nicht unwichtig, nun an rechter Stelle der Leistungen eines kleinen, aus einigen Künstlern und tüchtig gebildeten Kunstfreunden bestehenden Vereines vorübergehend zu erwähnen, der zwar nicht in enger Verbindung mit Beethoven's Lebensgeschichte stand, auch keinen Einfluss darauf ausübte, oder ausüben konnte; der aber Gelegenheit darbietet zu zeigen, wie sehr in jener Zeit die Beethoven'sche Musik, besonders die *Kammermusik, die eigentliche unerschöpfliche Fundgrube der tiefsten und inhaltreichsten musikalischen Poesie,* von dem bessern Theile der Wiener Dilettanten und Künstler gepflegt und in Ehren gehalten ward. Die Aufgabe jenes bescheidenen Vereines war: klassische Musik im Kammerstyl, darunter vorzugsweise Beethoven'sche, vor einem kleinen Kreise sinniger Zuhörer vorzutragen. Herr Carl Czerny gab den Impuls hierzu, und war überhaupt das leitende Princip dieser kunsthistorisch denkwürdigen Gesellschaft. In seiner Wohnung fanden die Zusammenkünfte in den Vormittagsstunden eines jeden Sonntags statt, und wurden mit immer gesteigertem Interesse durch drei Winter hindurch fortgesetzt. Es war ein anderer Gottesdienst, zu dem Jeder ohne Ausnahme, ohne Anmeldung, freien Zutritt hatte. Herr C. Czerny genoss des Glückes, dass Beethoven selbst mehrere seiner grössten Werke vorher mit ihm durchging, öfters auch an seiner Seite der Aufführung beiwohnte, und durch seine Anwesenheit vollends Alles zur begeistertsten Theilnahme und Aufmerksam-

keit stimmte. Im Vortrage der Pianoforte-Partie hatte Herr Czerny die hochgebildete Frau Baronin Dorothea von Ertmann (welcher Beethoven seine Sonate Op. 101. gewidmet), dann die Herren Steiner von Felsburg und Pfaller, kaiserl. Staatsbeamte, zu würdigen Mitgehülfen. Der Zudrang zu jener musikalischen Stoa, worin Jeder das Höchste lernen, oder doch wenigstens klare Begriffe davon erlangen konnte, war forlan ausserordentlich, und die gleichgestimmten Seelen fanden dort auch Gelegenheit, sich gegenseitig kennen und achten zu lernen. Alle fremden Künstler und Kunstliebhaber, die im Auslande nur erst dunkle Begriffe von dem Wesen der Beethoven'schen Musik erhalten konnten, kamen hier an die Quelle der lautersten Poesie, wie sie seit jenen denkwürdigen Zirkeln des Fürsten Lichnowsky (von denen in der ersten Periode die Rede) niemals wieder so hell und rein geflossen und geschlürft wurde, und vielleicht niemals wieder an jenem Orte, wo dieser, seinem Jahrhundert vorausgeschrittene, Riesengeist gelebt und gewirkt hat, fliessen wird; hat sich ja dort seitdem in Prosa und Poesie Alles verändert und umgestaltet, so dass jener Gewaltige in seiner irdischen Heimath beinahe ganz zum Fremdling geworden. Die Pforten jener denkwürdigen Schule, welche Geist und Gemüth bei allen sie Besuchenden mächtig erhoben, schlossen sich am Ende des dritten Winterkursus für immer, weil Herr C. Czerny von da an seine Zeit dem Componiren zu widmen anfing; und mit dem bald darauf erfolgten Erscheinen der italienischen Oper hörte auch alle Anregung zur Pflege

Beethoven'scher Klaviermusik auf. Daher es wohl kommen mag, dass Fremde jetzt vergebens in Wien Gelegenheit suchen, eine Sonate von Beethoven zu hören; denn die Banner der Jetztzeit nennen sich nicht mehr nach den Unsterblichen.

Das nächste, auf Beethoven direkt einwirkende Factum, bevor noch der Prozess mit seiner Schwägerin ganz beendet war, das nun hier zu erwähnen kommt, ist der Tod des Fürsten Kinsky, dessen Erben unserm Meister jenen 1809 stipulirten Antheil an der Pension streitig machten. Es kam dieserhalb zum Prozess, dessen Ausgang aber für Beethoven glücklicher war, als es mit der fürstl. Lobkowitz'schen Masse der Fall gewesen. Beethoven rettete noch etwas über 300 Gulden, so dass er mit dem Antheil von 600 Gulden seitens des Erzherzogs Rudolph neunhundert Gulden Conv. Münze jährliche Pension (circa 600 Thaler) von nun an bezog, die ihm bis an sein Lebensende ungeschmälert verblieben. *)

Die Ernennung seines durchlauchtigsten Schülers, des eben genannten Erzherzogs, den er bis dahin zu einer bedeutenden Stufe der Ausbildung erhoben, und welcher der *Einzige seiner Schüler war, den Beethoven gleichzeitig in der Harmonielehre unterrichtet hatte,* die Ernennung dieses kunstreichen Prinzen

*) Mozart brachte es erst drei Jahre vor seinem Tode bis zu achthundert Gulden Wartegeld, die er aus dem „Kammerbeutel" Kaiser Joseph's bezog, dessen Liebling er noch dazu war. — Man sieht, wie diese beiden grossen Geister in diesem Punkte ziemlich gleiches Schicksal hatten.

zum Erzbischof von Olmütz brachte unsern Meister wieder jenem Zweig der Tonkunst zurück, welcher der erhabenste und auch schwierigste ist, zu dem er sich neben der Sinphonie am meisten hingezogen fühlte, wie er dies oft betheuerte. Er fasste nämlich den Entschluss, zur Installation des Erzherzogs in sein Erzbisthum, die auf den 9. März 1820 festgesetzt war, eine grosse Messe zu schreiben. Er begann an diesem neuen Werke im Winter von 1818 auf 19 zu arbeiten, dessen erster Satz aber gleich in so breiten Dimensionen (gegen den ursprünglichen Plan des Autors) sich zu bewegen anfing, dass, diese Bahn mit gewohnter Consequenz verfolgt, es gar nicht abzusehen war, in welcher Zeit dieses Werk vollendet werden könne. Es ist nothwendig hier zu sagen, dass Beethoven in jenen Jahren trotz der vorausgegangenen Stürme einer festen Gesundheit genoss. Gleich bei Beginn dieser neuen Arbeit schien sein ganzes Wesen eine andere Gestalt angenommen zu haben, welches besonders seine älteren Freunde wahrnahmen, und ich muss gestehen, dass ich Beethoven niemals vor und niemals nach jener Zeit mehr in einem solchen Zustande absoluter Erdenentrücktheit gesehen habe, als dies vorzüglich im Jahre 1819 mit ihm der Fall gewesen. Ja, hätte ich nicht gegenwärtig bereits die vierzig überschritten, und wollte jenen Seelen- und Geisteszustand meines edlen Freundes mit dem Verstande eines 20jährigen Jünglings beurtheilen, ich wüsste aus jener merkwürdigen Zeit sehr viele Anekdoten zu erzählen, wie ein Anderer aus früheren Jahren gethan, die aber am Ende doch nur

Anekdoten sind, und eben so wenig vor ein öffentliches Forum gehören, als die Tischreden Martin Luther's dahin gehört haben.

Im Jahre 1819 war Beethoven über der Composition seiner zweiten Messe wirklich der tobende, himmelanstürmende Gigant, und dies besonders zur Herbstzeit hin, als er das Credo mit der ausserordentlich schweren Fuge schrieb. Er wohnte damals zu Mödling im sogenannten Hafnerhaus, wo ich ihn öfters besuchte, und aussergewöhnliche Fälle zu hören bekam, wovon viele seine verwirrte Haushaltung herbeiführte, von der er sich seit 1816 nicht mehr getrennt hatte, obgleich sein Neffe in einer Erziehungsanstalt, er folglich ganz allein war. Um sich einen möglichst deutlichen Begriff von seinem häuslichen Leben jener Zeit zu machen, und daraus den Schluss zu ziehen, unter welchem grossen theils selbst aufgebürdeten Joche dieser Mann seufzte und litt, und wie dies seinen Gemüthszustand fortan in Aufregung hielt, ist es nothwendig, dass ich dem Leser nur einen kleinen Auszug aus seinem Tagebuche zur Ansicht gebe, das ich von seiner Hand geschrieben in mehreren Jahrgängen besitze:

1819. Den 31. Januar der Haushälterin aufgesagt.
— Am 15. Februar die Küchenmagd eingetreten.
— „ 8. März hat die Küchenmagd mit 14 Tagen aufgesagt.
— „ 22. desselb. Mon. ist die neue Haushälterin eingetreten.

1819. Am 12. Mai in Mödling eingetroffen.
Miser et pauper sum.
— „ 14. Mai ist die Aufwärterin eingetreten, mit monatlich sechs Gulden.
— „ 20. Juli der Haushälterin aufgesagt.
1820. Am 17. April die Küchenmagd eingetreten.
— 19ter April schlechter Tag. (d. h. er bekam nichts zu essen, weil bereits alle Speisen durch das lange Warten verdorben waren.)
— „ 16. Mai dem Küchenmädchen aufgesagt.
— „ 19. Mai die Küchenmagd ausgetreten.
— „ 30. Mai die Frau eingetreten.
— „ 1. Juli die Küchenmagd eingetreten.
— „ 28. Juli Abends ist die Küchenmagd entflohen.
— „ 30. Juli ist die Frau von Unter-Döbling eingetreten.
Die 4 bösen Tage, 10. 11. 12. 13. August in Lerchenfeld gegessen.
— Am 28. der Monat von der Frau aus.
— „ 6. September ist das Mädchen eingetreten.
— „ 22. October das Mädchen ausgetreten.
— „ 12. December das Küchenmädchen eingetreten.
— „ 18. Dec. dem Küchenmädchen aufgesagt.
— „ 27. Dec. das neue Stubenmädchen eingetreten.

Genug dieses bejammernswerthen Anblickes häuslicher Verwirrung! Und genug auch des Stoffes zu

anhaltender Agitation eines Hauswirthes, der sich um den Heerd bekümmert oder bekümmern muss! — Nur mit geringer Aenderung ging es mit dem Hausstande Beethoven's bis an sein Ende fort. Die Unmöglichkeit, sich den Dienstleuten verständlich zu machen, war mitunter die Hauptursache des beständigen Wechsels, wobei aber freilich nichts gewonnen wurde.

Und nun von der crassen Prosa wieder zur poetischen Seite.

Zur Zeit, als der Erzherzog Rudolph sich zur Installationsreise nach Olmütz vorbereitete, war die zu jener Feier bestimmte Messe kaum zum dritten Theil fertig, welches, die Zeit seiner gewohnten Ausfeilung an jedem grossen Werke mit in Anschlag gebracht, so viel heissen wollte, als: es war noch nicht der erste Satz fertig. Und um hier gleich die Zeit zu bestimmen, wann Beethoven die letzte Feile an dieses sein grösstes Werk legte, führe ich an, dass dieses erst im Sommer 1822 zu Baden (bei Wien) geschehen, nachdem er über drei Jahre an diesem gigantischen Werk gearbeitet hatte. Somit wurde diese Messe ihrer ursprünglichen Bestimmung nach nur um zwei Jahre zu spät fertig.

In den Winter-Monaten von 1821 auf 22 schrieb Beethoven die drei Klavier-Sonaten Op. 109. 110. und 111. Die grosse Sonate in B-dur Op. 106. schrieb er noch während des Prozesses mit seiner Schwägerin. Auch willfahrte er im Sommer 1819, als er eben mit der Composition des Credo beschäftigt

war, den wiederholten dringenden Bitten einer aus 7 Mitgliedern bestehenden Musikgesellschaft, die damals in einem Gasthofe in der Briel bei Mödling zum Tanz zu spielen pflegte, und schrieb einige Parthien Walzer für sie, die er selbst auch in die einzelnen Stimmen aussetzte. Des auffallenden Contrastes wegen, wie sich ein grosses Genie zu gleicher Zeit in den höchsten Regionen musikalischer Poesie und zugleich auch im Tanzsaale bewege, forschte ich einige Jahre darauf, als der Meister einstens dieses Umstandes wieder erwähnte, diesen leicht beflügelten Horen nach; allein jene Gesellschaft hatte sich indessen zerstreut, und so blieb alles Nachsuchen vergebens. Auch Beethoven hatte die Partitur dieser Walzer verloren. — Während er mit der Composition der grossen Messe beschäftigt war, entsinne ich mich übrigens nur noch einiger Hefte Bagatellen, die er geschrieben. Der Leipziger Verleger Herr P., für den sie bestimmt waren, antwortete ihm nach ihrem Erhalt, dass er sie des bedungenen Preises (ich glaube 10 Dukaten) unwerth halte, und bemerkte noch anbei, dass es Beethoven unter seiner Würde halten sollte, die Zeit mit solchen Kleinigkeiten, wie sie Jeder machen könne, zu vergeuden. Hätte doch Herr P. die Wirkung dieser wohlgemeinten Lection bei dem fulminanten Beethoven mit ansehen können! Sie war aber gut diese Lection, und kam gerade à tempo, denn der grosse Meister gefiel sich in einer solchen geistigen Abspannung, (deren er in jener Zeit wohl auch bedurfte), und hätte ähnliche Bagatellen noch viele geschrieben. Dormitat aliquando Homeros.

Aus Vorstehendem wird man entnehmen, dass ausser dem Honorar für letzt genannte 4 Sonaten unserm Beethoven seit dem Jahr 1818 bis in das Jahr 1822 nebst seiner Pension keine andere Gelder zugeflossen sind, gerade zu einer Zeit, wo er für die Erziehung seines Neffen jährlich eine bedeutende Summe auszugeben hatte, und die vorausgegangenen theueren Jahre ebenfalls ihren schlimmen Einfluss auf ihn ausübten. Seinen Finanz-Zustand ersieht man auch noch deutlich aus den an Herrn Ries gerichteten Briefen, die jedoch (besonders jene aus den Jahren 1819 und 1820) vor kein öffentliches Forum gehören, und seine beiden Freunde Wegeler und Ries hätten sie zurück halten sollen *); denn lässt der Inhalt jener Briefe nicht vermuthen, Beethoven war entweder dem Verhungern nahe, oder er habe, den modernen Componisten gleich, nur allein für Geld Noten geschrieben? Dem war jedoch nicht so, obwohl es Thatsache ist, dass seine damaligen Einkünfte die Ausgaben bei weitem nicht zu decken vermochten. — Die Messe wurde erst im Jahre 1825 an einen Verleger verkauft. Die Jahre 1820 und 21 waren es demnach, wo Beethoven wirklichen Mangel litt, indem er zu den bereits gemachten Schulden keine neuen hinzufügen wollte. Und doch der Wahrheit getreu muss gesagt werden, dass dieses Mangelleiden nur ein freiwilliges war; denn befand er sich ja

*) Herr Ries erfuhr 1833 auf sein Verlangen durch mich die Ursache jener scheinbar übertriebenen Klagebriefe; um so mehr hätte er Rücksicht nehmen sollen, sie nicht zu veröffentlichen.

im Besitze von einigen Bankaktien, die ihn vor jedem Mangel schützen konnten, wenn er sich deren entäussern wollte. Hören wir daher, dass jene in seinem Tagebuche von 1820 aufgezeichneten „4 bösen Tage“ solche gewesen, wo er alles baaren Geldes entblösst sein Diner mit einem Glas Bier und einigen Semmeln (Brödchen) abthun musste, wie ich es aus seinem eigenen Munde weiss; so wäre ich meines Theils geneigt in jenem Factum den Anfang zu seiner nachherigen Kargheit zu suchen, die einen unwürdigen lachenden Erben einstens bereichern sollte. An geeigneter Stelle mehr über diesen Punkt.

Aus dem Jahre 1821 ist ausser einer, sein Hauswesen charakterisirenden Anekdote nichts Besonderes mitzutheilen; es ging im gewohnten Geleise. — Im Frühling jenes Jahres zog er wieder mit Sack und Pack nach Döbling. Bei'm Ordnen seines künstlerischen Haushaltes dort vermisste er die Partitur des ersten Satzes (Kyrie) seiner grossen Messe. Alles Nachsuchen war vergebens, und Beethoven über diesen Verlust, der nicht zu ersetzen war, bereits auf's äusserste irritirt. Aber ecce! nach mehreren Tagen findet sich das ganze Kyrie, allein in welchem Zustande! Die grossen Papierbogen, die schon der Makulatur glichen, convenirten der alten Haushälterin recht gut zum Einwickeln von Stiefeln, Schuhen und Küchengeräth, indem sie noch die meisten Bogen mitten von einander riss. Als Beethoven diesen Unfug mit seinem Geistesprodukt vor Augen hatte, konnte er nicht umhin, nach einem kurzen Aerger, diese

drollige Scene zu belachen, nachdem endlich alle Ternionen von diesem unsaubern Vermischungsprozess befreit waren.

Der 3te October 1822 — das Namensfest des Kaisers Franz — war zur Eröffnung des neuen Theaters in der Josephstadt festgesetzt, bei welcher Feier die Musik zu „Die Ruinen von Athen" *), die Beethoven 1812 zur Eröffnung des neuen Theaters in Pesth geschrieben, mit einem andern dem Orte jener Feier anpassenden Texte von Carl Meisel, und noch mehreren neuen Nummern, auch einer neuen Ouverture, zur Aufführung kommen sollte. Ungefähr im Juli machte sich Beethoven an diese neue Arbeit; jedoch war jener Sommer, den er in Baden verlebte, wie bekannt zu warm, daher er lieber den Schatten der nahen Wälder aufsuchte, als zu Hause zu verschmachten. Erst als die grösste Wärme vorüber war (was ziemlich dem Eröffnungstage nahe gewesen), arbeitete er anhaltend, und ich erinnere mich, dass bei einem neu komponirten Chor mit Tanz der Balletmeister seine liebe Noth mit ihm hatte. Jener brauchte die Musik schon dringend zum Einüben, Beethoven aber wollte sie durchaus nicht herausgeben, indem er noch daran zu feilen hatte. So erhielt das aus allen vier Windgegenden zusammengeblasene Orchester auch erst am Nachmittage vor der ersten Aufführung und zwar noch mit tausend Schreibfehlern, die so schwere Ouverture in C-dur mit der Doppelfuge. Abends bei

*) Von Aug. v. Kotzebue.

der feierlichen Eröffnung, wobei aus Mangel an den nöthigen Proben kein einziges Mitglied des Orchesters seine Stimme kannte, sass Beethoven am Piano, den Musikdirektor Franz Glaeser als Controlirenden zur Seite habend, und ich, die juristische Amtsstube verlassend, dirigirte an der ersten Violine das Orchester. Diese gleichsam improvisirte Eröffnungsfeier konnte man füglich, was den musikalischen Theil betrifft, eine ganz verunglückte nennen, und erst am folgenden Tage wurden die sämmtlichen Orchester-Parthien corrigirt und einstudirt. Beethoven merkte wohl das Schwanken auf der Bühne und im Orchester, fühlte es aber nicht, dass er durch angestrengtes Lauschen und Zurückhalten des Taktes die meiste Ursache dazu gab.

Am Neujahrstage 1823 sassen Beethoven, dessen Neffe und ich eben am Mittagstische, als dem Meister eine Neujahrskarte von seinem im Nachbarhause wohnenden Bruder eingehändigt wurde, gez.: „Johann van Beethoven — Gutsbesitzer." Beethoven schrieb alsogleich rückwärts darauf: „Ludwig van Beethoven — Hirnbesitzer", und schickte sie sofort an den Gutsbesitzer zurück. Diesem drolligen Vorfalle ging wenige Tage voraus, dass sich dieser Bruder gegen unsern Meister rühmte, er werde es nicht so weit bringen, als er (Johann van Beethoven nämlich) es gebracht habe. *) Wie sich leicht denken lässt, so

*) Herr Johann van Beethoven war Apotheker, wozu ihm anfänglich durch seinen Bruder Ludwig die Hülfsmittel gereicht wurden. Zu bedeutender Wohlhabenheit gelangt, verliess er das Apotheker-Geschäft und wurde Gutsbesitzer.

hat diese Prahlerei unsern Beethoven ausnehmend belustigt.

In diesem Winter (1823) vollführte Beethoven den längst gefassten Entschluss, die neue Messe den grossen und kleinen europäischen Höfen für ein Honorar von 50 Ducaten im Manuscript anzutragen, ein Geschäft, dessen Ausführung er mir ganz allein überliess, und das mit unzähligen Formalitäten und Schwierigkeiten, auch langem Geduldhaben verknüpft war. In seiner Einladung zur Subscription erklärte Beethoven dieses Werk für sein „grösstes und gelungenstes“ (in der an den König von Frankreich geschickten Einladung nennt er es: „Oeuvre le plus accompli“). Nur vier Höfe, nämlich der russische, preussische, königl. sächsische und französische nahmen den Antrag an. *) Auf das fünfte Exemplar subscribirte Fürst Anton von Radziwill, Gouverneur von Posen, und auf das sechste und letzte Herr Schelble für seinen Cäcilien-Verein in Frankfurt am Main. **)

Der erste von den allerhöchsten Subscribenten war Se. Majestät der König von Preussen.

An die durch die Königl. Gesandtschaft diesfalls unserm Beethoven gemachte Notification knüpft sich

*) Dem Oestreichischen Hofe machte Beethoven keinen Antrag, wohl aber dem Fürsten Esterhazy, der ihn jedoch zurückwies.

**) Also nicht 10—12 Exemplare, die Beethoven auf dem Wege der Subscription vor dem Druck des Werkes verkauft haben soll, wie Herr v. Seyfried in s. biograph. Notizen von Beethoven irrig anführt.

eine charakteristische Anekdote an. Ob der Königl. Preuss. Gesandte Fürst von Hatzfeld von Berlin aus den Auftrag hatte, oder ob er aus eigenem Antriebe wünschte, Beethoven mit einem Preuss. Orden decorirt zu sehen, blieb mir unbekannt; faktisch aber ist es, dass der Fürst Beethoven durch seinen Kanzleidirektor Hofrath W. fragen liess, ob er nicht wohl geneigt wäre, einen Königl. Orden den 50 Ducaten vorzuziehen? er wolle diesfalls nach Berlin berichten. Beethoven besann sich keinen Augenblick und antwortete mit kräftigem Nachdrucke: „fünfzig Ducaten!“ — Ein sprechender Beweis, was Beethoven auf Ehrenzeichen oder überhaupt auf Auszeichnungen hielt. Anträge ähnlicher Art würde er jedesmal zurückgewiesen haben, woher sie immer gekommen wären. Ohne eine wohlverdiente Ordensdekoration auf der Brust eines oder des andern Künstlers seiner Zeit zu missachten, beneidete er doch in der That keinen darum; geisselte aber oft unbarmherzig diesen oder jenen seiner Zeitgenossen wegen dessen „Sucht und Jagen“ nach Ordensbändern, die nach seinem Dafürhalten immer auf Kosten der Wahrheit und Heiligkeit der Kunst erobert seyen.

Hier ist es am Ort zu sagen, dass Beethoven sich in der Angelegenheit, die Subscription der Messe betreffend, auch an Goethe gewandt habe, um seine Fürsprache bei dem Grossherzog von Weimar zu erhalten. Goethe aber hatte unsern Beethoven schon vergessen, denn er würdigte ihn nicht einmal einer Antwort hierüber, wodurch sich Beethoven sehr ge-

kränkt fühlte. Es war dieses das erste und letzte Mal, dass Beethoven Goethe'n um eine Gefälligkeit ersucht hat. Eben so blieb das eigenhändige Schreiben Beethoven's in dieser Sache an den König von Schweden unbeantwortet. Letztere Correspondenz führte jedoch Beethoven's Gedächtniss in die Zeit zurück, wo der König von Schweden als General Bernadotte Gesandter der französischen Republik in Wien gewesen, und Beethoven erinnerte sich lebhaft, dass Bernadotte wirklich zuerst die Idee zur Sinphonia eroica in ihm rege gemacht.

Der König von Frankreich, Ludwig XVIII., zeichnete Beethoven für die Uebersendung dieser Messe dadurch aus, dass er ihm eine schwere goldene Medaille mit seinem Brustbild, rückwärts mit der Inschrift „Donné par le Roi à Monsieur Beethoven" zuschickte, welches königliche Geschenk ihm um so grössere Freude machte, als er es der Verwendung von Herrn Cherubini bei des Königs Majestät zu verdanken glaubte, den er früher darum brieflich ersucht hatte. Ich theile diesen gewiss nicht uninteressanten Brief in Beethoven's Concept mit, wie er es mir vom Lande nach der Stadt zur weitern Verfügung zuschickte.

„Hochgeehrtester Herr!

„Mit grossem Vergnügen ergreife ich die Gele-„genheit mich Ihnen schriftlich zu nahen. Im Geiste „bin ich es oft genug, indem ich Ihre Werke über „alle andere theatralische schätze. Nur muss die

„Kunstwelt bedauern, dass seit längerer Zeit, wenig-
„stens in unserem Deutschland, kein neues theatrali-
„sches Werk von Ihnen erschienen ist. So hoch auch
„Ihre anderen Werke von wahren Kennern geschätzt
„werden, so ist es doch ein wahrer Verlust für die
„Kunst, kein neues Produkt Ihres grossen Geistes
„für das Theater zu besitzen. Wahre Kunst bleibt
„unvergänglich, und der wahre Künstler hat inniges
„Vergnügen an grossen Geistesprodukten. Eben so
„bin ich auch entzückt, so oft ich ein neues Werk
„von Ihnen vernehme, und nehme grösseren Antheil
„daran, als an meinen eigenen; kurz ich ehre und
„liebe Sie. Wäre nur meine beständige Kränklichkeit
„nicht Schuld, Sie in Paris sehen zu können, mit
„welch' ausserordentlichem Vergnügen würde ich mich
„über Kunstgegenstände mit Ihnen besprechen! Glau-
„ben Sie nicht, dass, weil ich jetzt im Begriff bin,
„Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, dies blos der
„Eingang dazu sey. Ich hoffe und bin überzeugt,
„dass Sie mir keine so niedrige Denkungsweise zu-
„muthen.

„Ich habe so eben eine grosse solenne Messe voll-
„endet, und bin Willens, selbe an die europäischen
„Höfe zu senden, weil ich sie vor der Hand nicht öf-
„fentlich im Stich herausgeben will. Ich habe daher
„durch die französische Gesandtschaft hier auch eine
„Einladung an Se. Majestät den König von Frank-
„reich ergehen lassen, auf dieses Werk zu subscri-
„biren, und bin überzeugt, dass der König selbe auf
„Ihre Empfehlung gewiss nehmen werde. Ma situa-

„tion critique demande, que je ne fixe pas seulement „come ordinaire mes voeux au ciel, au contraire, „il faut les fixer aussi en bas pour les necessités de „la vie. Wie es auch gehen mag mit meiner Bitte an „Sie, ich werde Sie dennoch alle Zeit lieben und „verehren, et Vous resterez tousjours celui des mes „contemporains, que je l'éstime le plus. Si Vous me „voulez faire un estréme plaisir, c'étoit, si Vous m'ecri- „vez quelques lignes, ce que me soulagera bien. L'art „unit tout le monde, wie viel mehr wahre Künstler, „et peut-être Vous me dignez aussi, de me mettre „auch zu rechnen unter diese Zahl.

„Avec le plus haut éstime

„Votre ami et serviteur

„Beethoven."

Dieser Brief wurde in französischer Uebersetzung an Cherubini abgeschickt, von diesem aber nicht beantwortet.

Sehr oft schon wurde der Oestreichische Hof von den Verehrern Beethoven's angeklagt, dass er gar nichts für diesen gethan habe. Dass dem so ist, ist wahr; aber untersuchen wir diesen Incidenzpunkt näher, und spüren wir den Gründen nach, vielleicht finden sich welche, die den kaiserlichen Hof für diese Indolenz entschuldigen könnten.

Wir haben bereits gehört, als in der 2ten Periode von der Sinphonia eroica die Rede war, wie es um die politischen Gesinnungen Beethoven's stand. Es braucht daher wohl keiner nähern Auseinandersetzung

mehr, um den sichern Schluss daraus zu ziehen, dass ein Mann, in dessen Kopfe sich ein derartig republicanischer Geist festgesetzt, in der Nähe eines Hofes sich nicht heimlich fühlen, ihm auch nichts zu Gefallen thun werde. Damit dürfte das Verhältniss Beethoven's zum kaiserl. Hof schon deutlich genug bezeichnet seyn. Wäre der Erzherzog Rudolph nicht eine so rein künstlerische Seele gewesen, und hätte sich diese mit Beethoven's Seele und seinem ganzen Wesen nicht in genauesten Rapport setzen können, er würde auch ihn geflohen haben, wie er den ganzen Hof geflohen hat. Nur der Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, war es, den Beethoven stets mit Ehrfurcht nannte, da er die vollste Ueberzeugung hatte, wie sehr dieser erlauchte Held ihn zu würdigen verstand; nur dieser Prinz durfte bei seinem Bruder dem Erzherzog Rudolph eintreten, wenn Beethoven bei ihm war. Dieser erlauchte Beschützer von Kunst und Künstler, der mit der innigsten Liebe für seinen grossen Lehrer zugleich die reinste Humanität verband, wollte damit wahrscheinlich jeden Conflict mit den anderen Gliedern der kaiserl. Familie vermeiden. *) Eine Sinnesänderung hierin bei Beethoven

---

*) Es zeigt sich dadurch offenbar, wie Beethoven selbst den höchsten Personen gegenüber seine Stellung fühlte und behauptete, daher ihr auch keine Hand breit vergab. Auch möge dies zugleich beweisen, von welchem Standpunkt aus er die Welt anschaute, und seinem in dieser Beziehung ihm inwohnenden Grundsatze treu zu bleiben wusste (von dem bereits in der ersten Periode gesprochen wurde), wenn er auch vieler materiellen Vortheile dadurch verlustig ging.

zu bewirken, war der treffliche Graf Moritz von Lichnowsky lange Zeit vergeblich bemüht, bis es ihm doch 1823 in Etwas gelang. Im Februar jenes Jahres wendete sich dieser edle, nie ermüdende Freund an den damaligen Hof-Musikgrafen, Grafen Moritz von Dietrichstein, mit dem Vorschlage, unserm Beethoven den Antrag zur Composition einer Messe für Se. Majestät den Kaiser zu machen, um durch dieses Mittel den Meister dem kaiserl. Hofe näher zu bringen, ihn gleichsam mit ihm auszusöhnen. Der kunstverständige Graf von Dietrichstein ging sogleich in den Vorschlag ein, und ich bin im Stande, aus der zwischen den beiden Herren Grafen und Beethoven diesfalls statt gefundenen Correspondenz das hierauf Bezügliche mitzutheilen.

Unter'm 23. Februar schreibt Graf Dietrichstein an Grafen Lichnowsky unter andern: „Lieber Freund! . . . . „Ich schicke Dir hier zugleich die Partitur einer „Messe von Reutter, welche Beethoven zu sehen „wünschte. Wahr ist es, dass Se. Majestät der Kai„ser diesen Styl liebt, indessen braucht Beethoven, „wenn er eine Messe schreibt, sich nicht daran zu „halten. Er möge nur seinem grossen Genie folgen, „und blos berücksichtigen, dass die Messe nicht zu „lang, noch zu schwer in der Ausführung werde; — „dass es eine Tutti-Messe sey, und bei den Sing„stimmen nur kleine Sopran- und Alto-Solos vorkom„men (wofür ich zwei brave Sängerknaben habe) — „doch weder Tenor- noch Bass- noch Orgel-Solos. „— Bei Instrumenten könnte ein Violin- oder Oboe-

„oder Clarinett-Solo angebracht werden, wenn er es „wollte.

„Fugen lieben Se. Majestät sehr, gehörig durch- „geführt, doch nicht zu lang; — das Sanctus mit dem „Hosanna möglichst kurz, um nicht die Wandlung „aufzuhalten; und — wenn ich etwas für mich bei- „setzen darf: das Dona nobis pacem mit dem Agnus „Dei ohne besondern Absprung verbunden, und sanft „gehalten; was bei zwei Messen von Händel (aus „dessen Anthems zusammengesetzt), bei zwei Mes- „sen von Naumann, und von Abbé Stadler eine „besonders schöne Wirkung macht.

„Dies wären in Kürze, meiner Erfahrung gemäss, „die zu beobachtenden Rücksichten, und ich würde „mir, dem Hofe und der Kunst Glück wünschen, „wenn unser grosser Beethoven bald Hand an's Werk „legen wollte."

Beethoven nahm diesen Antrag mit Vergnügen an, besuchte unverzüglich, von dem Grafen Lichnowsky begleitet, den Grafen Dietrichstein wegen näherer Rücksprache, wollte sogleich an's Werk; allein — es blieb bei'm Wollen, und weiter war er auch nicht zu bringen, was jedoch in einer politischen Störrigkeit nicht seinen Grund hatte. Oft wiederkehrendes Unwohlseyn, Augenübel und ein widriger Vorfall unerwarteter Art gaben Ursache, diese Arbeit aufzuschieben. Nachgerade fing zum Herbste hin die neunte Sinphonie in seinem Gehirne an zu spuken, und somit wurde an die Messe für den Kaiser gar nicht mehr gedacht.

Jener widrige Vorfall unerwarteter Art entstand aus einem Conflicte mit einer Wiener Verlagshandlung (gegenwärtig nicht mehr bestehend), der von unangenehmen Folgen für Beethoven begleitet war. Jene Verlagshandlung ging schon längst mit dem Plane um, unsern Meister so in ihr Interesse zu ziehen, dass er sich contractlich verpflichte, Alles, was er in Zukunft noch schreiben werde, ausschliesslich ihr allein zu überlassen. Anbei proponirte ihm auch noch jene Verlagshandlung die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke mit ihm zu entriren; eine Proposition, die nach meiner Ansicht die günstigste für Beethoven war, und sehr wahrscheinlich angenommen worden wäre, hätte man sie nicht von dem erstern Plane abhängig gemacht. Es wurde demzufolge Beethoven von jener Handlung ein förmlicher Tarif (den ich im Original mit Randbemerkungen von Beethoven's Hand besitze) vorgelegt, worin, von der Sinphonie und dem Oratorium angefangen, alle Genres der Composition bis zum kleinen Liede herab mit Ansetzung des von ihr zu zahlen angebotenen Honorars aufgeführt stehen. Diesen Tarif sollte Beethoven unterzeichnen. Er erholte sich deshalb Raths von vielen Seiten; und nachdem die meisten widerrathen, so lehnte er diese ihm und seinem ganzen Wesen widerstrebende Leibeigenschaft ab. Warum sollte denn kein anderer Verleger mehr seinen Verlag mit einem Werke Beethoven's zieren dürfen, da jene Verlagshandlung deren bereits so viele hatte? Und warum sollte der grosse Meister sich denn die Hände so binden lassen? nicht vielleicht für das eine oder andere

Werk von einer andern Seite her noch ein höheres Honorar erhalten können? Warum denn überhaupt ein Monopol mit Geistesprodukten treiben wollen? —

Da nun jener Plan zu dem erwünschten Resultate nicht führte, der andere daran hängende, die Herausgabe der sämmtlichen Werke betreffend, auch gescheitert ist; so forderte jene Verlagshandlung von Beethoven die schleunige Restitution des ihm gemachten Darlehns von 800 Gulden Conv. Münze, eben zur Zeit, wo er in dürftiger Lage sich befand, indem bis dahin noch kein einziges Exemplar der neuen Messe einen Subscribenten gefunden hatte. Tief gekränkt über das rücksichtslose Benehmen eines Mannes, der sich seinen Freund nannte, und dessen Handelsgeschäfte von früher her Beethoven so Vieles zu verdanken hatten, ersuchte unser Meister seinen Freund Dr. Bach, mit einer Gegenforderung an jenes Haus aufzutreten, vermöge welcher es gehalten seyn sollte, die seit langen Jahren sich in seinem Besitze befindenden Manuscripte: die erste Ouverture zu Fidelio, die Cantate „der glorreiche Augenblick" und mehrere andere noch, sogleich zu publiciren; als Rechtsgrund anführend, dass es im geistigen wie im materiellen Interesse des Autors liege, dass dessen Geistesprodukte nicht lange Jahre hinter Schloss und Riegel gebannt blieben. Die gegentheilige Erwiederung lautete: „Wir haben jene Manu„scripte gekauft und bezahlt, folglich sind sie unser „Eigenthum, und wir können damit thun, was wir „wollen." — Dr. Bach rieth Beethoven von dem vor-

habenden gerichtlichen Einschreiten ab, denn er wusste aus dem Prozesse mit seiner Schwägerin, welch' heillose Wirkung solche gerichtliche Proceduren auf sein Gemüth und seine künstlerische Thätigkeit ausübten, die beide bereits im hohen Grade gelitten. Er veranlasste ihn eine Bank-Aktie zu verkaufen, um die Schuld an jene Verlagshandlung abzutragen, wozu sich Beethoven nach längerem Sträuben endlich verstand.

Ich erwähne dieses Vorfalls, der mit zu den bitteren Lebenserfahrungen des grossen Meisters gehört, auch noch darum, um zu zeigen, wie werth ihm auch seine künstlerische Freiheit und Unabhängigkeit war. Anderseits sieht man in Folge jenes Vorfalles sein kleines Ersparniss wieder verringert. Vor kurzem erst eine Aktie weggegeben, um die Schuld an einen wahren Freund abzutragen, gleich darauf wieder eine, um gedachte Verlagshandlung zu befriedigen, — in welche Stimmung musste dies den stets kränkelnden und geängstigten Meister versetzen?!

Im Frühlinge 1823 zog Beethoven wieder nach dem freundlichen Hetzendorf, wo ihm der Baron von Pronay eine Reihe Zimmer in seiner schönen Villa einräumte. So überselig er sich fühlte, als er in den ersten Tagen seines Dortseyns den herrlichen Park durchlief, oder aus seinen Fenstern die reizende Landschaft überschaute; so wurde ihm der Aufenthalt doch nur zu bald lästig, und aus keiner anderen Ursache, als, *weil der Baron, so oft er ihm begegnete, stets*

zu tiefe Complimente vor ihm machte. Unter'm 24. August schrieb er mir, dass er es dort nicht länger aushalten könne, und bittet mich den folgenden Morgen schon vor 5 Uhr bei ihm zu seyn, mit ihm nach Baden zu fahren, um ihm dort eine Wohnung suchen zu helfen, was auch geschah. So zog Beethoven eiligst wieder mit Sack und Pack nach Baden, nachdem die Hetzendorfer Wohnung bereits für den ganzen Sommer bezahlt war. Sein englischer Flügel aus der Fabrik von Broadwood, von Ferd. Ries, John Cramer und Sir Georg Smart vor mehreren Jahren ihm geschenkt, musste diese Feldzüge alle mitmachen. *)

In jener Villa zu Hetzendorf schrieb Beethoven die 33 Variationen über einen Walzer von Diabelli (Op. 120.), eine Arbeit, die ihn ungewöhnlich belustigte. Anfangs sollten es nur 6—7 Variationen werden, für welche bescheidene Zahl ihm Diabelli 80 Ducaten angetragen; allein, als er an die Arbeit kam, wurden es bald 10, dann bald 20, dann schon 25, und immer noch konnte er nicht zu Ende kommen. Diabelli, schon besorgt über ein zu grosses Volumen, als er von 25 Variationen hörte, musste endlich für seine 80 Ducaten anstatt sieben — drei und dreissig Variationen hinnehmen. (So viel, nämlich 80 Ducaten, erhielt Beethoven beinahe für jede seiner letzten Sonaten.)

---

*) In der Auction des Beethoven'schen Nachlasses kaufte ihn der Hofagent von Sina in Wien, in dessen Besitz er sich noch befindet.

Im Herbste jenes Jahres wieder nach Wien zurückgekommen, erhielt Beethoven von der Administration des Hof-Operntheaters die Einladung, seinen Fidelio, der nach langer Pause wieder einmal zur Aufführung kommen sollte, zu dirigiren. Die Beweise, dass er seiner fast gänzlichen Taubheit wegen zu einer Leitung unfähig sey, lagen noch von der Eröffnung des Josephstädter Theaters vom vorigen Jahre vor Augen. Nichts desto weniger liess er sich nicht abhalten, diese Einladung anzunehmen. Auf sein Verlangen begleitete ich ihn zur Probe. Schon bei den ersten Nummern zeigte sich die absolute Unmöglichkeit, weiter fortzufahren, denn nicht nur nahm er die Tempi bald viel schneller, bald viel langsamer, als Sänger und Orchester gewohnt waren, sondern rittardirte dazu noch unaufhörlich. Der anwesende Kapellmeister Umlauf vermittelte so lange nur thunlich, aber nachgerade ward es Zeit dem guten Beethoven zu sagen: es geht nicht! — Weder der Administrator Herr Duport noch Herr Umlauf wollten sich hierzu verstehen, und als Beethoven eine gewisse Verlegenheit auf allen Gesichtern sah, deutete er mir ihm aufzuschreiben, was dies zu bedeuten habe, worauf ich mit wenigen Worten den Grund angab, ihn zugleich bittend, nicht weiter fortzufahren; demnach er auch alsogleich das Orchester verliess. Die Wehmuth, die ihn nach jenem schmerzlichen Vorfall ergriff, wich den ganzen Tag nicht mehr von ihm, und auch bei Tisch liess er keinen Laut vernehmen.

Nach dieser Begebenheit bat er wiederholt den Staabsarzt Smetana um Linderung seines Ohren-

übels, der ihn auch wirklich durch einige Zeit medizиniren liess. Allein der ungeduldige Patient machte es mit den Medicamenten jetzt noch immer wie früher. Er nahm nicht selten die Medicin auf zweimal, die für den ganzen Tag bestimmt war, oder er vergass ganz darauf, wenn ihn seine Ideen der Sinnenwelt entrückten und höheren Regionen zuführten. Wie schwer er auch in dieser Beziehung zu behandeln sey, hatte wohl jeder Arzt bei ihm erfahren, selbst der Staabsarzt v. Vehring in früheren Jahren, der doch eine gewisse Autorität über ihn ausüben durfte.

In diesem Jahre war es, als „die Gesellschaft der Musikfreunde des Oestreichischen Kaiserstaates" in Wien unserem Beethoven das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Gesellschaft zuschickte. Es muss bemerkt werden, dass jene Gesellschaft bereits seit 10 Jahren bestand, und in diesem Zeitraume schon mehrere einheimische und fremde Künstler zu Ehrenmitgliedern ernannt hatte; weshalb es auch Beethoven kränkte, dass nun erst an ihn gedacht wurde. Er wollte daher dieses Diplom sogleich zurückschicken, liess sich aber dennoch bereden, es nicht zu thun, lieber es stillschweigend hinzunehmen, und der Gesellschaft nichts darauf zu erwiedern, was er auch wirklich unterliess.

(Das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Stockholm hatte er bereits in den Herbstmonaten des Jahres 1822 erhalten.)

Ueberhaupt häuften sich im Jahre 1823 die Begebenheiten in Beethoven's Leben, die durch folgenden Umstand noch vermehrt wurden. Beethoven wurde durch seinen Bruder Johann in eine dunkele, höchstens für einen Schuster passende Wohnung einquartirt, die, weil sie wohlfeil war, für den „Hirnbesitzer" gut seyn sollte. Doch war es dieser Umstand nicht allein, der unserm Meister das Leben verbitterte; er bekam es in jener Wohnung noch überdies mit einem Hauseigenthümer von ganz gemeiner Natur zu thun, der nicht die mindeste Rücksicht auf ihn nahm, und ihn wie einen Tagewerker behandelte. Es war dies ein schrecklicher Aufenthalt für den anders gewohnten Beethoven, und der Winter von 1822 auf 23 könnte aus jener fatalen Situation des grossen Tondichters nicht wenig Stoff zu Novellen und Humoresken geben. — Nur einer freundlichen Begebenheit weiss ich aus jenem grossen finstern Rauchfang zu erwähnen. — Im April jenes Jahrs überbrachte ihm die Gräfin *Schafgotsch* aus Warmbrunn in Schlesien seine erste Messe mit einem *neuen*, von einem dortigen Musikdirector Herrn *Scholz* verfassten *deutschen* Text. Wir sassen eben zu Tische. Beethoven öffnete schnell das Manuscript und durchflog einige Seiten. Als er zum „Qui tollis" kam, liefen ihm die Thränen aus den Augen, und er musste aufhören, indem er von dem unbeschreiblich schönen Texte auf's tiefste gerührt sagte: „Ja, so habe ich gefühlt, als ich dieses schrieb!" Es war dies das erste und letzte Mal, dass ich ihn in Thränen sah. Er beabsichtigte jenem trefflichen Herrn Scholz eben

seine zweite Messe zur Abfassung eines deutschen Textes zu schicken, als er die Nachricht von seinem Tode erhielt, und es freute mich ungemein, jenem braven Manne noch zeitig genug gemeldet zu haben, welche Wirkung seine Arbeit (die ich nun besitze) auf Beethoven hervorbrachte.

In den ersten Monaten von 1823 wurde Beethoven von vielen Seiten gedrängt, eine Oper zu schreiben, und besonders war es die Administration des Hof-Operntheaters, die eine von ihm zu haben wünschte. Auch von dem Intendanten der Berliner Hoftheater, Herrn Grafen von Brühl, kam ein Antrag an Beethoven, für jenes Hoftheater à tout prix eine Oper zu schreiben. Dutzendweise wurden nun Operntexte zusammen getragen, aber alle missfielen ihm, denn er sprach sich schon vorab für ein Sujet aus der griechischen oder römischen Geschichte aus, was man ihm aber aus dem albernen Grunde auszureden suchte, als seyen jene Stoffe bereits verbraucht und nicht mehr modern. Endlich kam Herr Franz Grillparzer mit seiner „Melusina." Das Sujet gefiel Beethoven, nur an der Bearbeitung wollte er eines und das Andere geändert haben, wozu Grillparzer sich gerne bereit zeigte. Dichter und Tonsetzer waren bereits über die Hauptpunkte der Aenderungen einverstanden, und wir freuten uns somit schon Fräulein Henriette Sonntag, auf welche Beethoven besonders dabei bedacht seyn wollte, als Melusina vor uns zu sehen. Aber wie hat uns Beethoven alle getäuscht! — Geängstet noch von der Erinnerung des mit sei-

nem Fidelio Erlebten sagte er niemand etwas, dass er Grillparzers Dichtung dem Grafen Brühl zur Einsicht geschickt hatte. Dessen wurden wir erst gewiss, als die Antwort des Grafen Brühl vor uns lag. Der Herr Graf sprach sich über diese Dichtung sehr zufrieden aus, und machte bloss die Bemerkung, dass auf dem Berliner Hoftheater ein Ballet in der Scene sey, das eine „entfernte Aehnlichkeit mit der Melusina habe." Dieses, und die Aussicht, wieder mit deutschen Opernsängern in Berührung zu kommen, entmuthigte Beethoven so sehr, dass er den Gedanken eine Oper zu schreiben aufgab, und fernerhin gar nicht mehr daran erinnert seyn wollte. Bemerken muss ich aber hier, dass er von den Leistungen der damals in Wien anwesenden italiänischen Opern-Gesellschaft *), zu welcher die Herren Lablache, Donzelli, Rubini, Paccini, Ambrogi, Ciccimarra, und die Damen: Fodor-Mainville, Dardanelli, Ekerlin, Sonntag und Unger gehörten, ausserordentliche Freude hatte, und besonders durch die begeisterte Caroline Unger dahin gestimmt wurde, eine italiänische Oper für jene Schaar auserkorener Priester und Priesterinnen Thaliens zu

*) Er sah blos zwei Vorstellungen (darunter den Barbier von Sevilla), ohne leider etwas davon zu hören. Die Partitur von dem Barbier liess er sich aber nach Hause bringen, nach deren Durchsicht er das gewiss merkwürdige Urtheil fällte: Rossini wäre ein grosser Komponist geworden, wenn ihm sein Lehrer öfters einen Schilling (unter Schilling versteht man in Süddeutschland eine Tracht Schläge) ad posteriora applicirt hätte.

schreiben, die im darauf folgenden Jahre sicher zu Stande gekommen wäre (wohin diese neue Arbeit der bereits intentionirten neunten Sinphonie wegen verlegt worden), hätte nicht ein fataler Wind aus Norden diesen und so viele andere schöne Pläne zerstoben, wovon wir weiter unten hören werden.

Im November 1823 begann Beethoven die neunte Sinphonie zu componiren, wozu er viele Skizzen vom Lande nach der Stadt brachte, und schon im Februar 1824 war dieser Coloss fertig aufgebaut. Hierbei dürfte unter andern interessant zu hören seyn, wie Beethoven sich mit dem Aufsuchen der Art und Weise bemühte, das Schiller'sche Lied: „Freude schöner Götterfunken" in den vierten Satz der Sinphonie geschickt einzuführen. Damals kam ich nur wenig von seiner Seite, daher ich dieses Ringen genau beobachten konnte. Auch bezeugen es die höchst interessanten Skizzen und Entwürfe davon, die ich alle besitze. Eines Tages, als ich in's Zimmer trat, rief er mir entgegen: „Ich hab's, ich hab's!" indem er mir das Skizzenbuch vorhielt, wo ich las: „Lasst uns das Lied des unsterblichen Schiller singen." — „Freude" etc. welche Einleitung er aber späterhin mit: „Freunde nicht diese Töne" etc. vertauschte. (Man findet die erste Idee in dem Facsimile der Beilage No. 2.) Das Recitativ der Contra-Bässe lag auch nicht in seinem ursprünglichen Plan, und kam erst hinzu, als er jenes Einleitungs-Motiv abänderte, wodurch beinahe alles Vorausgegangene umgestaltet werden musste, wie es die Grundempfindung

jener Devise erforderte. Eben so erging es ihm mit der Melodie zur ersten Strophe, die der Solo-Bass vorzutragen hat. Das Skizzenbuch zeigte eine viermalige Abänderung, worüber er nach seiner Gewohnheit jedesmal schrieb: „meilleur", wie man es in der Beilage No. 2. finden wird. *)

Und nun folge hier am rechten Orte die treue Copie eines eigenhändigen Briefes vom Erzherzog Rudolph an Beethoven, woraus man das freundschaftliche Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler ersehen kann.

„Lieber Beethoven!

„Ich werde Dienstag den 5. August schon wieder „in Wien seyn, und dann mehrere Tage daselbst ver„weilen. Ich wünsche nur, dass Ihre Gesundheit Ih„nen erlaubt, dann auch in die Stadt zu kommen.

---

*) Ich bin so glücklich, dieses Werk in der Original-Partitur zu besitzen. Beethoven auf das Schicksal des Kyrie in der grossen Messe aufmerksam machend, und befürchtend, dass diese Partitur von seinen Dienstleuten nicht auch etwa als Maculatur zum Einwickeln der Stiefeln und Schuhe verwendet werde, ersuchte ich ihn darum, und er schenkte sie mir, keinen grösseren Werth auf so ein Geschenk legend, als auf ein Blatt Papier. Mit seinen Manuscripten ging es im Jahre 1823 noch gerade wie 20 Jahre früher, wie Herr Ries S. 113 s. Not. bemerkt. Alles lag unordentlich umher, und wer allenfalls nehmen wollte, konnte es ungehindert thun. Sollte diese Gleichgültigkeit gegen seine Geistesprodukte, deren Werth er doch recht gut kannte, nicht der sprechendste Beweis seyn, wie in dem Manne so gar keine Spur von Dünkel, Vornehmthun oder gar Egoismus zu finden gewesen? Wo hat man je ein Gleiches gesehen?

„Nachmittags von 4—7 Uhr bin ich meistens zu „Hause.

„Mein Schwager der Prinz Anton *) hat mir schon „geschrieben, dass der König von Sachsen Ihre schöne „Messe erwartet.

„Wegen dem D . . . . r habe ich unseren gnädig„sten Monarchen, wie auch den Grafen Dietrichstein „gesprochen. Ob diese Anempfehlung nützen wird **), „weiss ich nicht, da ein Concurs für jene Stelle seyn „wird, wo jeder, der sie zu erhalten wünscht, seine „Fähigkeiten beweisen muss. Es würde mich freuen, „wenn ich diesem geschickten Manne, den ich mit „Vergnügen vorigen Montag in Baden die Orgel spie„len hörte, nützlich seyn könnte, um so mehr, da ich „überzeugt bin, dass Sie keinen Unwürdigen empfeh„len werden.

„Ich hoffe, Sie haben doch Ihren Canon aufge„schrieben — und bitte Sie, wenn es Ihrer Gesund„heit schaden sollte, in die Stadt zu kommen, sich „aus Anhänglichkeit für mich nicht zu früh anzu„strengen. ***)

Ihr freundwilliger Schüler

RUDOLPH.

Wien den 31. Juli 1823.

---

*) Nachheriger König von Sachsen.

**) Sie hat leider nicht genützt.

***) Der gute Erzherzog war unnöthiger Weise besorgt. Wenn auch Beethoven ganz wohl war, so ging er doch meist nur mit Widerwillen zu seinem hohen Protector und Schüler.

Die neunte Sinphonie war fertig, und Beethoven wollte nun ohne Säumen an ein anderes, seiner würdiges Werk gehen, nämlich an die Composition eines grossen Oratoriums von seinem Freunde C. Bernard, betitelt: „Der Sieg des Kreuzes", auf welche Arbeit er sich freute, da er mit der Dichtung zufrieden war (was bei ihm viel sagen wollte), als ein Ereigniss eintrat, das umständlich hier besprochen zu werden verdient; war es doch von kunsthistorischer Wichtigkeit, und in Beziehung auf Beethoven hatte es ebenfalls interessante Folgen.

Seit einigen Jahren hatte die italiänische Oper in Wien Possess genommen von jenen der Tonkunst geweihten Hallen, in denen seit Glucks Zeiten deutsche Musik gehegt und gepflegt wurde, und wenngleich die Zeichen der Zeit in dem letzten Decennio sich bereits sehr dem Sinnlichen und Materiellen zuzuneigen schienen, so regte sich doch noch in der Masse des Wiener Publikums so viel edler Stoff, dass, wollte man nur an dem Vaterländischen mit Ernst

---

ja, er wurde schon in der Einbildung krank, wenn er hörte, der Erzherzog komme nach der Stadt. Er pflegte jenes Unterrichtgeben „Hofdienst" zu nennen, und welchen Begriff er damit verband, lässt sich errathen. Andererseits kommt auch noch seine Abneigung, systematischen Unterricht zu ertheilen, hinzu. Man sieht daraus immer noch „das übellaunige Eselein" aus den Jahren von Bonn her. Aber der Unterricht dieses Erzherzogs erforderte vollends noch Vorbereitung seiner Seits, auch einige Rücksicht auf Toilette; um so schwerer daher die Schritte zur kaiserlichen Burg — denen er sich jedoch auch diesmal nicht entheben konnte.

und Treue fest halten, es niemals gelungen wäre, dasselbe von dem heimischen Boden zu verdrängen, oder richtiger, zu vertreiben; — hatte die deutsche Oper doch noch so manche feste Stütze unter ihren Priestern, die bei'm allgemeinen Zusammenhalten noch lange dem fremden Andrange widerstanden, und das Haus vor dem nahen Falle bewahrt hätte. Eine frühere Administration schien die Zeit und ihre Anforderungen nicht recht erfasst zu haben, um mit Umsicht nachzugeben, und so am Wesen der Sache doch eigentlich nichts zu ändern. Somit wurde das Publicum ungeduldig, und als das erste italiänische Solfeggio in jenen Kunsthallen sich vernehmen liess, war auch die Verabschiedung der deutschen Oper so gut als unterzeichnet. Der Strom riss Alles bewusstlos mit sich fort; geht es der Hölle oder dem Himmel zu, gleichviel, Niemand fragte, denn Alles war ja von den Rossinischen Rouladen trunken, bezaubert. Nur einige Wenige entkamen dieser Fluth, und retteten ihren reinen Sinn für das wahrhaft Schöne und Ideale der Kunst. Dieser kleinen Schaar verdankt die deutsche Musik viel, denn ihr Mahnwort führte nachgerade manchen Verirrten wieder dem Rechten und Wahren zu.

Und wie stand es denn in diesen Wirren mit unserm Beethoven? — Als Herrscher in seinem Reiche war er von der Menge so gut als vergessen, als hätte er nie existirt, und keine andere Ehrenbezeugung wurde ihm mehr zu Theil, als die äussere Achtung, ein ehrfurchtsvolles Beiseitetreten selbst der

höchsten Personen, wenn er seines Weges ging. Wie tief er diesen ominösen Zustand der Dinge fühlte, und wie sehr er ihn drückte, bewies seine mehr als gewöhnliche Zurückgezogenheit, wie auch sein Entschluss, die beiden neuen Werke, die Messe und die neunte Sinphonie, zuerst in Berlin aufführen zu lassen. Die Kunde davon spornte eine kleine Zahl Künstler und Kunstfreunde an, die der Kaiserstadt zu widerfahrende Schmach möglichst abzuwenden. Demzufolge wandten sie sich zunächst mit einem Promemoria an Beethoven, das ich seines interessanten Inhalts wegen, dem Original getreu, hier folgen lasse.

„An den Herrn Ludwig van Beethoven.

„Aus dem weiten Kreise, der sich um Ihren Ge„nius in seiner zweiten Vaterstadt in bewundernder „Verehrung schliesst, tritt heute eine kleine Zahl von „Kunstjüngern und Kunstfreunden vor Sie hin, um „längstgefühlte Wünsche auszusprechen, lange zu„rückgehaltenen Bitten ein bescheiden freies Wort zu „geben.

„Doch, wie die Anzahl der Wortführer nur ein ge„ringes Verhältniss ausdrückt zur Menge derer, die „Ihren Werth, und was Sie der Gegenwart und einer „kommenden Zeit geworden sind, freudig erkennen; „so beschränken auch jene Wünsche und Bitten sich „keineswegs auf die Zahl der Sprecher für so viele „Gleichgesinnte, und es dürfen diese Namen Alle, „denen Kunst und Verwirklichung ihrer Ideale mehr „als Mittel und Gegenstand des Zeitvertreibes sind,

„behaupten, dass, was sie wünschen, von Unzähli-
„gen gewünscht, was sie bitten, von Jedem, dessen
„Brust ein Gefühl des Göttlichen in der Musik belebt,
„laut und im Stillen wiederholt wird.

„Vorzüglich sind es die Wünsche vaterländischer
„Kunstverehrer, die wir hier vortragen, denn ob auch
„Beethoven's Name und seine Schöpfungen der ge-
„sammten Mitwelt und jedem Lande angehören, wo
„der Kunst ein fühlendes Gemüth sich öffnet, darf
„Oestreich ihn doch zunächst den Seinigen nennen.
„Noch ist in seinen Bewohnern der Sinn nicht er-
„storben für das, was im Schoosse ihrer Heimath
„Mozart und Haydn Grosses und Unsterbliches für alle
„Folgezeit geschaffen, und mit freudigem Stolze sind
„sie sich bewusst, dass die heilige Trias, in der jene
„Namen und der Ihrige als Sinnbild des Höchsten im
„Geisterreich der Töne strahlen, sich aus der Mitte
„des vaterländischen Bodens erhoben hat.

„Um so schmerzlicher aber müssen Sie es fühlen,
„dass in diese Königsburg der Edelsten fremde Ge-
„walt sich eingedrängt, dass über den Hügeln der
„Verblichenen und um die Wohnstätte des Einzigen,
„der aus jenem Bunde uns noch erübrigt, Erscheinun-
„gen den Reihen führen, welche sich keiner Ver-
„wandtschaft mit den fürstlichen Geistern des Hauses
„rühmen können; dass Flachheit Namen und Zeichen
„der Kunst missbraucht, und im unwürdigen Spiel mit
„dem Heiligen, der Sinn für Reines und ewig Schö-
„nes sich verdüstert und schwindet.

„Mehr und lebendiger als je zuvor fühlen sie daher, „dass gerade in diesem Augenblick ein neuer Auf- „schwung durch kräftige Hand, ein neues Erscheinen „des Herrschers auf seinem Gebiete, das Eine sey, „was Noth thut. Dieses Bedürfniss ist es, was sie „heute zu Ihnen führt, und Folgendes sind die Bitten, „die sie für Alle, denen diese Wünsche theuer sind, „und im Namen vaterländischer Kunst an Sie richten.

„Entziehen Sie dem öffentlichen Genusse, entziehen „Sie dem bedrängten Sinne für Grosses und Vollen- „detes nicht länger die Aufführung der jüngsten Mei- „sterwerke Ihrer Hand. Wir wissen, dass eine grosse „kirchliche Composition sich an jene erste angeschlos- „sen hat, in der Sie die Empfindungen einer, von „der Kraft des Glaubens und vom Lichte des Ueber- „irdischen durchdrungenen und verklärten Seele ver- „ewigt haben. — Wir wissen, dass in dem Kranze „Ihrer herrlichen noch unerreichten Sinphonien eine „neue Blume glänzt. Seit Jahren schon, seit die Don- „ner des Sieges von Vittoria verhallten, harren wir „und hoffen, Sie wieder einmal im Kreise der Ihrigen „neue Gaben aus der Fülle Ihres Reichthums spenden „zu sehen. Täuschen Sie nicht länger die allgemeine „Erwartung! Erhöhen Sie den Eindruck Ihrer neue- „sten Schöpfungen durch die Freude, zuerst durch „Sie selbst mit Ihnen bekannt zu werden! Geben Sie „es nicht zu, dass diese Ihre jüngsten Kinder an ih- „rem Geburtsorte einst vielleicht als Fremdlinge, viel- „leicht von solchen, denen auch Sie und Ihr Geist „fremd sind, eingeführt werden! Erscheinen Sie bal-

„digst unter Ihren Freunden, Ihren Verehrern und Be-
„wunderern! — Dies ist unsere nächste und erste Bitte.

„Aber auch andere Ansprüche an Ihren Genius sind
„laut geworden. — Die Wünsche und Erbietungen,
„die vor länger als einem Jahre von der Leitung un-
„serer Hof-Opernbühne, dann von dem Vereine öst-
„reichischer Musikfreunde an Sie gelangten, waren
„zu lange der stille Wunsch aller Verehrer der Kunst
„und Ihres Namens, erregten der Hoffnungen und Er-
„wartungen zu viele, als dass sie nicht nahe und ferne
„die schnellste Verbreitung gefunden, nicht die all-
„gemeinste Theilnahme erweckt hätten. — Die Poesie
„hat das Ihre gethan, so schöne Hoffnungen und Wün-
„sche zu unterstützen. Ein würdiger Stoff, von ge-
„schätzter Dichterhand, gewärtiget, dass Ihre Phan-
„tasie ihn in's Leben zaubere. Lassen Sie jene inni-
„gen Aufforderungen zu so edlem Ziele nicht verlo-
„ren seyn! Säumen Sie nicht länger, uns die ent-
„schwundenen Tage zurückzuführen, wo Polyhymniens
„Gesang die Geweihten der Kunst, wie die Herzen
„der Menge gleich mächtig ergriff und entzückte!

„Sollen wir Ihnen sagen, mit wie tiefem Bedauern
„Ihre Zurückgezogenheit längst gefühlt worden? Be-
„darf es der Versicherung, dass, wie alle Blicke sich
„hoffend nach Ihnen wandten, Alle trauernd gewahr-
„ten, dass der Mann, den wir in seinem Gebiete vor
„Allen als den Höchsten unter den Lebenden nennen
„müssen, es schweigend ansah, wie fremdländische
„Kunst sich auf deutschem Boden auf den Ehrensitz
„der deutschen Muse lagert, deutsche Werke nur im
„Nachhall fremder Lieblingsweisen gefallen, und wo

„die Trefflichsten gelebt und gewirkt, eine zweite „Kindheit des Geschmackes dem goldenen Zeitalter „der Kunst zu folgen drohet?

„Sie allein vermögen den Bemühungen der Besten „unter uns einen entscheidenden Sieg zu sichern. „Von Ihnen erwarten der vaterländische Kunstverein „und die deutsche Oper neue Blüthen, verjüngtes Le„ben, und eine neue Herrschaft des Wahren und Schö„nen über die Gewalt, welchem der Modegeist des „Tages auch die ewigen Gesetze der Kunst unterwer„fen will. Geben Sie uns Hoffnung, die Wünsche Al„ler, zu denen je die Klänge Ihrer Harmonien ge„drungen sind, baldigst erfüllt zu sehen! Dies ist un„sere angelegentlichste zweite Bitte. — Möge das „Jahr, das wir begonnen, nicht endigen, ohne uns „mit den Früchten unserer Bitten zu erfreuen, und der „kommende Frühling, wenn er der ersehnten Gaben „eine sich entfalten sieht, für uns und die gesammte „Kunstwelt zur zwiefachen Blüthenzeit werden."

Wien im Februar 1824.

G e z e i c h n e t:

Fürst C. Lichnowsky.
Artaria et Comp.
v. Hauschka.
M. J. Leidesdorf.
J. E. von Wayna.
Andreas Streicher.
Anton Halm.
Abbé Stadler.
v. Felsburg, Hofsekr.
Ferd. Graf v. Stockhammer.
Anton Diabelli.
Ferd. Graf v. Palfy.
Eduard Freiherr von Schweiger.
Graf Czernin, Oberst-Kämmerer.
Moritz Graf v. Fries.
J. F. Castelli.
Prof. Deinhardstein.
Ch. Kuffner.
F. R. Nehammer, ständ. Sekretär.
Steiner v. Felsburg, Bank-Liquidator.
M.Gr.v.Dietrichstein.
Ig. Edler v. Mosel, k. k. Hofrath.
Karl Czerny.
Moritz Graf v. Lichnowsky.
v. Zmeskall.
Hofrath Kiesewetter.
L. Sonnleithner, Dr.
Steiner et Comp.
Lederer.
J. N. Bihler.

Man schmeichelte sich allseitig, sogleich bei Einhändigung dieses Promemoria von Beethoven eine bestimmte Zusicherung des Gebetenen zu erhalten, welches jedoch eitele Wünsche blieben; denn Beethoven wollte erst den Inhalt lesen, wenn er allein sey. Ich war verhindert in der Stunde der Einhändigung bei Beethoven zu seyn, und kam erst dahin, als diese so eben erfolgt war. Ich fand Beethoven mit dem Promemoria in der Hand. Nachdem er mir mitgetheilt, was sich so eben zugetragen, und nachdem er das Blatt nochmals durchflogen, überreichte er es mit ungewöhnlicher Ruhe mir, sich an's Fenster stellend und nach dem Zug der Wolken blickend. Dass er innerlich tief bewegt war, konnte mir nicht entgehen. Nachdem ich gelesen, legte ich das Blatt bei Seite und schwieg, abwartend, ob er nicht zuerst die Conversation beginnen werde. Nach langer Pause, während seine Blicke unablässig die Wolken verfolgten, wendete er sich um, und sagte in ganz hohem Tone, der seine innere Bewegung verrieth: „Es ist doch recht schön! — Es freut mich!" Ich nickte bejahend mit dem Kopfe, und schrieb in das Conversationsbuch: wie er nun überzeugt seyn könne, dass er hinreichende Unterstützung finden würde, wenn er sich entschliessen wollte, die beiden neuen Werke recht bald in einem Concert aufführen zu lassen; wovon er immer nichts wissen wollte, auf den Sinnentaumel des Publicums wie auch auf den veränderten Geist der Musiker hinweisend, die beide nach seiner Ueberzeugung für nichts Grosses mehr empfänglich seyen. *)

*) In diesem Sinne spricht sich Beethoven schon 2 Jahre früher

Beethoven las das eben Geschriebene und sagte: „Gehen wir in's Freie!" Draussen war und blieb er gegen seine Gewohnheit einsilbig, doch glomm der Funke bereits merkbar in ihm, den so wohl gemeinten Bitten seiner Freunde und Verehrer zu willfahren.

Nach mehreren Berathungen mit Diesem und Jenem ward endlich der Entschluss gefasst, jene Werke öffentlich aufzuführen, aber wo? das war die schwer zu beantwortende Frage, um welche allein mehrere Wochen gestritten wurde, und ich erlaube mir zu sagen, dass die Bonner dieses „Wo?" in Bezug auf den geeigneten Platz zur Setzung des Monuments für Beethoven nicht so oft erörtert, angenommen und verworfen, — dass am Wiener Congress manche sehr verwickelte Länderfrage eher entschieden wurde, als diese: wo, in welchem Lokale soll die Aufführung jener Werke statt finden? — Da Beethoven das Arrangement jenes zu gebenden Concerts mir allein anvertraute, so könnte ich der bei Erörterung dieser Frage sich ergebenden Hindernisse und Intriguen, der an ihn gestellten Anforderungen schnöden Gewinnstes, ferner unzähliger Ränke und Machinationen ausführlich erwähnen, wenn dies Alles nicht zu weit vom Wege abführen würde; ich sage daher nur: nach langem Debattiren blieb man endlich bei'm Hoftheater nächst dem Kärntner-Thore stehen. Jedoch, damit

---

gegen Hofrath Rochlitz aus, wie in dessen Werk: „Für Freunde der Tonkunst" Bd. IV. S. 355 zu lesen ist. Am Schlusse des musikalischen Theiles dieses Buches werde ich nochmals darauf zurückkommen.

war noch sehr wenig zur Sache gethan. Nun fing erst ein neuer Kampf mit dem Administrator Herrn D. an, der nicht weniger wie Andere für die Kasse seines Theaters besorgt war, und von dem Unternehmen Beethoven's profitiren wollte. Somit zwei Kieselsteine gegen einander; was sollte daraus resultiren, um so mehr, da Keiner von beiden consequent bei seinen Forderungen verblieb, die sich täglich mit der Windrose veränderten? — Um endlich sich der Willensmeinung wenigstens eines der contrahirenden Theile zu versichern, musste folgende Intrigue dazu verhelfen. Ich ersuchte den Grafen Lichnowsky und Herrn Schuppanzigh, in einer und derselben Stunde sich mit mir bei Beethoven gleichsam zufällig einzufinden, damit er keine Absicht hierbei merke. Bei dieser Gelegenheit sollte Beethoven veranlasst werden, sich über die fraglichen Punkte kategorisch auszusprechen, welches von einem von uns sogleich niederzuschreiben, und der Meister alsdann theils im Scherz theils im Ernst angehalten werden, das Blatt zu unterzeichnen. Der Plan gelang uns vortrefflich; aber die Folge davon? Beethoven, aus dem ganzen Vorgang endlich unsere Absicht errathend, und daraus wie gewöhnlich nur Falschheit und Verrath witternd, erliess alsogleich nachstehende drei sultanische Hatti-Scheriffe an uns:

„An den Grafen Moritz Lichnowsky.

„Falschheiten verachte ich. Besuchen Sie mich nicht „mehr. Akademie (Concert nämlich) hat nicht statt.

„Beethoven."

„An Herrn Schuppanzigh.

„Besuche er mich nicht mehr. Ich gebe keine „Akademie.

„Beethoven."

„An Herrn Schindler.

„Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen „lasse. Keine Akademie.

„Beethoven."

Die seidene Schnur schickte Beethoven jedoch nicht mit, folglich blieben wir alle drei am Leben, liessen seinen Grimm verhallen und fuhren fort, für sein Bestes zu sorgen, einer den andern hierin unterstützend.

In der zweiten Hälfte des April schrieb mir Beethoven eines Tages im Unmuthe: „Ich bin nach dem sechs„wochentlichen Hin- und Herreden schon gekocht, ge„sotten und gebraten. Was soll endlich werden aus dem „viel besprochenen Concert, wenn die Preise nicht er„höht werden? Was soll mir bleiben nach so viel Un„kosten, da die Copiatur allein schon so viel kostet?" u. s. w. — Man sieht hieraus, um was es sich hauptsächlich bei diesen Debatten gehandelt, nämlich um die Erhöhung des Eintrittspreises. Wollte nun Beethoven seine bereits gemachten Auslagen wieder herein bekommen, so musste er sich endlich nolens volens der so lautenden Forderung des Administrators fügen: *Das Concert hat bei den gewöhnlichen Preisen im Abonnement statt, und die Administration erhält für Ablassung des Theaters sammt Chor und*

Orchester die Summe von Ein Tausend Gulden Wiener Währung (1,000 Francs). — Nun hiess es: Beethoven ergib dich in dein Schicksal!

Das Concert hatte am 7. Mai statt, der Saal war gedrängt voll, die Brutto-Einnahme Zwei Tausend zwei Hundert zwanzig Gulden Wiener W., davon ab 1000 Gulden für den Saal, 800 Gulden die Copiatur; mithin netto für Beethoven die Summe von 420 Gulden. Alle Logen waren so überfüllt, als sie Zuhörer fassen konnten, nur eine Loge im ganzen Theater blieb leer, es war die kaiserliche; obgleich Beethoven in meiner Begleitung persönlich die Einladung bei allen anwesenden Gliedern des kaiserlichen Hofes machte, einige von den allerh. Herrschaften auch zu kommen versprachen. Kaiser und Kaiserin waren jedoch auf Reisen, und der Erzherzog Rudolph in Olmütz. Somit ging unser grosser Meister hinsichtlich der Theilnahme des kaiserl. Hofes leer aus.

Dies die nächsten Folgen jenes Concerts! Wie sie auf Beethoven wirkten, erlasse man mir en detail zu beschreiben, soll doch noch viel Schlimmeres hierüber im Verfolg berichtet werden müssen; nur dürfen hier am Orte gewisse Facta nicht unerwähnt bleiben, die sich bei dem Einüben der Vocal-Parthien jener beiden Werke ergeben haben.

Man erinnert sich der Bemerkung, als in der zweiten Periode von der Aufführung des Fidelio gesprochen wurde, dass Beethoven auf die Möglichkeit der

Ausführung des für die Singstimme Geschriebenen keine Rücksicht zu nehmen pflegte. Der Beweise dafür sind in der zweiten Messe und in der neunten Sinphonie wieder unzählige, die daher auch bei'm Einüben der Chöre und Solo-Parthien zu unangenehmen Discussionen Anlass gaben. Aller Ehrfurcht für den Meister ungeachtet, musste man sich doch sagen: das und das ist nicht möglich zu singen. Die beiden Damen, Fräulein Sonntag und Fräulein Unger, welche die Sopran- und Alt-Soli übernommen, und selbe mit Beethoven in seiner Wohnung mehrmals einübten, machten ihm vorab diese Bemerkung. Fräulein Unger nannte ihn geradezu einen Tyrannen aller Singorgane. Er erwiederte lächelnd: Sie seyen beide durch die modern-italiänische Gesangmethode so verwöhnt, dass ihnen nun solcher Gesang wie in beiden diesen Werken schwer falle. *) „Aber diese Höhe „hier" replicirte die Sonntag, auf die Stelle: „Küsse gab sie uns und Reben" im Vocal-Quartett der Sinphonie zeigend, „lässt sie sich nicht umändern?" „Und diese Stelle hier, Herr von Beethoven", die Unger nachfolgend, „liegt für die meisten Altstimmen „auch zu hoch, lässt sie sich nicht abändern?" Nein! und immer Nein! — „So quälen wir uns denn in Got„tes Namen weiter", sagte die geduldige Sonntag. **)

---

*) Damit hatte Beethoven zum Theil Recht, denn beiden Sängerinnen war bis dahin vor lauter Rouladen und Schnörkeleien die Kunst: getragenen Gesang vorzutragen, fremd geblieben.

**) Aehnliches ging gerade in dieser Weise mit dem Bass-Solo-Part vor, wo Beethoven aber doch endlich nachgab, und

Aber nun vollends die armen Soprani in der Chor-Parthie der Messe! Täglich musste Beethoven hören, dass es ihnen stellenweise unmöglich werde, die hohen Töne zu erreichen, und sie so lange als vorgeschrieben auszuhalten. Allein der „Tyrann" blieb unerbittlich, so leicht es ihm geworden wäre, durch Versetzung der Intervalle hier und da es den Stimmen zu erleichtern, und an der Sache selbst doch nichts zu ändern. Herr Kapellmeister Umlauf, jener klassische Dirigent, wie ich dergleichen nirgends wieder gesehen, dem Beethoven die Leitung des Ganzen anvertraut hatte, machte ihm ebenfalls bescheidene Bemerkungen hierüber, aber auch vergeblich. Was war jedoch die Folge dieser Obstination? — dass Jeder und Jede im Solo wie im Chor so gut es ging sich selbst Erleichterungen machte, daher schwieg, wenn die nöthige Höhe nicht zu erreichen war *); hörte doch der mitten in der grossen Masse stehende Meister nichts von Allem, hörte er doch nicht einmal den ungeheuren Beifallssturm des Auditoriums nach

---

im Recitativ eine kleine Abänderung machte, da dem Sänger die nöthige Höhe hiezu mangelte.

*) Damit thut man eben kein Unrecht. Ferne von dem Satze: „Jurare in verba magistri" bin ich dieser Meinung: Eher soll der Effekt eines ganzen Stückes verloren gehen, als ein Singorgan dabei ruinirt werden. Darum möge jeder geschickte Dirigent zur Erleichterung der Singstimmen Aenderungen treffen, besonders in der Messe, da der Sopran dort an vielen Stellen aus allen Kräften schreien muss, aber nicht singen kann. Diese Aenderungen sind überdies noch sehr leicht zu machen, und der Effect wird gross und der rechte seyn, wenn alle Stimmen ungehindert singen können.

geendeter Sinphonie, und Fräulein Unger musste den mit dem Rücken gegen das Proscenium gekehrten Beethoven auf den Jubel des Volkes mit Umwenden und Hinzeigen aufmerksam machen, damit er doch wenigstens sehe, was im Saale vorging. Dieses wirkte aber wie ein elektrischer Schlag auf die Tausende der Anwesenden, die nun alle das Mitgefühl an seinem Unglück ergriff, und es erfolgte ein plötzliches Aufreissen aller Riegel der Freude, der Wehmuth und des Mitleids, ähnlich einem vulkanischen Ausbruch, der nicht enden wollte.

Dieser in jenen alten ehrwürdigen Kunsthallen vielleicht nie erlebte Beifall bewog den speculativen Hof-Theateradministrator, die Wiederholung jener neuen Werke (ausgenommen die vier Nummern der Messe) in einem zweiten Concerte zu proponiren, und zwar mit einer Sicherstellung von 500 Gulden Conv. Münze (1250 Francs). Die Administration erbot sich alle Kosten zu übernehmen, sich jedoch das Super plus der Einnahme vorbehaltend. Beethoven, durch den so geringen Ertrag von 420 Gulden Papiergeld des ersten Concerts entmuthigt, wollte lange in diesen Vorschlag nicht eingehen, bis ihn endlich die Nothwendigkeit dazu vermogte. — In der zweiten Hälfte des Monats Mai hatte demnach die Wiederholung im grossen kaiserl. Redouten-Saale statt. Die vier Sätze der Messe: Kyrie, Credo, Agnus Dei und das Dona nobis pacem, welche aus der ganzen Messe im ersten Concert allein zur Aufführung kamen, mussten wegbleiben, so sehr Beethoven dagegen protestirte.

An deren Stelle sang der italiänische Gurgler Sig. David die „beliebte" Cavatine „Di tanti palpiti" trotz des Zeterschreiens aller Reinen, und Fräulein Sonntag sang eine Unzahl Rouladen von Mercadante. Von Beethoven kam nebst der neunten Sinphonie noch das Terzett „Empi, tremate" von italiänischen Sängern vorgetragen und die grosse Ouverture in C-dur mit der Doppelfuge zur Aufführung. Und der pecuniäre Effect dieser vielfachen Anstrengungen? — Die Administration hatte das Vergnügen, an 800 Gulden Wien. W. auf die Kosten zu bezahlen, indem der Saal nicht zur Hälfte gefüllt war.

Durch diesen unerwarteten Ausgang auf das tiefste gekränkt, weigerte sich Beethoven die garantirten 500 Guld. Conv. Münze anzunehmen, und konnte nur mit vieler Mühe dazu bewogen werden. Die übelste Laune bemächtigte sich seiner, so dass er für Niemand zugänglich wurde; dazu noch das Ohrenblasen gewisser Leute, als sey er bei dem ersten Concert betrogen worden, dies machte ihn besonders gegen mich argwöhnisch. Bei einem Diner, das er wenige Tage nachher den beiden Dirigenten seiner Concerte, Herrn Umlauf, Herrn Schuppanzigh und mir im Prater gab, konnte er seinen Groll nicht länger mehr zurückhalten, und erklärte: wie ihm die Versicherung geworden, dass ich in Gemeinschaft mit dem Administrator Herrn Duport ihn betrogen habe. Vergebens wiesen ihn die beiden Tischgenossen zurecht, indem sie erwiederten, dass, da jedes Geldstück durch die Hände der beiden Theaterkassirer ge-

gangen, auch die Kassenrapporte genau übereinstimmten, ein Betrug von keiner Seite denkbar sey. Da er aber dessen ungeachtet seine Beschuldigung nicht zurücknehmen wollte, so entfernte ich mich mit Herrn Umlauf auf der Stelle, und sah Beethoven erst im Monat November wieder, als er mich im Theater der Josephstadt aufsuchte, wo ich damals als Musik-Direktor fungirte, und mich um Vergessen des Vorgefallenen bat.

Dieser Vorfall möge beweisen, was es heissen wollte: der Freund Beethoven's zu seyn und nur ein Jahr hindurch unangefochten an seiner Seite es aushalten zu können. Welche Liebe und Aufopferung, ja welch' gänzliches Vergessen seiner selbst musste diesen Freund beseelen, der mit dem offensten Herzen täglich der boshaftesten Verläumdung preisgegeben war, und sogar noch Kränkungen seiner Ehre zu befürchten hatte?! — Wegen einer Ehrenkränkung trennte sich auch sein Jugendfreund Hofrath v. Breuning von ihm, und erst gewisse traurige Ereignisse im Jahr 1826 führten Beethoven wieder in dessen Nähe zurück, da er seiner Hülfe bedurfte. — Eine ähnliche Kränkung von Seiten Beethoven's trennte ihn 12 Jahre hindurch von seinem langjährigen Freunde Herrn Dr. Malfatti, und erst an Beethoven's letztem Krankenbette brachte ich eine Aussöhnung zwischen beiden zu Stande. Leichtgläubig, unerfahren und misstrauisch, wie er war, ward es nichtswürdigen Menschen leicht möglich, den erprobtesten Freund bei ihm zu verläumden und anzuschwärzen. Diese Bosheiten gingen nicht immer von

seinen Brüdern aus, sondern auch andere hässliche Creaturen bliesen ihm die Ohren voll, wovon seine Conversations-Bücher merkwürdige Exempel darbieten. In seiner letzten Krankheit hat er mir und Herrn von Breuning die Ränke und Machinationen Einiger, deren Motive immer Neid und Gewinnsucht waren, umständlich mitgetheilt, auch gestand er, dass er einige Male verleitet wurde, sogar Briefe zu schreiben, die bestätigten, wie er von der Falschheit und Untreue dieses oder jenes Freundes überführet sey, was gleichwohl nur auf falscher Anklage beruhte. Die Art und Weise seiner Versöhnung jedoch, so offen, herzlich und zuvorkommend, machte, dass man jede Beleidigung und Kränkung von seiner Seite darüber vergessen musste.

Bei seinen Dienstleuten pflegte er nicht selten Beleidigungen mit Geldgeschenken wieder gut zu machen, und man sagte, dass seine alte treue Haushälterin, die viele Jahre seine Launen ertrug, mit jenen Geschenken, oder richtiger, mit jenen von Beethoven sich selbst aufgelegten Strafgeldern, diesem in der Noth wieder aushelfen konnte. Dass solche Momente wirklich kamen, bezeuge ich; auch zeigt dies das von Beethoven im Frühling 1824 an mich gerichtete Billet. Er schreibt: „Die Frau Schnaps *) schiesst „für den Unterhalt das Nöthige vor. Kommt daher „heute gegen 2 Uhr zum Mittagmahl. Es sind auch

*) So nannte Beethoven scherzweise seine alte Haushälterin.

„gute Nachrichten da — unter uns — damit der Ge-
„hirnfresser *) nichts davon vernimmt.

„Beethoven."

Im Frühling 1824 erhielt Beethoven eine abermalige Einladung nach England zu kommen, und fester als je zuvor beschloss er im kommenden Herbst die Reise dahin anzutreten, auf der ich ihn begleiten sollte. Die Reise nach England sollte durch die Rheinprovinzen gehen, um sein Heimathland wieder einmal zu sehen, aus welchem leider ausser Herrn Dr. Wegeler in Coblenz, Vater Ries und Musikverleger Simrock in Bonn, sich weiter keine Seele um ihn bekümmert hatte, und wie selten die Correspondenz selbst mit jenen alten Freunden war, zeigt ersterer in seinen mitgetheilten Notizen über Beethoven. Der Herbst nahete heran, und Beethoven machte keine Anstalten zur Reise. Unter'm 20. December desselben Jahrs wurde jene Einladung im Auftrage der philharmonischen Gesellschaft durch den Londoner Künstler Charles Neate, der früher längere Zeit in Wien verlebte, dringend wiederholt. Sie lautet in dem Hauptpunkte also: „Die philharmonische Gesell-
„schaft ist gesonnen, Ihnen für Ihren Besuch 300
„Guineen zu geben, und erwartet dagegen, dass Sie
„die Aufführung Ihrer eigenen Werke leiten, wovon
„bei jedem Concert wenigstens eines gemacht wer-
„den wird. Auch erwartet sie, dass Sie eine Sin-
„phonie und ein Concert schreiben, welche während

*) Dies geht seinen Bruder Johann an.

„Ihres Aufenthaltes bei uns aufgeführt werden, dann „aber als Ihr Eigenthum zu betrachten sind.“

Für ein von ihm selbst zu veranstaltendes Concert werden ihm weiter noch 500 Pf. St. Einnahme zugesichert, Propositionen, die nicht ehrenvoller seyn konnten, was Beethoven Alles anerkannte; aber — sein Neffe!

Gewisse Spukereien mit diesem Jünglinge, die damals schon ziemlich laut wurden, machten alle Pläne zu einer Reise, und alle Freude der Londoner, ihren seit lange schon vielbewunderten und von ihnen vielgeehrten Beethoven in ihrer Mitte zu sehen, zu nichte.

Und nun folgendes Factum, das von allen Verehrern des grossen Todten ja doch in seinem ganzen Umfange erfasst und gewürdigt werden möge, da es weit mehr, als eines der hier bereits angeführten, die Aufmerksamkeit der gesammten Kunstwelt verdient.

In den ersten Wochen des Jahres 1824 erhielt Beethoven von einem russischen Fürsten den ersten überaus schmeichelhaften Brief mit dem Ersuchen, für ihn ein oder zwei Quartette für Streichinstrumente gegen sehr annehmbare Bedingungen zu schreiben, und sie ihm zu dediciren. Zu den Bedingungen stellte der Fürst auch noch jene, dass die für ihn zu componirenden Werke ein volles Jahr hindurch sein alleiniges Eigenthum bleiben sollten, und es unserm Meister erst nach Ablauf dieser Zeit gestattet sey, selbe zu publiciren. (Diese Bedingung, die späterhin

seinen Nachtheil noch vermehrte, wurde von Beethoven anfänglich nicht gern zugestanden, endlich aber pünktlich erfüllt.) Diesem ersten folgte bald ein zweiter Brief ähnlichen Inhalts; und merkwürdig, wie gewisse Schlangen durch ihren Anblick die zu haschende Beute bezaubern, so schien Beethoven, an dem doch Schmeicheleien gewöhnlich spurlos vorüber zu gehen pflegten, von jenen des russischen Fürsten befangen, ja bezaubert worden zu seyn. Er verliess die bereits angefangene Composition des Oratoriums von C. Bernard, und machte sich an ein Quartett für den Fürsten Nicolas von Galitzin. Noch ehe es fertig war, ersuchte der Fürst um ein zweites, bald darauf um ein drittes, und wusste Beethoven so einzunehmen, dass er weder an das Oratorium, noch an die zehnte Sinphonie, zu der er bereits Entwürfe gemacht hatte, noch an jenes Werk mehr dachte, welches seines Lebens höchste Aufgabe, gleichsam der Schlussstein seines künstlerischen Wirkens und Schaffens seyn sollte, und diese Aufgabe war keine andere, als Goethe's Faust in Musik zu setzen. *) Jenem Manne allein verdankt es die Kunstwelt, dass alle diese Werke, wozu noch ein grosses Requiem zu zählen, das auch noch in des Meisters Lebensplan lag, nicht geschrieben wurden, und wahrlich, das kann er durch nichts entgelten. Man höre aber weiter! — Die accordirte Summe für die jenem fürstlichen Maecenas

*) Schon Hofrath Rochlitz machte ihm 1822 Namens des Herrn Härtel den Vorschlag zur Composition von Goethe's Faust.

geschriebenen Quartette belief sich auf 125 Ducaten. Beethoven erhielt aus St. Petersburg nur Briefe mit Fragen über streitige oder zweifelhafte Stellen in diesen Quartetten, deren schnelle und detaillirte Beantwortung immer folgte, und sehr wichtig wäre es für die Verständlichkeit jener Werke, dass diese Beantwortungen veröffentlicht werden könnten *), niemals aber erhielt er einen Rubel. Erst im Monat December 1826, als ihn die langwierige Krankheit in Geldverlegenheit versetzte, ersuchte er den Fürsten um das accordirte Honorar, ihm seine drückende Lage vorstellend. Keine Antwort. Beethoven schrieb wieder, und bat zugleich den östreichischen Botschafter, wie auch das Banquier-Haus Stieglitz zu St. Petersburg in besonderen Briefen um ihre Verwendung bei dem Fürsten. Endlich kam folgende Antwort vom letzteren Hause: Fürst Nicolas von Galitzin sey eben zur Armee nach Persien abgereiset, ohne diesem Hause einen Auftrag zu einer Geld-Rimesse an Beethoven gegeben zu haben. In dieser peinlichen Lage erinnerte sich Beethoven der ihm früher von der philharmonischen Gesellschaft in London gemachten Offerte, und wendete sich nun deshalb zu allererst an Herrn Moscheles und Sir Georg Smart nach London. Hierüber aber Näheres weiter unten, und ich erlaube mir nur diesen ausserordentlichen Fall damit zu schlies-

*) Eine dieser Beantwortungen schickte ich 1828 in Beethoven's Handschrift an Herrn Professor Marx nach Berlin für die Berliner Musikalische Zeitung, habe aber nie wieder etwas davon gesehen noch gehört.

sen, dass Fürst Nicolas von Galitzin, falls er noch lebt, sich mit den Manen Beethoven's nur dadurch versöhnen könne, wenn er diese rechtmässige Schuld von 125 Ducaten entweder einem Armen-Fonds oder dem Bonner Comité für Beethoven's Monument zuwendet.

Gleich nach jenen beiden denkwürdigen Concerten bezog Beethoven im Monat Mai eine freundliche, ihm sehr zusagende Wohnung in Penzing nächst Schönbrunn, und dorther datirt sich eine charakteristische Anekdote. Das gemiethete Landhaus liegt dicht am Wienfluss, über den hier eine Brücke für Fussgeher führt. Weil denn unser Meister immer und überall ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde war, so fassten die Leute oftmals haufenweise auf dieser Brücke Posto, um ihn allenfalls von dort aus sehen zu können. Das genirte ihn aber so sehr, dass er schon nach drei Wochen diese Wohnung verliess, und nach Baden übersiedelte. Diese Penzinger Wohnung war wie jene das Jahr früher zu Hetzendorf, die er wegen zu tiefer Complimente des Hauseigenthümers verlassen, ebenfalls mit 400 Gulden W. W. für den ganzen Sommer gemiethet und bereits bezahlt.

Im Herbste 1824 von Baden zurück gekehrt, bezog Beethoven seit langen Jahren wieder einmal eine Wohnung in der Stadt, damit sein Neffe, der das Erziehungsinstitut verlassen und sich nun bei ihm befand, näher zur Universität habe. In diesem Winter von 1824 auf 25 verfiel unser Meister in eine schwere Krankheit, die ihren Sitz im Unterleib hatte, mit dem

er überhaupt sein ganzes Leben hindurch brouillirt war. Seit längerer Zeit war der berühmte Arzt Dr. Staudenheim sein Ordinarius, der mit diesem seinem Patienten stets ein ernstes Wort zu sprechen pflegte, was aber keine besondere Wirkung hatte. Nun aber wählte er sich Herrn Dr. Braunhofer, Professor an der Universität, zu seinem Arzte. Der Winter verging indessen mit lauter Krankseyn, und erst zum Frühjahre hin raffte sich der Meister wieder zusammen, und zog nach Baden, seinem Lieblingsaufenthalt im Sommer. Seine geistige Thätigkeit in diesem ganzen Jahre 1825, wie auch in dem folgenden Jahre, beschränkte sich auf die Composition der letzten Quartette, denn der eben genannte russische Maecenas suchte ihn durch schmeichelhafte Briefe stets in Athem zu erhalten. Die zunächst unternommene Arbeit nach der Krankheit im Frühling 1825 war das Quartett No. 12., mit dem merkwürdigen Adagio: „Canzona di ringraziamente in modo lidico offerta alla divinità da un guarito."

Im Jahre 1825 schloss Beethoven endlich mit den Gebrüdern Schott in Mainz über den Ankauf seiner zweiten Messe und der neunten Sinphonie einen Vertrag, nachdem ihm bereits früher von einer Wiener- einer Berliner- und auch einer Leipziger - Verlagshandlung deshalb Anträge gemacht wurden, die ihm aber nicht convenirten. Diesem Vertrage zufolge erhielt Beethoven

für die Messe . . . . . 1000 Guld. Conv. M.
— neunte Sinphonie . 600 Guld. —

Gleichzeitig übernahm jene Mainzer Musikhandlung folgende Werke von Beethoven vertragsmässig in Verlag:

Quatuor Opus 127. für . . . . . 50 Ducaten.
Quatuor Opus 131. für . . . . . 80 Ducaten.

Ouverture in C-dur	Op. 124.
Opferlied	Op. 121.
Bundeslied	Op. 122.
Ariette „An Chloe" .	Op. 128.
Bagatelle für Pianoforte	Op. 126.

Für diese fünf Werke erhielt Beethoven die Summe von 130 Ducaten.

Diese nicht unbedeutende Totalsumme hätte Beethoven in Stand setzen können, die Lücke in seinem kleinen Fonds wieder auszufüllen, und somit manchem in der nächsten Zukunft möglicher Weise eintretenden Mangel abzuhelfen, hätte er sie nicht als Stammkapital des einstens seinem Neffen zu Hinterlassenden betrachtet, und sie von Anbeginn, als sie in's Haus kam, nicht mehr für sein Eigenthum gehalten; daher sie auch sogleich zum Ankauf von Staatspapieren benutzt wurde. Ob er daran recht gethan, soll sich hier im Verfolge von selbst beantworten.

Im Herbste 1825 bezog Beethoven seine letzte Wohnung im sogenannten Schwarzspanierhause, am Glacis der Vorstadt Waehring gelegen. Sie war sehr gut für ihn geeignet, hatte viel Sonne, und gewährte eine weite und freundliche Aussicht nach der Stadt und mehreren Vorstädten. In jener Wohnung lebte er dem verhängnissvollen Jahre 1826 entgegen, in

dem der ohnehin schon genug gequälten Seele das Bitterste und Entsetzlichste widerfahren sollte, was einem solchen Gemüthe, einem Manne, dem Tugend und Ehre für das Höchste galten, im Leben nur widerfahren kann.

Sein adoptirter Neffe, wie schon bemerkt, mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, hatte diese zur Freude seines Onkels, der es ihm gleich einem gräflichen Kinde an nichts fehlen liess, bereits tüchtig ausgebildet, so dass sich der gute Onkel oft dieser seiner Erziehung rühmte. Im Alter von 17 Jahren kehrte der Jüngling nun zu seinem zweiten Vater zurück, und besuchte den philosophischen Lehrkurs an der Universität; ward somit aller Bande des Erziehungshauses frei und ledig, denn sein Onkel, dem Verstande und gesetzten Betragen seines Neffen ganz vertrauend, gewährte ihm die geforderte und in jenen Studienverhältnissen gewissermassen nöthige Freiheit. Zu weit würde es führen zu sagen, dass schon die ersten Lehrer eine gewisse Charakterrichtung an dem Knaben wahrnahmen, welche von dem Wege der Wahrheit ableitete, die jedoch die spätere Ausbildung bereits verdrängt zu haben schien. Im Besitze nun der Freiheit, gerieth dieser talentvolle Jüngling, so sehr seines weltberühmten Namens würdig, auf Irrwege, missbrauchte die Freiheit und die Liebe seines Onkels, vernachlässigte seine Studien, und musste somit die Universität verlassen, wovor ihn selbst die allgemeine Ehrfurcht vor dem Namen, den er führte, nicht schützen konnte. Vergebliche

Mühe wäre es, das Leiden unsers grossen Meisters bei und vor jenem Akt zu schildern, der nicht unvorbereitet kam. Wer ihn in jener bedrängten Zeit sah, konnte auf seinem Gesichte die Spuren der ihm und seinem Namen widerfahrenen Kränkung deutlich lesen; und doch war das Maass seiner Leiden noch bei weitem nicht voll. Was sein Leiden noch vermehrte, war, dass sich Leute fanden, die alle Schuld des mit dem Jüngling bis dahin Vorgefallenen auf seinen Onkel wälzten, und es darf deshalb im Laufe dieser Erzählung nicht ununtersucht bleiben, ob unserm Beethoven nicht wirklich ein Theil dieser Schuld beizumessen sey. — Dem Wunsche des Jünglings gemäss, seine Studien nun am polytechnischen Institute fortzusetzen, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen, willfahrte Beethoven schon darum gern, weil er seinen Neffen unter Schutz und Aufsicht des Vice-Directors jenes Instituts, Herrn Reisser, wusste, der zugleich auch Mitvormund über den Jüngling war. Alles war jedoch vergebens, ihn wieder auf gute Wege zurückzubringen; im Gegentheil erhielt Beethoven unzählige Beweise, dass er nicht nur alle Liebe, sondern sogar alle Achtung für ihn verloren, und Bitten und Ermahnungen mit Störrigkeit zurückwies.

Hier dürfte nun zuvörderst zu untersuchen seyn, ob und welchen Antheil der Schuld unser Meister an dem Benehmen dieses jungen Menschen habe, und wodurch er der Liebe und Achtung bei ihm verlustig wurde.

Wenn ein Mann zur Erziehung eines so begabten Menschen ein solches Uebermaass von Liebe mitbringt, wie Beethoven zur Erziehung seines Neffen; so liegt hierin schon allein die Quelle unzähliger Uebel, und es gleicht dieses Uebermaass der Büchse der Pandora. Gefehlt war es von Beethoven, dass er dem erst 10 — 12jährigen Knaben häufig schon unbedingtes Vertrauen schenkte, wie oft er auch auf Unwahrheiten und andern groben Fehlern der Kindheit ertappt wurde; und gefehlt war es, dass er den 16jährigen Jüngling im wahren Sinne des Wortes emancipirte und ihm eine männliche Haltung zutraute. Diese begangenen Fehler sah er nun erst ein, aber leider zu spät. Noch grösser gefehlt war es von Beethoven, dass er seinen Hass gegen die Mutter des Neffen vor diesem nicht verbergen konnte, sich daher oft in dessen Gegenwart über sie aussprach, und nicht immer ohne Leidenschaft; ihm jeden Umgang mit ihr untersagend, ohne auf die Stimme der Natur Rücksicht zu nehmen, die heute oder morgen erwachen und sich dafür rächen konnte.

Kaum im Besitze der Freiheit, suchte der Jüngling seine in jedem Betracht unglückliche Mutter auf, und setzte diese Besuche fort, obgleich es Beethoven auf das strengste verboten. Die daraus entstandenen Conflicte zwischen Onkel und Neffen waren höchst betrübend. Doch, obgleich Beethoven in seinen Maassregeln gegen die Mutter des Neffen zu streng gewesen seyn mochte, so entsprangen sie doch nur aus erheblichen Antecedenzien, und hatten mithin einen

vernünftigen Grund. — — — Neun und zwanzig von Beethoven an seinen Neffen im Sommer 1825 aus Baden geschriebene Briefe (in deren Besitz Beethoven nach einer im August 26 sich mit seinem Neffen ereignenden Katastrophe mit allen dessen Papieren wieder gekommen), wurden von ihm in jener oben in der Einleitung dieser Schrift bezeichneten Stunde gegen das Ende seiner irdischen Laufbahn dem Hofrathe von Breuning und mir besonders empfohlen, *um aus ihrem Inhalt die Handlungsweise des Meisters gegen seinen Neffen zu entnehmen, und Ersteren vor der Welt und ihren Anschuldigungen zu rechtfertigen.* Sie liegen vor mir alle diese 29 Briefe, und ich erfülle eine traurige Pflicht, hier mit der grössten Treue Auszüge daraus folgen zu lassen.

1.

„Ich freue mich mein lieber Sohn, dass Du Dir in „dieser Sphäre gefällst, und da dieses ist, auch alles „Nöthige dazu eifrigst angreifst. Deine Schrift habe „ich nicht erkannt. Zwar frage ich nur nach dem „Sinn und der Bedeutung, da Du nun doch auch „das schöne Aeussere hierin erreichen musst. — Wenn „es Dir gar zu schwer wird hieher zu kommen, so „unterlasse es. Kannst Du aber nur möglicher Weise, „nun dann freue ich mich in meinem Exil, ein Men„schenherz um mich zu haben.

„Ich umarme Dich herzlich.

„Dein treuer Vater."

2.

Am 18. Mai.

...... „Einem nun bald 19jährigen Jüngling kann „es nicht anders als wohl anstehen, mit seinen Pflich- „ten für seine Bildung und Fortkommen auch jene „gegen seinen Wohlthäter, Ernährer zu verbinden. „Habe ich doch dieses auch bei meinen armen Eltern „vollführt. Ich war froh, wie ich ihnen helfen konnte. „Welcher Unterschied in Ansehung Deiner gegen „mich!

„Leichtsinniger!

„Leb' wohl."

3.

Am 22. Mai.

„Bisher nur Muthmassungen, obschon mir von Je- „mand versichert wird, dass wieder geheimer Um- „gang zwischen Dir und Deiner Mutter — Soll ich „noch einmal den abscheulichsten Undank erleben?! „Soll das Band gebrochen werden, so sey es, Du „wirst von allen unpartheiischen Menschen, die die- „sen Undank hören, gehasst werden. Die Aeusse- „rung des Herrn Bruders, und Deine gestrige Aeus- „serung in Ansehung des Dr. S....r, der mir na- „türlich gram seyn muss, da das Gegentheil bei den „Landrechten geschehen von dem, was er ver- „langt *); in diese Gemeinheiten sollte ich mich noch „einmal mischen? Nein, nie mehr. — Drückt Dich

*) Diese Stelle bezieht sich auf den Prozess mit seiner Schwägerin vor jenem Tribunal.

„das Pactum? In Gottes Namen! Ich überlasse Dich „der göttlichen Vorsehung, das Meinige habe ich ge- „than, und kann deswegen vor dem Allerhöchsten „aller Richter erscheinen.“

4.

. . . . . . „Und hiermit Basta! — Verwöhnt, wie Du „bist, würde es nicht schaden, der Einfachheit „und Wahrheit Dich endlich zu befleissigen, „denn mein Herz hat zu viel bei deinem listigen Be- „tragen gegen mich gelitten, und schwer ist es mir, „zu vergessen. Und wollte ich in Allem wie ein „Jochochse ohne zu murren ziehen, so kann Dein Be- „tragen, wenn es so gegen Andere gerichtet ist, „Dir niemals Menschen zubringen, die Dich lieben „werden. Gott ist mein Zeuge, ich träume nur, von „Dir und von diesem elenden Bruder und dieser mei- „ner unwürdigen Familie gänzlich entfernt zu seyn. „Gott erhöre meine Wünsche, denn trauen kann ich „Dir nie mehr.

„Baden am 31. Mai 1825.

„Leider Dein Vater, oder besser:
„nicht Dein Vater.“

5.

Am 18. Juni. (Wegen Rechnungsablegen von erhaltenen Geldern.)

. . . . . . „Lass mich nicht noch weiter zurückgehen. „Leicht ist dieses, aber nur schmerzhaft für mich. Am „Ende heisst es denn auch da: „Sie sind doch ein „recht guter Vormund“ etc. Wäre nur einige Tiefe

„in Dir, so müsstest Du überhaupt immer anders ge-
„handelt haben.“

6.

Am 18. Juli.

„Lieber Sohn!

„Bleibe nur bei Mässigkeit! Das Glück krönt
„meine Bemühungen; lasse ja nicht Dein Unglück aus
„falschen Ansichten von Dir gründen. Sey wahrhaf-
„tig und ja genau in der Angabe Deiner Ausgaben.
„Das Theater lass jetzt noch seyn. — Folge Deinem
„Führer und Vater, folge ihm, dessen Dichten und
„Trachten allzeit für Dein moralisches Wohl und auch
„nicht ganz ohne für das gewöhnliche Daseyn ist.
„— Sey mein lieber Sohn! Welche unerhörte Disso-
„nanz wäre es, wenn Du mir falsch wärest, wie
„es doch Menschen behaupten wollen!“

7.

„Ich werde immer mägerer, befinde mich eher übel
„als gut, und keinen Arzt, keine theilnehmende Men-
„schen! — Wenn Du nur immer kannst, so komme
„heraus; jedoch will ich Dich von nichts abhalten.
„Wenn ich nur sicher wäre, dass der Sonntag ohne
„mich gut zugebracht würde. Ich muss mich ja von
„Allem entwöhnen, — wenn mir nur diese Wohlthat
„wird, dass meine so grossen Opfer würdige Früchte
„bringen.

„Wo bin ich nicht verwundet, zerschnitten?! In
„Heimlichkeit mit dem Herrn Bruder lasse Dich nicht
„ein. Ueberhaupt sey nicht heimlich gegen mich, ge-

„gen Deinen treuesten Vater. Wenn Du mich auch „stürmisch siehst, so schreibe es meiner grossen Sorge „für Dich zu, indem Dir leicht Gefahren drohen. Se- „tze mich nicht in Angst und bedenke mein Leiden! „Von Rechtswegen müsste ich deswegen gar keine „Besorgnisse haben, allein was habe ich schon erlebt?!"

8.

„3mal
(komm bald)

„Sey es! — Vorgestern der Signor Fratello *) mit „seinem Schwager; was für ein elender Mensch! „— Wenn Cato gegen Caesar ausrief: „Dieser und „wir, was soll man gegen einen solchen?! —"

„Wie immer Dein liebevoller für Dich sorgender
Vater."

9.

Vom September.

. . . . . . „Ich wünsche nicht, dass Du den 14. Sep- „tember zu mir kommest. Es ist besser, dass Du „diese Studien endigst. — Gott hat mich nie verlas- „sen. Es wird sich schon noch Jemand finden, der „mir die Augen zudrückt. — Es scheint mir überhaupt „ein abgekartetes Wesen in dem Allen, was vorge- „gangen, wo der Herr Bruder (Pseudo) eine Rolle „mitspielt. — Ich weiss, dass Du später auch nicht „Lust hast bei mir zu seyn, natürlich, es geht etwas „zu rein zu bei mir . . . . Du brauchst auch Sonn-

*) Beethoven meint seinen Bruder damit.

„tag nicht zu kommen, denn wahre Harmonie und „Einklang wird bei Deinem Benehmen nie entstehen „können. Wozu die Heuchelei? Du wirst dann erst „ein besserer Mensch; Du brauchst Dich auch nicht „zu verstellen, nicht zu lügen, welches für Deinen „moralischen Charakter endlich besser ist. Siehst Du, „so spiegelst Du Dich in mir ab! Was hilft das liebe- „vollste Zurechtweisen!! Erbost wirst Du noch oben- „drein. — Uebrigens sey nicht bange, für **Dich** werde „ich immer wie jetzt unausgesetzt sorgen. Solche „Scenen bringst Du in mir hervor! . . .

„Leb wohl! Derjenige, der Dir zwar nicht das „Leben gegeben, aber gewiss doch erhalten, und was „mehr als alles Andere, für die Bildung Deines Gei- „stes gesorgt hat, väterlich, ja mehr als das, bittet „Dich innigst, ja auf dem einzigen wahren Wege al- „les Guten und Rechten zu wandeln."

„Dein treuer, guter Vater."

10.

„Mein theurer Sohn!

„Nur nicht weiter! — Komme nur in meine Arme, „kein hartes Wort wirst Du hören! O Gott, gehe „nicht in Dein Elend! Liebend wie immer wirst Du „empfangen werden. Was zu überlegen, was zu thun „für die Zukunft, dies werden wir liebevoll bespre- „chen. Mein Ehrenwort, keine Vorwürfe, da sie jetzt „ohnehin nicht mehr fruchten würden; nur die liebe- „vollste Sorge und Hülfe darfst Du von mir erwarten. „Komm nur! Komm an das treue Herz Deines Vaters

„**Beethoven**."

11.

Am 5. October.

„Eben erhalte ich Deinen Brief, schon voll Angst „und schon heute entschlossen nach Wien zu eilen. „Gott sey Dank, es ist nicht nöthig! — Folge mir „nur, und Liebe wie Glück der Seele, mit irdischem „Glück gepaart wird uns zur Seite seyn, und Du wirst „ein intensives Daseyn mit dem Aeusseren paaren; „doch besser, dass ersteres über letzteres oben „anstehe ..... Tausendmal umarme ich Dich und „küsse Dich, nicht mein verlorener, sondern „neugeborener Sohn. Für Dich Wiedergefun- „denen wird Dein liebevoller Vater immer sorgen.“

12.

Am 14. October.

„Ich melde Dir eiligst, dass ich, auch wenn es „regnet, gewiss morgen Vormittag komme, lass mich „Dich daher sicher finden. — Ich freue mich Dich wie- „derzusehen, und wenn trübe Wolken für Dich er- „scheinen, so schreibe sie nicht vorsätzlicher Bosheit „zu. Sie werden völlig verscheucht werden durch „Dein mir versprochenes besseres Wirken für Dein „wahres, reines, auf Thätigkeit begründetes Glück.... „Wer wird sich auch nicht freuen, wenn der Irrende „wieder in die rechten Fussstapfen tritt? Ja, dies „hoffe ich zu erleben.“

Mit diesem Wenigen dürfte Beethoven's Lage, seine Gemüthsstimmung und sein tiefes Leiden

durch ihn selbst hinlänglich geschildert seyn. Nicht minder bezeichnet er hiermit auch deutlich das Verhältniss zu seinen lebenden Verwandten. *Ueber Alles aber tritt uns in jenen Briefen der edle seelengrosse Mensch entgegen, und dies war Beethoven nicht nur in diesem kritischen Moment, er war es sein ganzes Leben hindurch.*

Könnte ich nun auf das eben Gehörte sagen: dass Beethoven lange die Freude genoss, seinen verirrten Neffen, der nun das 19te Jahr erreicht hatte, wieder auf dem Wege der Tugend wandeln zu sehen, ich würde wieder freier athmen, da mir bei Erwähnung des Vorausgegangenen die Brust beengt war, in der lebhaften Erinnerung des Miterlebten und Mitgefühlten, den grossen Meister vor mir sehend, wie er Jahre lang mit Geduld sein Kreuz trug, unter dessen Last er oft zu Boden sank. Leider jedoch war dies Alles nur erst das Vorspiel zu jener Katastrophe, die unserm erhabenen Meister den Todesstoss geben sollte.

Ungeachtet aller Liebe, Sorgfalt und Aufmerksamkeit von Seite Beethoven's *) und seines Mitvormundes, des früher genannten Vice-Direktors am polytechnischen Institut, betrat dieser unglückselige Jüngling nur zu bald wieder die eben verlassene schlüpfrige Bahn, und als er im Monat August 1826 ge-

*) Um ja in dieser Beziehung nichts zu versäumen, verliess Beethoven im Sommer von 1826 gegen seine Gewohnheit nicht die Stadt.

drängt wurde, mehrere rückständige Prüfungen am Institute nachzutragen, endigte er damit, dass er Hand an sein Leben legte. Nachdem aber diese That misslungen, verfiel der junge Mensch als Selbstmörder, den Landesgesetzen zufolge, in die Hände der Justiz, indem vorausgesetzt wird, dass nur Mangel an Religion zu solchem gewaltsamen Schritt der nächste Anlass seyn könne. Von Staatswegen wird daher jeder derlei Unglückliche in sicheren Gewahrsam gebracht, um dort für seine religiöse Erziehung das Nöthige zu thun. So geschah es auch hier mit dem Neffen Beethoven's. — Als die Zeit herannahete, wo man ihn der Obsorge seines Vormundes wieder anvertrauen zu können glaubte, geschah es seitens der Behörde mit der bestimmten Weisung, ihn nur einen Tag bei sich behalten zu dürfen, indem er dann Wien verlassen müsse. Es ging bereits der Monat October zu Ende, als diese Uebergabe statt fand, und nun war guter Rath theuer, was beginnen? Herr Johann van Beethoven bot seinem Bruder Ludwig sein Landgut zum einstweiligen Aufenthalte mit dem Neffen an, bis es dem Hofrath von Breuning, der nun auch die Mitvormundschaft übernommen, gelungen seyn würde, für den jungen Menschen einen Platz als Cadet bei irgend einem Regimente gefunden zu haben, da dieser nun den Militairstand ergreifen wollte. Mit grosser Mühe gelang es Herrn von Breuning endlich, den Feldmarschall - Lieutenant Stutterheim für unsern tief gebeugten Beethoven zu interessiren, der diesen Neffen in sein Regiment nahm. Aus Dankbarkeit dedicirte Beethoven diesem

General sein grosses Quartett in Cis-moll. Die Unfreundlichkeit der Jahrzeit, ferner die unglaubliche Rücksichtslosigkeit, die Beethoven dort von diesem seinem Neffen und seinen anderen Verwandten zu erdulden hatte, nöthigte ihn jenen Ort zu verlassen und nach Wien zurückzukehren. Diese Rückreise, die in jener weit vorgerückten Jahreszeit in einem Tage nicht gemacht werden konnte, geschah in einem offenen Wagen, indem, wie mich Beethoven selbst versicherte, sein Bruder sich geweigert, ihm seinen geschlossenen Wagen anzuvertrauen.

Dieser ganze Hergang musste hier mit kurzem in seinem Zusammenhang angeführt werden, denn nur also findet Beethoven in jedem theilnehmenden Gemüthe seine Vertheidigung und auch seine Rechtfertigung, welche beide er nöthig zu haben mit Grund glaubte. In der That wurde in den vielen Mittheilungen über ihn auch auf jenen Vorfall hingewiesen, aber immer ohne Kenntniss der Sachlage, und öfters mit Conjecturen, die sich nachgerade zu einer förmlichen Anschuldigung gegen unseren Meister gestalten könnten.

Am 2. December 1826 kam Beethoven mit seinem Neffen krank nach Wien zurück, und erst nach mehreren Tagen erfuhr ich seine Anwesenheit und seinen Zustand. Ich eilte zu ihm, und hörte unter mehreren, Entsetzen erregenden Mittheilungen von ihm auch diese, dass er seine beiden früheren Aerzte, die Herren Braunhofer und Staudenheim oftmals schon vergebens bitten liess, sich seiner anzunehmen;

dass ersterer als Grund angebe: der Weg sey ihm zu weit zu ihm, und letzterer mehrmals melden liess, er werde kommen, aber nicht kam; daher man ihm einen Arzt in's Haus geschickt habe, er wisse nicht wie und durch wen, der ihn und seine Natur folglich gar nicht kenne. Wie aber dieser Arzt (es war der würdige Dr. Wawruch, Professor der Klinik) an Beethoven's Krankenbett gekommen, hörte ich aus seinem eigenen Munde. Es ist zu merkwürdig, und gibt mehr als vieles Andere den Beweis, wie sehr dieser, der Mit- und Nachwelt angehörige Mann von seinen nächsten Verwandten, die ihm so viel zu verdanken hatten, verlassen, ja verrathen und verkauft war. Professor Wawruch erzählte mir, dass ein auf seine Klinik krank gebrachter Marqueur aus einem Kaffeehause der Stadt, ihm vertraut habe: dass Beethoven's Neffe, als er vor einigen Tagen in jenem Kaffeehause Billard spielte, ihm (dem Marqueur) den Auftrag gab, für seinen kranken Onkel einen Arzt zu suchen; und da er sich dieses Auftrages wegen seines Unwohlseyns nicht entledigen konnte, so bat er nun den Professor Wawruch zu Beethoven zu gehen, welches dieser auch sogleich that, da er den Meister hoch verehrte. Zu Beethoven gekommen, fand er ihn wirklich noch ohne ärztliche Hülfe. — So musste denn jener Marqueur krank werden, um auf jene Heilanstalt gebracht werden zu dürfen, damit der grosse Beethoven in seiner Noth zu einem Arzt komme!! — Welches Gefühl wird durch dieses scheussliche Factum nicht auf das empfindlichste verletzt und empört? Bedarf es einer weiteren Erklärung noch

um zu zeigen, was Beethoven in jenem heillosen Zustande litt, wie sehr er gefoltert wurde, *und was endlich die eigentliche Ursache seines frühen Todes gewesen?* — Sein Neffe ging noch im December zum Regimente ab, und von da an schien es, als wäre der kranke Beethoven von dem bösen Feinde befreit worden, denn er wurde wieder heiterer und war ganz in sein Schicksal ergeben, von der ärztlichen Pflege seine baldige Genesung hoffend und erwartend. Die Liebe zu diesem Neffen verwandelte sich nun in bittern Hass, und dennoch — als der Moment des Scheidens von allem Irdischen heran nahete, kehrte das erstere Gefühl in ihm wieder zurück, *und er ernannte diesen Neffen zu seinem Universalerben.* *)

Die Krankheit, die er sich auf jener Rückreise nach Wien zugezogen, war eine Lungenentzündung, der bald Spuren der Wassersucht folgten, die jedoch Professor Wawruch anfänglich nicht dafür erkennen

---

*) So viel ich in Erfahrung bringen konnte, bekleidet dieser Neffe Beethoven's gegenwärtig eine Civil-Anstellung in Oestreich. Es lässt mich dies vermuthen, dass Zeit, Umstände und reiferes Nachdenken ihn endlich auf die rechte Bahn des Lebens zurückgeführt haben, was Jeder wünschen muss. Wer sich aus dem hier Vorausgegangenen erinnert, von welchen unglückseligen Conjuncturen die Erziehung dieses Mannes begleitet war, wird die Gründe dieser entsetzlichen Begebenheiten vielleicht dort suchen und auch finden; daher keinen Stein gegen ihn aufheben, vielmehr das Richteramt allein der göttlichen Vorsehung überlassen, die unsern unsterblichen Meister so schweren Prüfungen und martervollen Qualen aussetzte, denen er so früh erlag.

wollte. Die Merkmale nahmen aber so schnell überhand, dass kein Zweifel mehr über die Natur der Krankheit obwalten konnte, daher schon am 18. Decemb. die erste Punction vorgenommen werden musste. Die zweite erfolgte am 8. Januar, die dritte am 28. desselben Monats, und die vierte am 27. Februar.

Gegen Ende Januars nahm sich denn auch nach langem Bitten und Flehen sein ehemaliger Freund, der berühmte Dr. Malfatti, Beethoven's an. Von nun an erhielt der Kranke nach Uebereinstimmung beider Aerzte als einziges Arzneimittel Punsch-Eis in bedeutender Quantität täglich, wodurch seine von drei Operationen gänzlich erschlafften Lebensgeister dermaassen aufgeregt wurden, dass er sich schon für ganz gesund hielt, die Lecture des Walter Scott, mit der er sich die Zeit vertrieb, mit Erbitterung von sich warf, ausrufend: „Der Kerl schreibt doch blos für's Geld", und an der vierhändigen Sonate für Diabelli weiter arbeitete, obgleich die Aerzte ihm jede geistige Beschäftigung untersagt hatten. Nach der vierten Operation war jedoch selbst das Punscheis nicht mehr im Stande, seine Lebensgeister zu wekken, obgleich ihm in dessen Genuss kein Maass mehr vorgeschrieben war. Von hieran ging es nun rasch dem Tode zu. —

Gleichsam als Parenthesis muss ich hier wiederholen, dass Beethoven in dieser Leidensepoche ausser Herrn von Breuning und mir Niemand um sich dulden wollte, und wenn wir beide verhindert waren (was durch unsere Berufspflichten täglich durch meh-

rere Stunden der Fall gewesen), so war der Lieblingsgesellschafter und treffliche Pfleger des kranken Beethoven der eilfjährige Sohn Breunings, ein munterer und verständiger Knabe, der durch seine Sorglosigkeit und Nichtkenntniss der Gefahr, in welcher wir unseren Freund wussten, diesen oftmals mehr zu erheitern im Stande war, als wir dies vermochten. Dadurch hat sich der kleine Gerhard von Breuning recht oft den lauten Dank Beethoven's erworben.

Nun ist es an der Zeit, den Schritt Beethoven's: die *Unterstützung der philharmonischen Gesellschaft in London nachzusuchen*, ausführlich zu besprechen, ein Schritt, der ihm einstens so übel genommen und so vielfach gedeutet wurde.

Man erinnert sich, durch welche Umstände Beethoven im Jahre 1823 genöthigt war, seine kleinen Ersparnisse anzugreifen, wie im Jahre 1824 durch den beispiellos geringen Ertrag seiner beiden Concerte die Hoffnung, die Lücke in seiner Sparkasse wieder auszufüllen, gescheitert; wie und warum aus der 1824 projectirten Reise nach London, die so freundliche Aussichten auf Gewinn verhiess, nichts wurde; und wie er jene für seine letzten Werke erhaltene Summe unvernünftigerweise einem unwürdigen Erben zuwarf, ohne sich selbst zunächst zu bedenken. Ferner erinnert man sich des unwürdigen Benehmens des russischen Fürsten Nicolas von Galitzin zur Zeit, als Beethoven bereits fest darnieder lag, und Ausgaben über Ausgaben zu bestreiten hatte, — von den Aerzten aber die Versicherung erhielt,

dass sein Krankheitszustand von langer Dauer, daher auch lange nicht an's Arbeiten zu denken seyn würde; dazu noch die nun vermehrten Auslagen für seinen Neffen, von denen er sich als dessen Pflegvater nicht lossagen konnte, auch gesetzlich nicht durfte. .Man denke sich den so geängstigten kranken Beethoven! In die Lage versetzt zu werden, sein aus einigen Bankaktien bestehendes Vermögen angreifen, oder gar Hülfe bei seinem Bruder suchen zu müssen, der eines Tages, als ihm in meinem und Herrn von Breunings Beiseyn von beiden Aerzten ein Heudunstbad verordnet, und dieser Bruder Johann ersucht wurde, von seinem Heu dazu bringen zu lassen, sich damit entschuldigte: sein Heu sey zu schlecht; von diesem „unbrüderlichen Bruder" wie ihn Beethoven selbst nannte, der bei seiner bedeutenden Wohlhabenheit noch von dem Marke Beethoven's zehren wollte *), etwas fordern zu müssen, dies hätte unserm Meister von selbst den Tod gebracht. — Vergessen endlich von den Wienern, die erst sein Dahinscheiden aus ihrer Rossinischen Trunkenheit aufrütteln musste, — in dieser Lage erinnerte sich Beethoven einer ihm von der philharmonischen Gesellschaft in London schon vor Jahren gemachten Offerte, und beschloss nach langem Kampfe deshalb zuerst an Moscheles sich brieflich zu wenden, das jedoch ganz

*) Beethoven sagt selbst in dem Briefe vom 15 September 1823 an Herrn Ries: „Mein Herr Bruder Johann, der Equipage hält, hat auch noch von mir ziehen wollen etc." (Seite 159 seiner Notizen.)

gegen meinen und Herrn von Breunings Willen geschah, indem wir die üblen Deutungen dieses Schrittes voraussahen.

Unter'm 22. Februar 1827 schrieb Beethoven diesfalls an Moscheles und Sir G. Smart.

„Mein lieber Moscheles!

„Ich bin überzeugt, dass Sie es nicht übel nehmen, „dass ich Sie ebenfalls wie Sir G. Smart, an den hier „ein Brief beiliegt, mit einer Bitte belästige. Die „Sache ist in Kürze diese. Schon vor einigen Jahren „hat mir die philharmonische Gesellschaft in London „die schöne Offerte gemacht, zu meinem Besten eine „Akademie (Concert) zu veranstalten. Damals war „ich Gottlob nicht in der Lage, von diesem edlen An„trage Gebrauch machen zu müssen. Ganz anders „aber ist es jetzt, wo ich schon bald volle drei Mo„nate an einer langwierigen Krankheit darnieder liege. „Es ist die Wassersucht. Schindler wird Ihnen hier „beiliegend mehr davon sagen. — Sie kennen seit „lange mein Leben, wissen auch wie und von was „ich lebe. An's Schreiben ist jetzt lange nicht zu „denken, und so könnte ich leider in die Lage ver„setzt werden, Mangel leiden zu müssen. — Sie ha„ben nicht nur ausgebreitete Bekanntschaften in Lon„don, sondern auch bedeutenden Einfluss bei der phil„harmonischen Gesellschaft. Ich bitte Sie daher, die„ses so viel als Ihnen möglich anzuwenden, dass die „philh. Gesellschaft jetzt von neuem diesen Entschluss „fasse und bald in Ausführung bringen möge. Des

„Inhalts ist auch der beiliegende Brief an Sir Smart, „so wie ich einen bereits an Herrn Stumpff *) ab- „schickte. Ich bitte Sie, dem Sir Smart den Brief „einzuhändigen, und sich zur Beförderung dieses „Zweckes mit ihm und allen meinen Freunden in Lon- „don zu vereinigen. — Empfehlen Sie mich Ihrer lie- „benswürdigen Frau Gemahlin, und seyen Sie über- „zeugt, dass ich stets seyn werde

„Ihr Freund

„Beethoven."

„Antworten Sie mir doch bald, damit ich höre, ob „ich was zu hoffen habe."

Unter'm 14. März schrieb Beethoven abermals in dieser Sache an Moscheles, ihm nochmals seine Bitte an's Herz legend. Aus diesem zweiten Briefe entnehme ich blos Folgendes:

„Am 27. Februar wurde ich zum vierten Male ope- „rirt, und jetzt sind schon sichtbare Spuren da, dass „ich bald die fünfte zu erwarten habe. Wo soll das „hin, und was soll aus mir werden, wenn es noch

*) Herr Stumpff, Eigenthümer einer Harfenfabrik in London, verehrte unserm Beethoven das Jahr früher sämmtliche Werke von Händel (über 40 Folio-Bände) in der so seltenen und kostbaren Londoner Ausgabe. Dieses Geschenk machte Beethoven eine grössere Freude, als hätte er den Hosenbandorden erhalten. In der Auction des Beethovenschen Nachlasses erstand Herr Tobias Haslinger diese sämmtlichen Werke für 100 Gulden, sage Hundert Gulden in Conv. Münze!!! — Aus diesem einen Beispiel kann man entnehmen, um welchen Preis Gegenstände von minder reellem Werth bei jener Auction verkauft worden.

„einige Zeit so fort geht?! Wahrlich ein sehr hartes „Loos hat mich getroffen! Doch ergebe ich mich in „die Fügung des Schicksals, und bitte Gott stets nur, „er möge es in seinem göttlichen Rathschluss so len„ken, dass ich, so lange ich noch hier den Tod im „Leben erleiden muss, vor Mangel geschützt werde. „Dies würde mir so viel Kraft geben, mein Loos, so „hart und schrecklich es immer seyn möge, mit Er„gebenheit in den Willen des Allerhöchsten zu er„tragen."

„Hummel ist hier."

Schon unter'm 1. März meldete ihm Moscheles und Herr Stumpff die Sensation, die sein erster Brief vom 22. Februar unter seinen zahlreichen Verehrern in London hervorgebracht, und ersterer schrieb ihm noch weiter Folgendes:

„Die Gesellschaft beschloss daher, Ihnen ihren gu„ten Willen und die rege Theilnahme dadurch zu be„zeigen, indem sie Sie bittet, hundert Pf. St. (1000 „Gulden C. M.) von ihr anzunehmen, um sich damit „alle nöthigen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten wäh„rend Ihrer Krankheit zu verschaffen. Dieses Geld „wird Herr Rau vom Hause Eskeles Ihnen theil„weise, oder wenn Sie es wünschen, auf einmal ge„gen Ihre Quittung übergeben." Weiter meldet ihm noch Herr Moscheles, dass die philharmonische Gesellschaft gerne zu fernern Diensten bereit sey, und Beethoven möge dieshalb nur schreiben, wenn er noch fernerhin bedürftig wäre.

Darauf dictirte mir Beethoven unter dem 18. März nachstehenden Brief an Moscheles in die Feder, da er zum Schreiben schon zu schwach war:

„Mit welchen Gefühlen ich Ihren Brief vom 1. „März durchlesen, kann ich gar nicht mit Worten schil-„dern. Der Edelmuth der philh. Gesellschaft, mit dem „man meiner Bitte beinahe zuvor kam, hat mich in „das Innerste meiner Seele gerührt. Ich ersuche Sie „daher, lieber Moscheles, das Organ zu seyn, durch „welches ich meinen innigsten Dank für die besondere „Theilnahme und Unterstützung an die philh. Gesell-„schaft gelangen lasse. — Ich fand mich genöthigt, „sogleich die ganze Summe von 1000 Gulden Conv. „Münze in Empfang zu nehmen, indem ich gerade in „der unangenehmen Lage war, Geld aufzunehmen, „welches mich in neue Verlegenheit gesetzt hätte.... „Möge der Himmel mir nur recht bald wieder meine „Gesundheit schenken, und ich werde den edelmü-„thigen Engländern beweisen, wie sehr ich ihre Theil-„nahme an meinem traurigen Schicksal zu würdigen „weiss. — Ihr edles Benehmen wird mir unvergess-„lich bleiben, so wie ich noch insbesondere Sir Smart „und Herrn Stumpff meinen Dank nächstens nachtra-„gen werde. Die metronomisirte neunte Sinphonie „bitte ich der philh. Gesellschaft zu übergeben. Hier „liegt die Bezeichnung bei.

„Ihr
„Sie hochschätzender Freund
„Beethoven."

Aus meinem Briefe an Moscheles, der obigen von Beethoven begleitete, und die Londoner Freunde auf den sehr nahen Tod dieses grossen Mannes vorbereiten sollte, hebe ich nur Folgendes aus, da es nicht minder zu seiner Lebensgeschichte gehört.

„Der Brief an Sie vom 18. d. ist wörtlich von „ihm dictirt, und wohl sein letzter. Heute flüsterte „er mir noch zu: „An Smart und Stumpff schreiben." „Wird es möglich seyn, dass er diese Briefe noch „unterzeichnen kann, so soll es morgen gleich ge„schehen. *) Er fühlt sein Ende, denn gestern sagte „er mir und Breuning: „Plaudite amici, comoedia finita „est." **) Die letzten Tage waren wieder überaus „merkwürdig, und mit wahrhaft sokratischer Weis„heit und grosser Seelenruhe sieht er dem Tod ent„gegen. Auch waren wir gestern so glücklich, mit „dem Testamente in Ordnung zu kommen. ***) Drei

---

*) Es war nicht mehr möglich, daher folgte ich seinem Verlangen, und theilte diesen beiden würdigen Männern den Dank Beethoven's sogleich nach seinem Dahinscheiden mit.

**) Richtiger hätte Beethoven seinen Lebenslauf bezeichnet, wenn er gesagt hätte: Plaudite amici drama finitum est.

***) Es verdient bemerkt zu werden, dass Beethoven mehrere Wochen hindurch sich hartnäckig gegen unsern und Dr. Bach's Vorschlag sträubte: *sein zu hinterlassendes Vermögen fidei-commissarisch für seinen Neffen bis zu dessen Grossjährigkeit zu deponiren*, wozu wir die triftigsten Gründe hatten. Er wollte aber, dass nach seinem Ableben sein Erbe sogleich in den Besitz des Gesammten kommen solle, und unumschränkt damit verfahren möge. Erst als er deutliche Beweise hatte, wie gleichgültig jener Erbe bei seinem Unglücke sich benähme, indem er ihn

„Tage nach Erhalt Ihres letzten Briefes war er äus-
„serst aufgeregt, und wollte wieder die Skizzen der
„zehnten Sinphonie haben, über deren Plan er mir
„viel sagte. Er bestimmt sie fest für die philh. Ge-
„sellschaft. Wie sich dieses Werk jetzt in seiner
„kranken Phantasie gestaltet, so dürfte es ein musi-
„kalisches Ungeheuer werden, wogegen seine ande-
„ren grossen Sinphonien nur Opuscula sind."

An jenem 18. März ersuchte mich Beethoven noch, für die Dedication seines letzten Quartetts zu sorgen, und einen seiner würdigsten Freunde hierzu zu wählen. Da ich wusste, wie hoch er den Wiener Kaufmann, Herrn Johann Wolfmayer, verehrte, und dieser es um ihn verdient hatte; so zeigte ich nach dem Ableben meines Freundes jenen Namen den Verlegern dieses Werkes, den Herren Schott in Mainz, mit dem Bemerken an, dass es Jenem zu dediciren sey, ihm, dessen Name den Meister in seinen letzten Lebenstagen oft beschäftigte, wie, auf welche Art er sich ihm wohl dankbar beweisen könne.

Es möge dies Factum ein sprechender Beweis seyn, wie Beethoven gleichsam bis zum letzten Hauche seines Lebens besorgt gewesen, sich gegen seine Freunde und Gönner dankbar zu bezeigen. Wäre er in jenem letzten Augenblick des Denkens noch fähig

öfters Wochenlang auf eine Antwort warten liess, ging er in unsern Vorschlag ein, und schrieb eigenhändig im obigen Sinne sein Testament, das nur aus drei Zeilen besteht, und demzufolge die Rente nach dem Tode des Neffen auf dessen „natürliche Erben" überzugehen hat.

gewesen, er hätte seine Willensmeinung in Betreff jener Dedication sicherlich **b e s t i m m t** ausgesprochen.

Bei Einhändigung der 1000 Gulden Conv. Münze durch Herrn Rau hatte Beethoven noch in Baarem an 100 Gulden C. M. in der Casette, welche hinreichten, um die Ausgaben in seinen letzten Lebenstagen zu bestreiten; daher wurde von obiger Summe nur Einiges für die Beerdigungskosten genommen. Gemäss dem Beschlusse: *diese Summe der besseren Pflege Beethoven's zu widmen*, wie aus dem Briefe des Herrn Moscheles vom 1. März ersichtlich, forderte die philh. Gesellschaft selbe zurück, weil sie sie nicht in den Händen seiner unwürdigen Verwandten wissen wollte. Bei der nach Beethoven's Ableben gerichtlich aufgenommenen Inventur kamen jedoch diese 1000 Gulden in die Hände der Behörde, und Herr Dr. Bach, den Beethoven noch bei Lebzeiten zum Curator seiner Verlassenschaftsmasse ernannt hatte, widersetzte sich aus Gründen der Ausfolgung, weshalb solche auch nicht statt fand.

Nach Mittheilung des Herrn Dr. Bach betrug das ganze Activ-Vermögen an Baarschaft, an Erlös für die veräusserten Möbeln und Musikalien, dann an sieben Stück Bankaktien, in Allem und Jedem

	10,232 Guld. C. M.
Davon wurden die Passiven an Krankheits- und Leichenkosten, so wie an andern gerichtlichen Gebühren abgezogen mit	1,213 — —
so, dass ein reiner Nachlass erübrigt wurde von	9,019 Guld. C. M.

Herr Dr. Bach begleitete diese Mittheilung an mich mit Folgendem: „Dass dieser geringe Vermögens-„nachlass dem Verdienste dieses grossen Meisters „nicht angemessen war, ist wohl richtig, und würde „auf seine Zeitgenossen ein schlimmes Licht werfen, wenn die Ursachen dieses Zustandes nicht in der Denk-„und Handlungsweise desselben gesucht werden müss-„ten. Er war nur Meister, er kannte nur die Kunst, „die Vortheile davon liess er andern übrig" u. s. w.

Nachdem Beethoven am 24. März Morgens auf sein Verlangen die heiligen Sterbe-Sakramente mit wahrer Erbauung empfangen hatte, zeigten sich schon am selben Tage Mittags 1 Uhr die ersten Anzeichen zur Endigung seiner Leiden. Der furchtbarste Kampf zwischen Tod und Leben begann, und währte ohne Unterbrechung fort bis zum 26. März ¼ vor 6 Uhr Abends, *als der grosse Tondichter während eines starken, unter gewaltigem Hagelschlag sich entladenden Gewitters seinen Geist aufgab;* 56 Jahre 3 Monate und 9 Tage alt.

Der Glückliche, der sich rühmen kann, diesem der späten Nachwelt angehörenden Künstler in seiner Todesstunde die Augen zugedrückt zu haben, war nicht ich, auch nicht Herr von Breuning, die wir an jenem Nachmittage eines Begräbnissplatzes wegen nach dem, dem Dorfe Waehring zugehörenden Friedhofe gingen, aber durch das starke Gewitter an der schnellen Rückkehr verhindert wurden; dieser Glückliche war der als Componist rühmlich bekannte Musikfreund Herr Anselm Hüttenbrenner aus Grätz

in Steyermark, der nach Wien eilte, um Beethoven noch einmal zu sehen. Dieser hat an unserer Stelle das heilige Officium an unserem geliebten Freunde vollzogen. Wir beide traten erst in's Zimmer, als man uns zurief: es ist vollbracht! und wir dankten Gott laut für die Beendigung dieser Leiden.

Die Anordnungen zu einem feierlichen Leichenbegängnisse traf ich vereint mit Herrn Hofrath von Breuning, und der Musikverleger Herr Tobias Haslinger hatte die Gefälligkeit, das Musikalische zu dieser Todtenfeier zu besorgen. Am Nachmittag des 29. März 1827 erfolgte die Beerdigung. Wohl 20,000 Menschen begleiteten den Zug von der Wohnung des grossen Todten bis zur Pfarrkirche der Alster-Vorstadt, wo die Einsegnung statt fand.

Da es vielen Verehrern Beethovens nicht uninteressant seyn dürfte, den *Befund seines Gehörorgans und den Bau seines Schädels* aus dem Obductions-Berichte zu vernehmen, so lasse ich ihn hier folgen. Er wurde von dem Herrn Dr. Johann Wagner an dem Leichname Beethoven's gemacht, der sich so darüber ausspricht: „Die Hörnerven waren zusammen-„geschrumpft und marklos; die längs denselben ver-„laufenden Gehörschlagadern waren wie über eine „Rabenfederspule ausgedehnt und knorpelicht. Der „linke, viel dünnere Hörnerve entsprang mit drei sehr „dünnen, graulichen, der rechte mit einem stärkeren, „hellweissen Streifen aus der in diesem Umfange viel

„consistenteren und blutreicheren Substanz der vierten „Gehirnkammer. Die Windungen des sonst viel wei- „cheren und wasserhältigen Gehirnes erschienen noch „mal so tief und (geräumiger) zahlreicher als ge- „wöhnlich. Das Schädelgewölbe zeigte durchgehends „grosse Dichtheit und eine gegen einen halben Zoll „betragende Dicke."

Wenige Tage nach der Beerdigung erhielt Herr von Breuning durch die Frau des Todtengräbers aus Waehring die Anzeige, dass man ihrem Manne eine bedeutende Summe geboten habe, wenn er den Kopf Beethoven's an einen ihm in Wien angegebenen Ort brächte. Breuning in dieser Anzeige ein Interesse vermuthend, bot dem Todtengräber Geld an, das er aber zurückwies, betheuernd, es sey wahr, was er ihm gemeldet. Herr von Breuning lies demzufolge einige Zeit hindurch das Grab jede Nacht bewachen.

Musikalischer Theil.

Dieser Theil gehört seinem wesentlichen Inhalte nach eigentlich dem Historischen dieser Biographie an, das er auch ergänzt. Da jedoch durch dessen Einverleibung der Gang der Begebenheiten mehrmals bedeutend unterbrochen worden wäre, so fand ich es zweckmässiger, das Rein-Musikalische in einen besondern Theil zusammen zu fassen.

Der Verfasser.

Bereits im Jahre 1816 war es, als Beethoven auf vielseitige Aufforderungen zu dem Entschlusse gebracht wurde, eine Herausgabe seiner sämmtlichen Klavier-Sonaten zu veranstalten, wozu drei Gründe nothwendige und gerechte Veranlassung waren; *erstens: die, vielen jener Werke zum Grunde liegende, poetische Idee anzugeben, und darnach deren Auffassung zu erleichtern und den Vortrag zu bestimmen; zweitens: alle bis dorthin herausgegebenen Klavierwerke für die neue auf 6½ Octave ausgedehnte Claviatur der Instrumente einzurichten.*

Der dritte Grund betraf die musikalische Declamation.

In Bezug auf musikalische Declamation hatte Beethoven den bisher angenommenen Begriff dahin ausgedehnt, dass er behauptete: „*Gleichwie der Dich-„ter seinen Monolog oder Dialog in einem bestimmt „fortschreitenden Rhythmus führt, der Declamator „aber dennoch zur sicheren Verständlichkeit des „Sinnes Einschnitte und Ruhepunkte sogar an Stel-„len machen muss, wo der Dichter sie durch keine „Interpunction anzeigen durfte; eben so ist diese „Art zu declamiren in der Musik anwendbar, und „modificirt sich nur nach der Zahl der Mitwirken-„den bei einem Werke.*" —

Dieser Grundsatz sollte bei der neuen Herausgabe seiner Werke nach Maassgabe des Erfordernisses und Inhalts in Anwendung gebracht werden, und es ist für gewiss anzunehmen, dass Beethoven's musikalische Dichtungen dadurch eine neue Aera erlebt haben würden.

Ersteres, die poetische Idee anlangend, ist es notorisch, dass Beethoven sich nicht auf das Schreiben nach hergebrachten Formen beschränkte, sondern, dass er diese häufig umging, weil die Idee, durch die er sich anregen liess, eine andere Behandlung, oder richtiger, eine neue Einkleidung erforderte. Daher Mancher zu dem Ausspruch kam: die Sonaten Beethoven's sind lauter verkappte Opern. — Herr Ries führt in seinen Notizen S. 77 ebenfalls an: „Beetho-„ven dachte sich bei seinen Compositionen oft einen „bestimmten Gegenstand" — welches nur heissen soll:

Beethoven liess sich durch die eine oder andere Idee des Dichters zur Composition anregen.

Genug um zu erkennen, welch unersetzlicher Verlust es für die musikalische Kunst, speziell für Beethovensche Musik ist, dass der grosse Meister nicht zur Ausführung dieses wichtigen Vorhabens gekommen. Was wäre z. B. die Pastoral-Sinphonie, ja selbst die Eroica ohne die Angabe einer solchen Idee? Wie erläutert ist dem Spieler und dem Hörer die einfache Angabe der Gefühle durch Worte ausgedrückt, welche Beethoven seiner Sonate Opus 81. („Les adieux, l'absence et le retour") unterlegte?! *)

Die Gründe, welche Beethoven von der Ausführung dieses Vorhabens 1816 zurückbrachten, waren erstens der eben begonnene Prozess mit seiner Schwä-

---

*) In ähnlicher Weise hat auch Clementi seine grosse Sonate Op. 50. No. 3., wozu er sich von der Geschichte der Dido anregen liess, charakterisirt, und durch die Ueberschrift „Didone abbandonata. Scena tragica." erläutert, überdies noch im Verfolg des Werkes die verschiedenen Sätze wie auch einzelne Momente daraus mit besonderer Ueberschrift verständlich gemacht. Es ist wahrlich unverzeihlich, dass dieses gigantische Werk, welches den inhaltreichsten Beethovenschen Sonaten an die Seite gesetzt werden muss, beinahe der ganzen klavierspielenden Welt unbekannt ist. Freilich, Clementi gehört auch schon zu den Veralteten nach dem Urtheile der modernen Musiker und Dilettanten!

Anbei bemerke ich, dass Beethoven unter allen Meistern, die für Klavier geschrieben haben, Clementi's Werke zum Studium für Eleven sowohl zur Bildung eines reinen Geschmackes als auch wahrhaft schönen Spieles obenan stellte. Er pflegte zu sagen: „wer Clementi gründlich durchstudirt, „hat zu gleicher Zeit Mozart und andere Autoren mitgelernt, aber umgekehrt ist dies ja nicht der Fall."

gerin, und die daraus entstandene Gemüthsunruhe; zweitens die Unmöglichkeit sich mit der Musikhandlung Hofmeister in Leipzig, welche dieses Geschäft mit ihm entriren wollte, zu seiner Zufriedenheit zu verständigen. Der mit seinem in dieser Sache vertrauten Rathgeber Herrn A. Diabelli gepflogenen Correspondenz entnehme ich hier noch, dass die Herausgabe nach der Willensmeinung Beethoven's heftweise hätte geschehen sollen. In jedem Hefte sollten zwei ältere und eine neue Sonate enthalten seyn, für welch' letztere Beethoven durchschnittlich 40 Ducaten forderte. Dagegen wollte Herr Hofmeister den Componisten bogenweise mit einem Ducaten honoriren.

Auf meine einstmals an Beethoven gerichtete Frage, warum er bei einem oder dem anderen Satze seiner Sonaten nicht gleich die poetische Idee angedeutet habe, indem sich eine solche dem sinnigen Hörer gewissermaassen von selbst aufdringe? antwortete er: „Dass jene Zeit, in welcher er seine Sonaten „geschrieben *), poetischer als jetzt (1823) ge„wesen; daher solche Andeutungen damals überflüs„sig waren. Jedermann, fuhr er fort, fühlte damals „aus dem Largo der dritten Sonate in D, Op. 10.,



*) Bis auf wenige gehören alle der ersten und zweiten Periode an.

„den geschilderten Seelenzustand eines Melancho-
„lischen heraus, mit allen den verschiedenen Nuan-
„cen von Licht und Schatten im Bilde der Melancho-
„lie und ihrer Phasen, ohne dass eine Aufschrift den
„Schlüssel dazu liefern musste, und Jedermann fand
„damals in den zwei Sonaten, Op. 14., den Streit
„zweier Principe, oder einen Dialog zwischen zwei
„Personen geschildert, weil es gleichsam so auf der
„Hand liegt" u. s. w. — Ein andermal bat ich ihn,
mir den Schlüssel zu den beiden Sonaten Op. 57.
(F-moll) und Op. 29. (D-moll) anzugeben. Er
erwiederte: „Lesen Sie nur Shakespeare's Sturm."

Im Jahre 1823 wurde in Beethoven der Entschluss
zur Herausgabe seiner sämmtlichen Werke (also
auch der Sinphonien) mächtiger als früher rege, denn
der Anträge von Verlegern kamen beinahe aus allen
Ländern, und alle mit günstigen Anerbietungen. Dass
dieser Entschluss jetzt nicht zur Ausführung gekom-
men, daran war nur sein Bruder Johann Ursache,
dem jene Anträge noch immer zu gering gewesen.
Desshalb setzte er Beethoven die Idee in den Kopf,
die Herausgabe selbst zu besorgen, ihm gross-
mächtige Summen Gewinnes, auf dem Papiere aus-
gerechnet, vorhaltend. Herr Andreas Streicher un-
terstützte nach besten Kräften diese Idee der Selbst-
herausgabe, nur differirte er in Etwas in der Be-
rechnung des reinen Gewinnes. Die Akten eines
Prozesses aus den früheren Jahrhunderten sind kaum
so bändereich, als die zu Papier gebrachten Calcula-
tionen, Consultationen und Conclusionen über dieses

Herausgabe-Project liefern würden. Man vergass jedoch bei jenen Conferenzen und Beschlüssen die Hauptsache: dass man nämlich mit dem unschlüssigen Beethoven zu thun habe, der, sobald von Geschäften die Rede ist, heute weiss und morgen schwarz will, gegen dessen ausdrücklichen Willen oft manches gethan werden musste, weil es zu seinem Vortheile gewesen. Schon bei dem blossen Anblicke so grosser Summen (versteht sich immer nur auf dem Papier) ward er etwas befangen, träumte von einer andern Einrichtung des Lebens, von Wagen und Pferden, und wurde von diesem veränderten Glückszustand so sehr praeoccupirt, dass er sich schon für einen reichen Mann hielt, und deshalb gar nicht an's Handanlegen an dieses Riesenunternehmen kommen konnte. *) Niemals waren ihm die Besuche seines, von ihm so genannten „Pseudo-Bruders" so willkommen wie damals. Er fuhr mit ihm in dessen Equipage öfters spazieren, und duldete einmal sogar, dass die Familie jenes Bruders die Fahrt nach dem Prater mitmachen durfte; nach welcher Begebenheit man veranlasst werden musste, auch das Unglaublichste für glaublich zu halten, wenn man jene heterogenen Bestandtheile, den „Gutsbesitzer" neben dem „Hirnbesitzer" in einem Wagen beisammen gesehen. **)

*) Man muss es der heiligen Muse Dank wissen, dass eben in jener Zeit die Idee: Schiller's Lied „An die Freude" mit einer grossen Instrumental-Musik zu verbinden, sich seiner bemächtigt hatte.

**) Man erinnere sich hierbei der am Neujahrstag 1823 zwischen

Wer erkennt nicht aus diesem vorgespielten Lotteriespiel in dem grossen Beethoven den Knaben, wie ich ihn in der zweiten Periode S. 48 summarisch geschildert habe? — Reich oder doch wohlhabend seyn, in einer Equipage sitzen, nicht mehr durch Felder und Wiesen laufen, Ideen zu sammeln und komponiren zu müssen, um leben zu können, das riss ihn damals aus seinem hohen Kunsthimmel oft gewaltsam auf die Erde, und man sah die erhabene Poesie angesichts in gewöhnliche Prosa sich metamorphosiren. — Dank dem plumpen Verfahren aller seiner Rathgeber! Der auf welche Weise immer wohlhabend gemachte Beethoven hätte vielleicht bald alle Anzeichen zum Absterben für die Kunst bei gesundem Leibe gegeben; wenigstens würde er sich von nun an das Arbeiten sehr bequem gemacht haben, hatte er doch bis dahin schon so vieles Grosse der Welt übergeben.

Wie es im Leben aber nicht immer die Weisheit ist, die Hohes anregt, und aus dem Dunkel Licht hervorbringt; so verdankt die Kunstwelt vielleicht vieles gerade jener Verkehrtheit, mit der man bei diesem Herausgabe-Projekt der sämmtlichen Werke mit Beethoven verfuhr. Um deutlicher zu seyn: nicht liess sich der Meister bei den Erörterungen jenes Projekts immer bei dem Materiellen aufhalten, dessen er durch unaufhörliches Ausmalen Al Fresco oft überdrüssig wurde; sondern sein grosser Geist schnellte auch oft-

---

Beethoven und seinem Bruder vorgefallenen Anekdote mit der Neujahrskarte.

mals die Waagschaale mit dem Materiellen hoch auf, und das Geistige wurde der Gegenstand, der seine Phantasie beschäftigte, und so zugleich die Anwesenden in Kenntniss setzte von dem, was er in Bezug *auf Inhalt, Auffassung und Vortrag vieler seiner früheren Werke* zu thun beabsichtige. Eine blos scherzhafte Bemerkung des Dr. Bach bei einer jener Conferenzen, wo Beethoven erklärte, dass er gefunden, *wie mehrere Werke durchaus nicht die leiseste Aenderung zuliessen, er somit kein Recht zu deren zweiten Herausgabe besitze,* welches Recht jedoch nach Dr. Bachs Ansicht schon dadurch begründet wurde, wenn Beethoven das Tonstück anstatt mit dem Aufschlag mit dem Niederschlag, und so umgekehrt, beginnen lasse, ferner, wenn er schwarze Noten in weisse, und weisse in schwarze verändere; diese scherzhafte Bemerkung erregte in Beethoven allein schon tausend Ideen, und gab zu einer Explosion seiner Phantasie Anlass, durch die uns bald nachher der Hauptschlüssel zu vielen seiner grössten Werke kund wurde. *)

Weil Beethoven meine Abneigung gegen alle Rechenexempel kannte, und selbe für ihn eben so gut

---

*) Wer erinnert sich hierbei nicht mit einigem Nachdenken der von Herrn Ries in seinen Notizen S. 107 gemachten interessanten Mittheilung, als er von Beethoven die Weisung nach London erhielt: „Setzen Sie zu Anfang des Adagio (der Sonate Op. 106.) noch diese zwei Noten als ersten Takt hinzu" — und des Erstaunens des Herrn Ries über die Wirkung jener zwei Noten? —

nur Hieroglyphen waren, so unterhielt er sich mit mir blos über das Geistige jener hochgewichtigen Frage: reich seyn oder nicht reich seyn? — und es wollte mich oftmals bedünken, als läse er in meiner Seele die Beantwortung, wie sie für ihn und die gesammte Kunstwelt am besten tauge. Meines Theils war ich deshalb keinen Augenblick im Zweifel, doch wollte ich ihn aus seinem Traume nicht zu früh aufwecken, da ich wohl wusste, dass dies durch Andere bald geschehen würde. Was ich jedoch aus jenen Conversationen für Nutzen zog, war, *dass ich fleissig notirte, was Beethoven über Inhalt, Auffassung und Vortrag seiner Werke äusserte.* Gleichzeitig kam mir gut zu Statten, dass ich damals am Josephstädter-Theater beschäftigt war, mehrere seiner Sinphonien aufzuführen, deren jede er vorher mit mir zu Hause mehrmals durchging, mich auf Alles aufmerksam machend, das sich auf jene drei wesentlichen Dinge bezog, mich somit in das Innere dieser Orchester-Musik einführte, wie er dies bereits früher mit beinahe sämmtlichen Klavier-Sonaten gethan; welches Glückes in solchem Maasse sich wohl kein Anderer rühmen kann.

Dieses geistige Besitzthum betrachtete ich seitdem wie das theuerste und unschätzbarste Vermächtniss meines unsterblichen Freundes und Lehrers, und es gewährte nicht nur mir, sondern noch manchem andern für Beethoven's tiefe Poesie Gleichgestimmten, den ich meiner Mittheilung werth hielt, tausend Freuden und Hochgenüsse, wie sie nichts

anderes mehr im Musikfache bieten kann, denn, wie schon früher gesagt, es ist die sämmtliche Kammermusik von Beethoven, darunter ganz besonders der grösste Theil seiner Klavier-Sonaten, die *eigentliche, unerschöpfliche Fundgrube der tiefsten musikalischen Poesie,* die in dieser Beziehung selbst seine anderen Werke übertreffen. Dass die Natur in Hervorbringung solcher Organismen so karg ist, die für dieses Höchste die rechte Empfänglichkeit besitzen, das ist Beethoven's Schuld nicht. Es bestätigt dies nur die Wahrheit des Satzes: *„Das Grosse ist nicht für Alle und Alle sind nicht für das Grosse.“*

Dass die Wahrheit dieses Satzes in unserem poesie-armen und nur dem Oberflächlichen sich hinneigenden Zeitalter eine weit grössere Ausdehnung findet, als in früheren Zeiträumen, wird wohl jeder unbefangene und vorurtheilsfreie Beobachter der modernen Erscheinungen im Kunstgebiete oft mit tiefer Betrübniss wahrgenommen haben. Noch vor 20—30 Jahren konnte ein grosses musikalisches Talent, wenn es das Glück hatte, unter die Hände eines wahrhaft gebildeten Lehrers zu kommen, leicht zu den höchsten Stufen der Ausbildung gelangen, da man die verführerischen und grösstentheils noch schlüpfrigen Wege des heutigen Musiktreibens, die die ausgezeichnetsten Talente irre führen, noch nicht zu fürchten hatte. Jene noch nicht ferne Zeit konnte der Ausbildung von Talenten förderlich seyn, wie jenes einer Gräfin Sidonie von Brunswick in Pesth, welcher der Leser sich aus der zweiten

Periode erinnern wird. Die Jetztzeit nennt mit Enthusiasmus den Namen Clara Wieck, der an vielseitiger Ausbildung wohl schwerlich eine Rivalin unter ihrem Geschlechte begegnen dürfte. Allein, das für die Oeffentlichkeit herangebildete Talent muss nothwendigerweise dem Zeitgeschmacke, wenn nicht gerade huldigen, doch nachgeben, und verliert damit (um mich so auszudrücken) seine künstlerische Unschuld, die — in diesem Sinne genommen — nur von Dilettanten bewahrt werden kann, deren Ausbildung allein von dem Ideale der reinen ungetrübten Wahrheit der Empfindung niemals weichen darf, indem ihr Wirken sich blos auf einen kleinen Kreis sinniger Musikfreunde beschränken kann, den sie sich selbst wählen; dabei jedoch niemals aufhören blos Dilettanten in der Kunst zu seyn, indem sie nicht aufhören, die Erfüllung der Pflichten im Auge zu behalten, die häusliche und andere Verhältnisse von ihnen fordern, die bei sorgfältiger Eintheilung der Zeit mit den Obliegenheiten jeden Standes sich leicht vereinbaren lassen. Nur unter diesen Bedingungen werden ihre über das Gewöhnliche weit sich erhebenden geistreichen Kunstleistungen des Beifalls und der Bewunderung aller wahrhaft Gebildeten sich erfreuen können. *)

*) Wie wichtig es sey, auf die möglichst sorgfältige Wahl eines Zuhörerkreises Bedacht zu nehmen, sobald gediegene Musik vorgetragen wird, wissen leider nur wenige. Durch eine solche Maassregel ehret man nicht sowohl die wahre Kunst, als auch die wirklich verständigen Zuhörer, von de-

Als ich im Jahre 1831 in No. 2. der von mir verfassten „Musikalischen Nachrichten“ (Beilage zur Wiener Theaterzeitung) über die A-dur Sinphonie sprach, äusserte ich damals schon beiläufig, dass Beethoven den Schlüssel zu mehreren seiner Instrumental-Werke in der Art geben wollte, wie er es bei der Pastoral-Sinphonie gethan. Der Eindruck jenes Artikels war, wie vorauszusehen, blos flüchtig anregend, ohne weitere Wirkung, wie Alles, was das Gewöhnliche überschreitet, sobald es das Gebiet des Idealen berührt. Seitdem sind wieder mehrere Jahre vergangen, ich bin so viel älter und weniger eitel geworden, dass es mir nun leichter wird zu sehen, wie man oft wohlgemeinte Worte, ja selbst positive Wahrheiten unter die Füsse wirft, wenn sie auch von hoher Autorität kommen. Diese wäre hier im Falle

---

nen das Talent Aufmunterung, von Unverständigen aber oft nur ungerechten Tadel zu gewärtigen hat, in welch letzterem Falle das vorgetragene Werk jedesmal mit leiden muss. Liest man ja Homer, Dante, Ariosto, Klopstock und andere grosse Dichter auch nicht vor, ohne früher nach den Elementen zu forschen, aus denen der Zuhörerkreis besteht. — Nachahmungswerth hierauf bezüglich ist das Beispiel des Grafen Franz von Brunswick in Pesth. Zu seinen musikalischen Gesellschaften haben nur ihm bekannte sinnige Musikfreunde und Künstler Zutritt. Wem diese Eigenschaft mangelt, dem öffnet weder Stand noch Rang, noch selbst die nächste Verwandtschaft, den Eingang in seinen Kunsttempel. Eine solche Maassregel mit Consequenz durchzuführen, ist übrigens ein Leichtes, wenn man den wahren und eigentlichen Zweck der Tonkunst begriffen, und sie als einen, Geist und Gemüth erhebenden, Cultus behandelt, in den auch andere Empfängliche eingeweiht werden sollen.

nur Beethoven allein. Indessen hat man ja aus dem Verlaufe seiner Lebensgeschichte gesehen, wie und woher es kam, dass er sowohl an der Ausführung dieses, wie manch anderen wichtigen Vorhabens gehindert wurde. Wenn ich mir daher erlaube, hier Einiges mitzutheilen, was ich nach seinen mündlichen Aeusserungen über Inhalt, Auffassung und Vortrag seiner Werke notirte, oder was sein lebendiger Unterricht in mir zurückliess, so geschieht es in der gerechten Vermuthung, dass man das Mitgetheilte zunächst prüfen, dann erst beurtheilen werde. Dass man mich vielleicht der Anmassung beschuldigen werde, erwarte ich schon deshalb nicht, weil es doch sehr Vielen eine bekannte Sache geblieben, dass ich durch meine enge Verbindung mit Beethoven, und zwar in den wichtigsten Momenten seines Lebens, wirklich in den Besitz solcher Facta gekommen seyn müsse, und dass ich durch 13 Jahre, die bereits nach seinem Tode verflossen, noch immer nicht geeilt habe, etwa aus eiteler Ruhmbegier, Mittheilungen dieser Art zu machen. Und aufrichtig gestanden, so drückt mich dieses geistige Vermächtniss meines Freundes noch bis zu diesem Momente nicht, um nun etwas daraus mitzutheilen, geschähe dies nicht aus der festen Ueberzeugung, dass diese Mittheilungen eben jetzt zur rechten Zeit kommen dürften, wo die Beethovensche Klaviermusik gerade wegen ihres geistigen Inhaltes von dem Sinnlichen unserer Tage, wie auch von der auf's weiteste getriebenen Mechanik des modernen Klavierspiels verdrängt, ja beinahe ganz vergessen gemacht wurde; und seine Instrumental-

Musik ebenfalls eine Metamorphose erlitten, welche der Meister theils selbst veranlasst, theils auch der herrschende Zeitgeist, der sich ungescheut an allem Erhabenen versündigt und selbst das Heiligste zu profaniren nicht Anstand nimmt, herbeigeführt hat.

Letzteres, nämlich Beethoven's Antheil an der Metamorphose seiner Instrumental-Musik, besonders seiner Sinphonien, dürfte hier aus manchen Gründen zuerst anschaulich gemacht werden müssen. Er betrifft einzig und allein *die Metronomisirung jener Werke.*

Wer Matheson's „Vollkommenen Kapellmeister" kennt, weiss, dass dieser musikalische Literator schon vor 100 Jahren gelehrt hat *): *dass sich das Zeitmaass (Tempo) bei jedem grossen Werke stets nach dessen Besetzung im Orchester und Chor richte; daher, je grösser die Masse der Singenden und Spielenden, desto gemässigter das Tempo,* nach dem einfachen Grundsatze: *die Masse bewegt sich immer schwerfällig.* Soll nun aber die Deutlichkeit bei'm Vortrage eines Musikstückes das erste und nothwendigste Postulat seyn, so versteht es sich von selbst, dass die Vorzeichnung des Tempo nur bedingungsweise zu nehmen sey, und dass folglich ein Allegro vivace mit einem Orchester von 120 Spielenden sich schon bedeutend modificire, wenn dasselbe Allegro vivace von dem Componisten ursprüng-

*) Matheson's „Vollkommener Kapellmeister" erschien 1739 in Hamburg.

lich nur für sechszig metronomisch berechnet wurde. Was hier gleichsam Bedingung des zu erhaltenden Effects ist, hört auf dort es zu seyn, indem dieser durch die verdoppelte Kraft schon a priori gesichert ist, wenn überhaupt eine ruhigere Bewegung der Masse ihn sichern hilft.

Wie selten dieser Grundsatz, ein Orchester zu leiten, von den Dirigenten gekannt ist, kann man leider nur zu oft sehen, selbst bei solchen, die als Autoritäten im Directions-Fache gelten. So habe ich diese Ignoranz ebenfalls nur zu oft beim Vortrage Beethovenscher Werke bemerken müssen; *daher auch immer die Wirkung wie die Ursache.* Der Vortrag, aller Besonnenheit und Klarheit ermangelnd, war nur mehr ein tolles Abjagen jener unsterblichen Werke. In diesem Verfahren liegt natürlich die offenbarste Unkenntniss des erhabenen Geistes jener Dichtungen, aber auch zugleich die Ursache ihrer Profanation; — folglich ihre frühzeitige Abnutzung, denn mit Gewalt wird auf diese Weise die Würde und der tiefbedeutende Ernst aus manchem Satze vertrieben, sobald dessen breiter Rhythmus durch eine zu schnelle Bewegung in einen Tanz-Rhythmus umgewandelt wird, und der Instrumenten-Lärm ferner noch alles Edle aus dem Werke verbannt. Hierin liegt der Hauptgrund dieser Metamorphose, welche die erhabenste Poesie in ordinaire Prosa umzuwandeln im Stande ist, und dies oft noch im Schweisse des Angesichts der Spielenden. Wie wäre es daher wohl möglich, dass bei solchen Missgriffen selbst der auf-

merksamste Zuhörer noch ernst gestimmt bliebe, und für die Erhabenheit der Idee empfänglich gemacht würde? *)

Beethoven hat diese Umwandlung an seinen Werken noch erlebt, und sie selbst gesehen, als er einst der Aufführung seiner A-dur Sinphonie von dem Orchester des grossen Musik-Vereins in Wien beiwohnte, wobei besonders der zweite Satz „Allegretto" durch das dabei genommene zu schnelle Zeitmaass seinen Aerger erregte. Doch hat es sich bei näherer Untersuchung ergeben, dass der Dirigent das jenem Satze vorgesetzte metronomische Zeichen beobachtet, aber auf Matheson's Lehre keine Rücksicht genommen habe. In meinem hier oben erwähnten Artikel über diese Sinphonie zeigte ich jenes Factum mit folgenden Worten an: „Bei einer der Aufführungen die-„ser Sinphonie in den letzten Lebensjahren Beethoven's „bemerkte dieser mit Unwillen, dass dieser Satz „(Allegretto) ungemein rasch genommen, daher des-„sen Charakter ganz zerstört wurde. Er glaubte dem „Vergreifen dieses Tempo dadurch abzuhelfen, wenn

---

*) Anbei dürfte es interessant zu hören seyn, wie es Mozart mit der Aufführung seiner Werke erging. Wir lesen es S. 527 in seiner Biographie, herausgegeben von Herrn von Nissen und Mozart's Wittwe. „Ueber Nichts klagte Mozart „heftiger, als über „Verhunzung" seiner Compositionen, „hauptsächlich durch Uebertreibung der Schnelligkeit des „Tempo. *„Da glauben sie, hierdurch soll es feurig wer-„den; ja, wenn's Feuer nicht in der Composition steckt, „so wird's durch's Abjagen wahrlich nicht hinein ge-„bracht."* (Mozart's eigene Worte.)

„er es in Zukunft mit „Andante quasi Allegretto“
„bezeichne, mit Beifügung des Metronoms ♩ = 80,
„wie ich es in seinem Notaten-Buche angezeigt be-
„sitze.“ —

Es fehlte überhaupt nicht an Klagen über Vergreifung der Tempi bei den Concerten des grossen Musikvereins, zumal die oberste Leitung stets in Händen von Dilettanten sich befand, die so grosse Massen zu leiten und zu beherrschen ungeübt waren. Diese Klagen brachten Beethoven eines Tages zu der höchstwichtigen Aeusserung: *er habe seine Sinphonien für kein so grosses Orchester geschrieben, als der Wiener Musikverein gewöhnlich aufstellt* *), *weil er überhaupt keine Lärmmusik geschrieben haben wolle. Er verlange für seine Instrumentalwerke nur ein Orchester von ungefähr sechszig guten Musikern, indem er überzeugt sey, dass nur diese Zahl die schnell wechselnden Schattirungen im Vortrage richtig geben könne, mithin der Charakter jedes Satzes sammt seinem poetischen Inhalte nicht verletzt werde.* Wenn ich zur Begründung dieser Aeusserung anführe, dass Beethoven nur allein für eine gelungene Aufführung seiner Werke in seinem Geiste bei den Concerts spirituels besorgt war, deren Orchester ungefähr die von ihm verlangte Zahl enthielt, und jene von dem grossen Musikverein fast

*) Die Lokalität des grossen kaiserl. Redouten-Saales, in welchen die Concerte des Musikvereins statt haben, bedingt ein so stark besetztes Orchester.

ganz unbeachtet liess, so möge dieses das Nachdenken über seine Aeusserung erleichtern. Und hat er die Doppelzahl schon missbilligt, was würde er nun erst zu der drei- und vierfachen Zahl bei unsern modernen Musikfesten sagen, wo er noch hier und da gewahren müsste, dass seine Sinphonien und Ouverturen überdies noch mit einem Ripien-Orchester, wie es nur bei Oratorien zulässig ist, aufgeführt werden, somit der Lärm erst vervollständigt wird? Sogar Herr Ries hat diese Sinphonien auf den Niederrheinischen Musikfesten mit einem Ripien-Orchester aufgeführt, wovon ich mich einstmals selbst überzeugt habe. Dabei würde Beethoven wohl ausgerufen haben: Mein lieber Schüler, wie wenig verstehst du mich! — Nur einige wenige Sätze aus Beethoven's Sinphonien, als z. B. der letzte von der C-moll, der letzte von der A-dur und der letzte Satz von der neunten Sinphonie eignen sich für ein Orchester, worin die Zahl sechszig verdreifacht oder vervierfacht werden könnte.

Die selbst gemachte Bemerkung und die von vielen Orten eingelaufenen Berichte über, in Folge des unrichtigen Ergreifens der Tempi, misslungene Aufführungen seiner Sinphonien, veranlassten Beethoven im Winter von 1825 auf 26 in meinem Beiseyn dem Uebel nachzuspüren, und es ergab sich, dass er viele der metronomischen Bezeichnungen in den gedruckten Partituren unrichtig, zu viel übereilt fand, ja viele davon für nicht von ihm herrührend erkennen wollte. Hier kommt zu bemerken, dass die

Sinphonien von No. 1. bis inclus. No. 6. vor Erfindung des Mälzel'schen Metronoms veröffentlicht wurden, und nur die Beisetzung des Metronoms zu den Partituren der siebenten und neunten Sinphonie rührt sicher und gewiss von Beethoven her. Ob er auch die achte Sinphonie (wovon die Partitur erst vor kurzem erschienen) selbst metronomisirte, ist mir nicht gewiss bekannt. Ich erinnere mich nicht, ihn darüber sprechen gehört zu haben, obwohl über das Werk selbst mancherlei zwischen uns verhandelt wurde.

(Eben so verhält es sich auch mit seinen Sonaten. Nur die nach Erfindung des M. Metronoms gedruckten haben den Beisatz des Metronoms von Beethoven's eigener Hand. Deren sind kaum fünf, als Op. 106, 109, 110 und 111. Die Metronomisirungen der anderen Sonaten in den vielerlei Ausgaben zeigen, dass Jenen, von denen sie herrühren, der Geist der Beethovenschen Muse eben so fremd geblieben, wie uns Erdbewohnern fremd ist, was im Mond oder im Saturn vorgeht. Und haben selbst Klavier-Virtuosen vom ersten Rang sich erlaubt, sich als Interprets oder Gesetzgeber in Beethoven's Musik aufzuwerfen, (denn ist das metronomische Zeichen nicht gleich einem angeführten Paragraph des Gesetzbuches zu betrachten, der um einen gewissen Rechtsfall zu beurtheilen voran gestellt wird; der Metronom, um mittelst der diktirten Bewegung der sicheren Auffassung eines Tonstückes zu Hülfe zu kommen? und führt eine richtig angegebene Bewegung den sinnigen Musiker

nicht auf den sicheren Weg in den Geist eines Tonstückes einzudringen, während eine unrichtige Bewegung ihn weit vom Weg abführt?) haben — sage ich — selbst Klavier-Virtuosen ersten Ranges sich erlaubt, Beethovensche Musik zu metronomisiren, so muss man diese Herren vorab bedauern, allen Verehrern des grossen Meisters aber laut zurufen: lasst euch von keinem Virtuosen, der sein Lebelang nur bemüht gewesen, schwere Passagen zu üben, um die Mechanik der Finger auszubilden, Sonaten von Beethoven vorspielen, die nicht gerade auf Bravour berechnet sind (deren Gottlob nur sehr wenige sind), um euch daran ein Muster im Vortrage und in der Auffassung zu nehmen. Wahr sprach Beethoven, wenn er sagte: dass mit der Geläufigkeit der Finger jenen Herren gewöhnlich auch aller Verstand und Empfindung davon laufe. Was macht ein solcher Bravour-Spieler mit den tiefempfundenen und einfachen Melodien Beethoven's? das, was z. B. Herr Liszt mit vielen von F. Schubert's Liedern gethan; was Paganini mit der einfach grossen Cantilene der Rhode'schen Concerte gethan, was Rubini mit Beethoven's Adelaide gethan. Erkennet ihr noch in dieser heillosen Verbrämung und Verzerrung das Original, und nennet ihr das gut, schön und recht? heisst das nicht die Wahrheit auf das empfindlichste verletzen? —

Um nur ein Beispiel solcher Versündigung an Beethoven's Muse mittelst Metronomisirung durch Virtuosen-Hand zu geben, setze ich das metrono-

mische Zeichen von zwei Sonaten (Op. 27.) der allerneuesten Wiener- und Londoner Ausgaben hier an, bei deren Anblicke man die Hände falten, bei'm Anhören aber dieser Sonaten nach jener met. Bezeichnung man versucht wäre, alle Klavier-Virtuosen in den Bann zu legen, wozu es ausser diesem noch viele andere Ursachen gibt; denn sind sie es nicht, die dem Geschmacke an wahrhaft guter und klassischer Musik in letzter Zeit durch ihren romantischen und nicht romantischen Firlefanz jene unheilvolle Richtung gegeben, die bald alle gute Musik einem sichern Siechthum entgegen führen wird, wenn dieses nicht schon eingetreten ist? ist ihr Handwerk (nicht mehr Kunst) nicht einzig und allein dahin gerichtet: blos der Menge zu gefallen, und desshalb tief zu ihr sich herabzulassen? existirt wohl seit Hummel's Tode ausser F. Mendelssohn-Bartholdy noch ein Klavier-Virtuose (um nur von Deutschen zu reden), der, selbst hochstehend, sich das ehrenvolle Ziel stecke, seine Zuhörer fortan zu sich zu erheben, welche Anforderung die Kunst an alle ihre Geweihten macht, gleich viel, ob Künstler oder Dilettant? Es wäre doch wahrlich zu betrübt, wenn Schiller's bedeutungsvolle, durch die Kunstgeschichte bestätigten Worte: „So oft die Kunst fiel, ist sie nur durch „die Künstler gefallen“ sich nun wieder in vollem Maasse bewahrheiten sollten!

Die Sonate in Cis-moll Op. 27. No. 1. (Mondschein-Sonate)

erschien in der neuesten Wiener Ausgabe bei T. Haslinger folgendermaassen metronomisirt:

I. Adagio ♩ = 60. II. Allegretto 𝅗𝅥. = 84.
III. Presto agitato 𝅗𝅥 = 92.

In der Londoner Ausgabe sämmtlicher Klavierwerke Beethoven's, herausgegeben von J. Moscheles, — (Braunschweig bei Spehr) erscheint dieselbe Sonate mit diesem Metronom:

I. Adagio ♩ = 60. II. Allegretto 𝅗𝅥 = 76.
III. Presto agitato 𝅗𝅥 = 92.

Sonate in Es dur Op. 27. No. 2.

In der Wiener Ausgabe:

I. Andante ♩ = 72. II. Allegro 6/8 ♩. = 116. III. Allegro molto vivace 3/4 𝅗𝅥. = 138. IV. Adagio ♪ = 69. V. Finale. Allegro vivace ♩ = 160.

In der Londoner Ausgabe:

I. Andante ♩ = 69. II. Allegro 6/8 ♩. = 104. III. Allegro molto viv. 3/4 𝅗𝅥. = 126. IV. Adagio ♩ = 76. V. Finale. Allegro viv. ♩ = 132.

Welch Babel von Verirrung der Gefühle und Verwirrung in dem Begriffe jenes heiligen Vermächtnisses des unsterblichen Beethoven an die späte Nachwelt! und so geht es durch alle Werke in jenen neuen Ausgaben fort. (In beiden weicht auch bei Op. 27. Titel und Dedication ab, wie selbe von

Beethoven in der Original-Ausgabe besonders bei No. 1. angegeben sind: „Sonata quasi Fantasia dedicata alla Madamigella Contessa Giulietta di Guicciardi.) Wer wird nicht mit tiefem Leid fühlen, dass ein solches Verfahren zunächst zur Profanirung jener Werke führt und Virtuosen-Kunststücke daraus gemacht werden? — Doch gestehe ich gerne, dass sich einige Tempo-Bezeichnungen in der Londoner Ausgabe doch etwas mehr der Wahrheit nähern, als in der Wiener.

Von nun an kann aber Niemand mehr eine Beethovensche Sonate spielen, der nicht zuvor alle Finger- und Hände-verrenkenden Études der modernsten Virtuosen jahrelang geübt hat; denn was wird heutzutage aus einem einfachen „Allegro", wie es sich Mozart und Beethoven gedacht? — nichts mehr als ein Presto; und so stufenweise weiter. Aber ganz recht; man muss auf diese Weise jene bereits veralteten Grossmeister unserm Geschmacke näher bringen!

Es ist die Zeit noch gar nicht ferne, wo ein fleissiges Ueben der Aloys Schmidt'schen und nachher der John Cramer'schen Études jedem geistbegabten Klavierspieler den Zugang zu den schwersten Werken Beethoven's eröffnet hat, und wollte er noch mehr mechanische Fertigkeit erlangen, um noch mehr sichere Bahn zu haben, so setzte er sich an die Études von Hummel oder Moscheles oder Kalkbrenner. Wozu nutzen aber diese heute noch? nicht um die ersten drei Sonaten von Beethoven

nach der neuesten Mode vortragen zu können. „Wo „bleibt aber Gefühl und Empfindung, die doch Raum „haben wollen um sich auszudrücken, zu welchem „Zwecke der Ton an gewissen Stellen auch singen „und öfters sogar verklingen soll?“ — Was Gefühl, was Empfindung, was Raum! Man spiele nur die Beethovenschen Klavierwerke mit jener neuesten Metronomisirung, und man wird sich überzeugen, dass Gefühl und Empfindung, und wie das andere noch alles heisst, nicht mehr Raum brauchen, als ihnen die schnellste Fingerfertigkeit dort übrig lässt, die selbst den Vortrag des Adagio nicht mehr ausschliesst.

Was ist bei solchem Stand der Dinge Besseres zu rathen, als: hütet euch vor allen Metronomisirungen, von wem sie immer herrühren mögen, weichet ihnen gleich verführerischen Irrlichtern aus, geht mit bestem Willen und gehörigen Vorkenntnissen an's Werk, und dehnet den hier weiter unten angeführten Ausspruch Beethoven's: „Gar kein Metronom!“ u. s. w. auf seine sämmtlichen Werke aus; damit gelanget ihr sicher an das gewünschte Ziel, ohne eure eigenen Gefühle zu verläugnen und sie fremden nachzustellen! —)

Es ergab sich ferner bei jenen von Beethoven angestellten metronomischen Nachforschungen, dass die Metronome selbst unter einander nicht genau übereinstimmten, welcher Uebelstand durch deren schrankenlose Nachmachung seitdem nur vermehrt wurde. Er überzeugte sich, dass z. B. der vierte Satz der

C-moll Sinphonie mit der metronomischen Bezeichnung 𝅗 = 84, im hohen Grade übereilt, alle Würde und Erhabenheit verliere; dass der vierte Satz der B-dur Sinphonie „Allegro ma non tanto“ mit der metronomischen Bezeichnung, die mit der Bedeutung der italiänischen Worte im grellsten Widerspruch steht, nur ein „Pêle-mêle“ geben könne, weil die Streichinstrumente die fortlaufenden sechszehntheiligen Figuren in solcher Rapidität nicht klar und deutlich zu Gehör zu bringen im Stande sind u. s. w. Er sah nun die Nothwendigkeit ein, eine andere Metronomisirung sorgfältigst auszuarbeiten, die namentlich in den meisten Allegro-Sätzen ein gemässigteres Zeitmaass angeben sollte. Jedoch überhäufte Arbeit und die verschiedenen widrigen Schicksalsschläge, die man aus seiner Lebensgeschichte schon kennt, hielten ihn auch von dieser wichtigen Maassregel ab. Dazu kam noch, dass er sich jedesmal nur ungern an dieses „Geschäft“ machte, wie er das Metronomisiren nannte. Die meisten Verleger seiner letzten Werke werden wissen, wie sie die metron. Bezeichnung von ihm immer zuletzt, und dieses häufig erst nach mehreren Executions-Schreiben erhalten konnten. Dieselbe Bestätigung geht auch aus seinen Briefen vom 16. und 30. April 1819 an Herrn Ries nach London deutlich hervor. *) Noch mehr, wenn Beethoven ein und das-

*) „Die Tempo's nach Mälzel's Metronom bei der Sonate erhalten Sie mit nächster Post“, sagt Beethoven dort in dem Briefe vom 30. April. Warum denn nicht gleich mit dem Manuscript? — Es galt ein mechanisches Geschäft, und dazu war Beethoven den 30. April nicht aufgelegt, und am nächsten Posttage sicherlich auch noch nicht.

selbe Werk zweimal metronomisirte, so waren die Tempi jedesmal anders bezeichnet. Am auffallendsten that er das mit der neunten Sinphonie, die er einmal für den Verleger, und nach Monaten wieder für die philharmonische Gesellschaft in London metronomisch bezeichnete. *) Alle Tempi waren anders, theils langsamer, theils geschwinder, und als ich zufällig die erstgemachte Bezeichnung für die Herren Schott fand und sie ihm vorlegte, da wurde er unwillig und sagte: „*Gar kein Metronom! Wer richtiges Gefühl hat, der braucht ihn nicht, und wer das nicht hat, dem nützt er doch nichts, der läuft doch mit dem ganzen Orchester davon.*“ Eine Wahrheit, bestätigt durch unzählige Erfahrungen! Möchte sie nur jeder Dirigent erkennen, und wenn er noch dazu des alten Matheson's Lehre befolgt, so werden die Werke Beethoven's, wie aller grossen Meister, niemals in's Gemeine herabgezogen werden, und man wird sohin auch zugleich für ihre Reinheit und Unvergänglichkeit gesorgt haben, was unser Aller Pflicht ist.

Mit wahrer Freude habe ich in dieser Beziehung vernommen, in welch besonnenem und gemässigtem Zeitmaass Herr Direktor Habeneck die Beethovenschen Werke in den Concerten des Conservatoire zu Paris vortragen lässt. Beethoven hörte bei

*) Man erinnert sich aus der dritten Periode, dass Beethoven seinem Briefe vom 18. März 1827 an Moscheles diese Metronomisirung beigelegt hat, während die neunte Sinphonie, zu der sie gehörte, schon lange in London war.

seinen Lebzeiten immer das Gegentheil von dorther, von Quadrillen und Tänzen, denen seine Musik gleich kommen solle. Mochte aber doch gleichwohl dort wie in Deutschland die Ursache an der unrichtigen Metronomisirung gelegen haben, an die man sich mit Ehrfurcht festhielt, bis der rechte Mann in der Person des Herrn Habeneck kam, das Grundübel erkannte, und von da an das Rossinische „Efetto! Efetto!" nicht mehr mit der Würde und Grösse Beethovenscher Poesien als identisch lehrte.

Möchte doch die himmlische Muse unter den französischen Tonkünstlern nur bald auch einige wenige erstehen lassen, die frei von den Banden der herrschenden Mode und fern von Egoismus, mit reinem Gemüthe und tiefpoetischem Blicke Beethoven's Klaviermusik erfassen, und diesen ewigen, heiligen Born den von der Muse Geweihten eröffnen. Was der geniale Herr Franz Liszt Rühmenswerthes hierin bis nun unter den französischen Künstlern geleistet, und wie tief er in den Geist Beethoven's eingedrungen, ist bekannt. Allein die Kräfte eines Einzigen reichen nicht aus, um diese ewigen Wahrheiten weit um sich her zu verbreiten. Bisher ist diese Quelle den allermeisten französischen Künstlern noch ganz unbekannt, wie ich mich oft zu überzeugen Gelegenheit hatte, und davon trägt nichts so viel die Schuld, als der bis zum Nonsens ausgebildete Mechanismus des Klavierspieles, von welchem Beethoven schon vor Jahren

mit Recht fürchtete, *er werde alle Wahrheit der Empfindung aus der Musik verbannen,* wie man aus seinem Briefe vom 16. Juli 1823 an Herrn Ries, wo er von gewissen „Allegri di bravura“ spricht, „die den Mechanismus gar zu sehr befördern, daher er ihr Freund nicht sey“, deutlich ersieht. Was die französischen (und mit ihnen wohl auch die meisten deutschen Klavierspieler) in Beethovenscher Klaviermusik bis jetzt gethan, beschränkt sich blos auf solche Werke, die dem Mechanismus allein Raum geben sich zu zeigen. Das sind aber gerade jene, die wohl ein Uebermaas von Phantasie enthalten, an Geist und poetischem Werthe jedoch der Mehrzahl seiner Klavierwerke nachstehen, welch letztere auch weit schwerer zu fassen und vorzutragen sind, als die einen höheren Grad von Fingerfertigkeit erfordernden. Das Paradepferd aller Klavierspieler mit geläufigen Fingern, die Sonate Op. 57., ist es unter den Sonaten, ohne Begleitung, welche die Opus-Zahl 30. überschreiten, fast nur allein, an der sie ihren Muth abkühlen, und ich spreche nur aus vieler Ueberzeugung, wenn ich behaupte, dass unter hundert Klavierspielern, deren Sinn blos an dem Modetand hängt, kaum zwei zu finden sind, denen ausser jenem Opus 57. noch ein anderes bekannt ist. Von den Sonaten von Op. 2 bis incl. 30. sind es aber auch nur einige wenige, die sich der Ehre rühmen können, von der fashionablen Legion der Klavierspielenden gekannt zu seyn. Die Götzen dieser Legion gehören nicht den Unsterblichen an, und stehen, wenn wir ihre Er-

zeugnisse vom Standpunkte der Kunst, nicht der Künstelei betrachten, ziemlich auf gleicher Höhe mit jenen Tageshelden, die die Füsse der Menge in Bewegung zu setzen verstehen.

Der Grund dieser geringen Bekanntschaft mit den Beethovenschen Sonaten ist (auf deutschem Boden) wohl kein anderer, als weil die Lehrer diese Werke ihren Eleven gewöhnlich viel zu früh vorlegen. Sie vergessen, dass die höchste Poesie eine bedeutende Summe von Kenntnissen und Erfahrungen, wie nicht minder einen gewissen Grad von *Reifheit des inneren Menschen* voraussetzt, ohne welchen alle Mühe, mit Gewalt zu ihrem Verständniss zu gelangen, vergebens bleibt, und nur Widerwillen erzeugt. Das Studium der Beethovenschen Musik soll erst bei weit vorgerückter Bildung (mit der jedoch wissenschaftliche Bildung und eine möglichst feine Erziehung Hand in Hand gehen müssen, letztere vielmehr längst vorausgegangen seyn soll), ernstlich begonnen werden; ausser diesem wird sie bei Jenen, die wenig Empfänglichkeit für musikalische Poesie besitzen, nur ermattend wirken. *Aus tiefem Gemüthe entsprungen, ist sie auch nur für tiefe Gemüther fasslich und von Nutzen.*
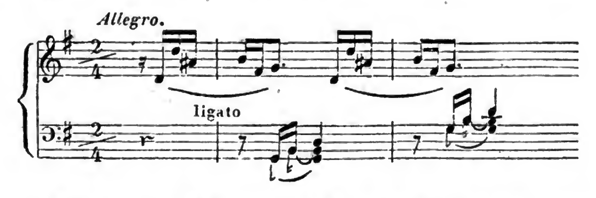
Und nun zu den Sonaten.

Beschränken sich die gegebenen Andeutungen über Inhalt und Vortrag nur auf wenige dieser Werke, so mögen sie einstweilen doch genügen. Dem
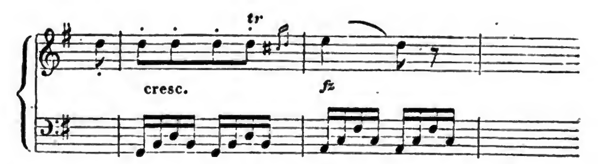
sinnigen Musikfreunde dürften sie jedenfalls Stoff zum Nachdenken geben, um nicht nur diese Werke deutlicher zu durchschauen, sondern zugleich mit diesem Schlüssel sich den Zugang zu mehreren anderen Werken jener Gattung zu verschaffen, die dieselben Seelenzustände enthalten.

Eines der inhaltreichsten und leider wenigst gekannten Werke ist Op. 14., zwei Sonaten, die erste in E-dur, die andere in G-dur. Beide diese Sonaten haben einen Dialog zwischen Mann und Frau, oder Liebhaber und Geliebte zum Inhalt. In der zweiten Sonate ist dieser Dialog wie seine Bedeutung prägnanter ausgedrückt, und die Opposition der beiden eingeführten Hauptstimmen (Principe) fühlbarer noch als in der ersten Sonate. Beethoven nannte diese beiden Principe das „bittende und das widerstrebende.“

Gleich die Gegenbewegung in den ersten Takten zeigt die Opposition beider an:
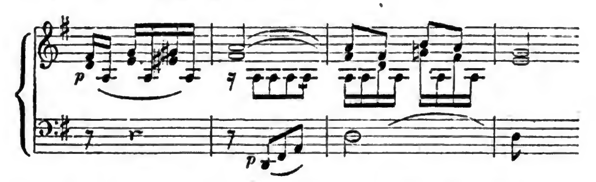


Mit einem sanft beschwichtigenden Uebergang vom Ernst zu einem zarteren Gefühle tritt im 8ten Takte das bittende Princip allein auf:
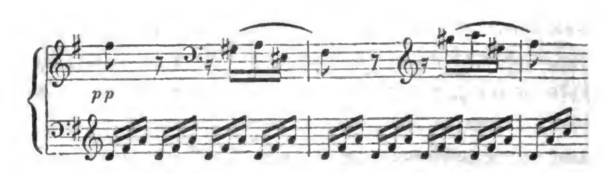


fleht und schmeichelt so fort bis zum Mittelsatz in D-dur, wo beide Principe wieder einander gegenüber treten, aber nicht mehr mit dem Ernste als sie begonnen. Das widerstrebende wird schon anschmiegend und lässt Ersteres ungestört die begonnene Phrase (Passage) beendigen.

In der folgenden Phrase:
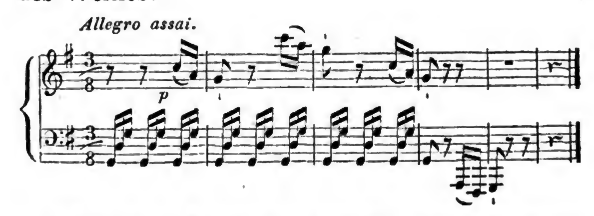


nähern sich beide, und das gegenseitige Einverständniss wird bei der gleich darauf erfolgenden Cadenz auf der Dominante schon fühlbar.

Im zweiten Theile tritt wieder die Opposition in der Moll-Tonart der Tonica ein, und das widerstrebende Princip wird in der in As-dur beginnenden Phrase besonders vorlaut. Nach dem darauf folgenden Ruhepunkte auf dem Dominant-Accorde von Es beginnt der Kampf auf's neue, und erst in der beruhigenden Phrase:



scheint sich eine Uebereinstimmung zwischen Beiden vorbereiten zu wollen, denn Beide wiederholen mehrmals dieselbe Idee, die einer Frage gleicht, anfangs leise und in längeren Pausen, dann schnell auf einander folgend. Das Eintreten in die Tonica des Haupt-Motivs macht den Streit wieder von vorn beginnen, die Gefühle wechseln wieder wie im ersten Theile, aber die gehoffte Uebereinstimmung am Schlusse des Satzes bleibt noch — in suspenso. Sie erfolgt erst befriedigend mit einem verständlich ausgesprochenen Ja! des widerstrebenden Princips am Schlusse des Werkes:



Hatte wohl Beethoven Unrecht, wenn er sagte: die poetische Idee, die ihm bei diesem Werke vorschwebte, liege auf der Hand? Ist die Erklärung jeder einzelnen Phrase nicht ganz natürlich? — Man gehe nur mit dieser Andeutung an das Werk selbst und prüfe. — Die volle Wahrheit und Gewissheit der Intentionen des Componisten erhält man aber

erst durch den Vortrag, der gleichwohl so schwierig ist, wie man sich kaum vorstellt. Namentlich sind es die, eine schnellere oder langsamere Bewegung anzeigenden Worte, als rittardando, accellerando, und andere noch, die bei dem wunderbar nuancirten Vortrage Beethoven's in der gewohnten Bedeutung gar nicht ausreichen, und er wäre dieserwegen bei der beabsichtigten Bearbeitung mehrerer Werke in ähnlicher Art, auf grosse Hindernisse gestossen, die er auch wohl voraussah.

Herr Ries sagt unter andern über den Vortrag Beethoven's, als er S. 106 s. Notizen von der Sonate pathetique spricht, Folgendes: „Im Allgemeinen „spielte er selbst seine Compositionen sehr launig, „blieb jedoch meistens fest im Takte, und trieb nur „zuweilen, jedoch selten, das Tempo etwas. Mitunter „hielt er in seinem Crescendo mit Rittardando das „Tempo zurück, welches einen sehr schönen und „höchst auffallenden Effect machte. Beim Spielen gab „er bald in der rechten, bald in der linken Hand irgend einer Stelle einen schönen, schlechterdings „unnachahmlichen Ausdruck; allein äusserst selten „setzte er Noten oder eine Verzierung bei.“ — Ja wahrlich unnachahmlicher Ausdruck! Was namentlich die Sonate pathetique unter Beethoven's Händen wurde (obgleich er am reinen Spiel manches zu wünschen übrig liess), das musste man gehört und wieder gehört haben, um sich genau orientiren zu können, dass es dasselbe, schon bekannte Werk sei. Ueberhaupt wurde Alles und Jedes, von seiner Hand

15 *

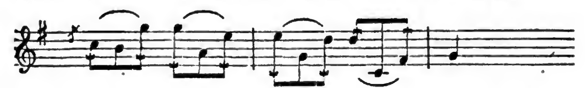
vorgetragen, zu einer neuen Schöpfung, wobei sein stets gebundenes Spiel wesentlich mitwirkte, das zu seinen besonderen Eigenheiten im Vortrage gehörte. *) Was ich selbst von Beethoven immer vortragen hörte, war mit wenig Ausnahme stets frei alles Zwanges im Zeitmaasse; ein „Tempo rubato" im eigentlichsten Sinn des Worts, wie es Inhalt und Situation bedingte, ohne aber nur den leisesten Anklang an eine Carricatur zu haben. Es war die deutlichste, fasslichste Declamation, wie sie in dieser hohen Potenz vielleicht nur aus seinen Werken heraus zu studiren seyn dürfte. Seine älteren Freunde, die der Entwickelung seines Geistes nach jeder Richtung hin aufmerksam gefolgt sind, versicherten, dass er diese Vortragsweise erst in den ersten Jahren seiner dritten Lebensperiode angenommen, und von der früheren weniger nuancirten ganz abgewichen sey; woraus hervorgeht, dass sein Forschungssinn schon damals die Mittel und Wege gefunden hatte, dem Laien wie dem Geweihten die Pforten zu den Mysterien seines Geistes sicher zu erschliessen. — Wie die Sonaten, so wollte er auch seine Quartett-

*) Bei'm Unterrichte lehrte Beethoven: „die Hände stets an- „legen an die Klaviatur, damit die Finger sich nicht mehr „als nöthig heben können, denn nur bei dieser Methode „wird es möglich, Ton zu erzeugen und singen zu „lernen." Das abgestossene Spiel, besonders im Vortrage von Passagen, hasste er, und nannte es „Fingertanz" oder „die Hände in der Luft führen." Vieles in seinen Werken, über dem zwar kein Bindungszeichen steht, ist demnach gebunden vorzutragen, was wohl ein gebildeter Geschmack von selbst auffinden wird.

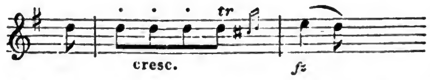
Musik vorgetragen wissen, die nicht minder ähnliche Seelenzustände malt, wie der grössere Theil seiner Sonaten. Von diesen letzteren sind jedoch auch mehrere durchaus streng im Takt zu halten, und lassen keine oder doch nur wenige Abweichungen schicklich zu, noch weniger bedingen sie selbe. Es sind dies jene, deren Vortrag das sogenannte Bravour-Spiel erfordert, als z. B. Op. **106.**, **111.**, auch **57.** und andere noch.

So viel ich es mit Worten im Stande bin, werde ich nun zu bezeichnen versuchen, wie Beethoven beide obige Sonaten vortrug, und schicke blos die Bemerkung voraus, dass er die beiden Principe in der Declamation immer so zu scheiden wusste, wie es nur das biegsame Organ des Declamators einem Dialog zu geben vermag.

Das Allegro im Eingange ergriff er feurig und stark. Schon im sechsten Takte und in den folgenden:



liess er ein Abnehmen der Kraft und ein kleines Ritardando eintreten, den Vortrag des b i t t e n d e n Princips sanft vorbereitend. Der Vortrag der Phrase:



war so überaus schön nuancirt, besonders durch Zurückhalten und sanftes Hinübertragen einzelner Noten in der Stelle:



dass man die um Erreichung ihrer Wünsche flehende Geliebte gleichsam lebendig vor sich sah und reden hörte. Erst bei der folgenden Stelle:



accentuirte er die vierte Note stärker und zeigte eine fröhlichere Stimmung, ergriff in dem folgenden chromatischen Lauf das erste Zeitmaass, und hielt es fest bis zu der Phrase:
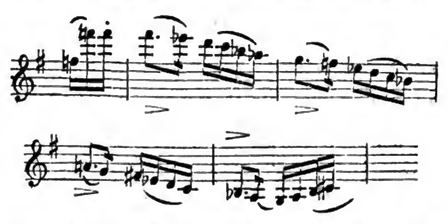


die er im Tempo Andantino mit schöner Markirung des Basses und der dritten Note in der Oberstimme, wie ich es im Beispiele hier bezeichne, damit beide Principe sich dem Ohre des Hörers deutlich von einander scheiden, begann, bis im neunten Takte der Bass:
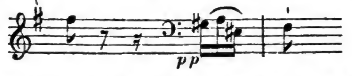


vorwärts drängte, und die gleich folgende Cadenz auf der Dominante schon wieder im ersten Tempo schloss, das bis zum Schluss des ersten Theils so fort geblieben.

Im zweiten Theile leitete Beethoven die Phrase in As-dur mit einem Rittardando der vorausgehenden zwei Takte ein. Diese Phrase trug er ziemlich stürmisch vor, wodurch das Gemälde eine stark hervortretende Färbung erhielt. Höchst launig nuancirte er die folgende Phrase in der Oberstimme durch länger als vorgeschriebenes Zurückhalten und starkes Markiren der ersten Note in jedem Takte:



während die linke Hand schön nachgab und sich anschmiegte.

Die darauf beginnende Passage hielt er brillant, und in ihrem letzten Takte trat mit dem Decrescendo ein Rittardando ein. Die nun folgende Phrase:
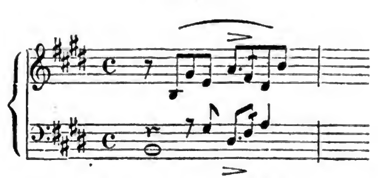


begann im Tempo Andante; im fünften Takte trat ein leises Accelerando mit verstärkter Kraft ein und der sechste Takt hatte schon wieder das ursprüngliche Zeitmaass. Die Bewegungen im weiteren Verfolg des ersten Satzes glichen dem ersten Theile.

So vielerlei Bewegungen in diesem Satze erfolgten, so waren sie doch alle schön vorbereitet,
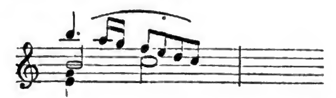
und die Farben in einander verschmolzen, nirgends eine schnelle Abänderung, die er wohl in andern Werken öfters eintreten liess, damit den Schwung der Declamation erhöhend. Wer den Sinn dieses Satzes sohin erfasst, dem wäre auch zu rathen, den ersten Theil nicht zu wiederholen, denn durch diese erlaubte Abkürzung wird der Genuss des Zuhörers unstreitig noch mehr erhöht, dem die öfter wiederkehrenden Phrasen Abbruch thun könnten.

Es würde zu weit führen, nur die Hauptumrisse dieser Sonate in allen drei Sätzen ausführlich zu besprechen; so auch mit anderen. Es sind der Nuancen zu viele und zu bedeutungsvolle darin, dass ich nur bedauern muss, sie mit Worten gar nicht angeben zu können. Die Art und Weise, wie sie Beethoven vortrug und vorgetragen haben wollte, könnte bei dieser wie bei anderen vielleicht nur in einer neuen Auflage dem Spieler ganz anschaulich, und somit die Auffassung erleichtert werden, dies besonders bei jenen Musikfreunden, welche Poesien im musikalischen Gewande überhaupt zu fassen im Stande sind.

Von der ersten Sonate in E-dur (Op. 14.) gleichen Inhalts, wie die zweite, erlaube ich mir nur wenige Stellen mit der Art und Weise, wie sie Beethoven vortrug, anzuzeigen. Schon im achten Takte des ersten Allegro-Satzes:
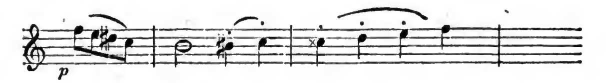


wie in dem folgenden neunten Takte trat ein gänzliches Zurückhalten der ersten Bewegung mit kräftigem Anschlag und Anhalten der fünften Note ein, wodurch sich eine unbeschreibliche Würde und Ernst offenbarten. Der zehnte Takt:



erhielt wieder das erste Zeitmaass und zugleich die grösste Kraft im Ausdruck, — der folgende elfte ein Diminuendo und etwas gezogen; der zwölfte und dreizehnte Takt ganz den zwei vorhergehenden gleich.
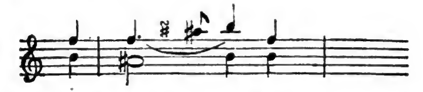
Mit dem Eintritte des Mittelsatzes:



ward der Dialog sentimental und die herrschende Bewegung ein Andante, jedoch sehr schwankend, denn jedes Princip bekam bei seinem jedesmaligen Eintritt auf der ersten Note einen kleinen Ruhepunkt, so ungefähr:
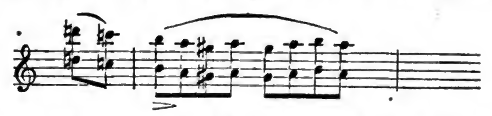


In der Phrase:
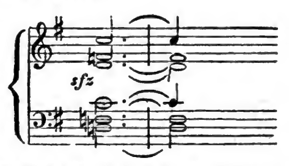


liess sich ein ganz heiterer Charakter vernehmen, das Tempo war das ursprüngliche, und wurde bis Ausgang des ersten Theils nicht mehr verändert.

Der zweite Theil zeichnete sich von der Stelle:



durch Ausbreitung des Rhythmus und Kraft der ganzen Figur aus, die er aber weiter unten bei dem p.p. unendlich zart schattirte, so dass die wahrscheinliche Bedeutung des Dialogs immer fühlbarer wurde, ohne die Phantasie dabei anstrengen zu müssen.

Der zweite Satz „Allegretto" war nach Beethoven's Vortrag mehr ein Allegro furioso, und bis auf den einzigen Akkord:



auf dem er sehr lange verweilte, behielt er dasselbe Tempo.

Im Maggiore war das Tempo gemässigter, und der Vortrag ausserordentlich schön nuancirt; keine Note mehr dazu, doch accentuirte er viele ganz an-

ders. — Hinsichtlich der Accentuation muss ich überhaupt bemerken, dass Beethoven vorzüglich alle Vorhalte, besonders jene der kleinen Sekunde, und diese selbst in laufenden Passagen kräftig hervorhob; in langsamerer Bewegung aber selbe ungemein schön (wie der Sänger) zur Hauptnote hinüber zu tragen wusste.

Im Rondo dieser Sonate blieb das angezeigte Zeitmaass bis auf jene Takte, welche zum ersten und dritten Ruhepunkt hinführen, die er rittardirte, durchaus gleich.

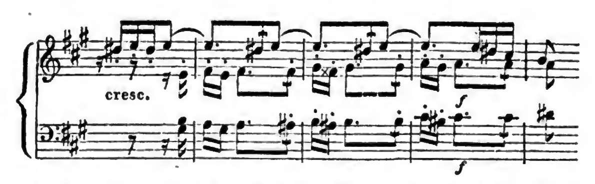
Dieses Op. 14., dann die erste Sonate F-moll Op. 2., die erste Sonate C-moll Op. 10., die Sonate pathetique Op. 13., die Sonate quasi Phantasia in Cis-moll Op. 27. u. a. m. haben alle dieselben Seelenzustände gemein, und das Zeitmaass hiebei verändert sich in jedem einzelnen Satze so oft, als die Empfindungen wechseln.

Um nun auch über die Sinphonien mitzutheilen, wie Beethoven einzelne Phrasen oder ganze Sätze daraus vorgetragen haben wollte, so gehe ich zunächst zur zweiten über. Dass aber bei der Orchester-Musik im Allgemeinen kein so oftmaliger Tempo-Wechsel zulässig ist, wie bei der Kammermusik, versteht sich wohl von selbst. Doch, wie bekannt, bringen zuweilen nur kleine Veränderungen hierbei die grössten und unerwartetsten Effecte hervor.
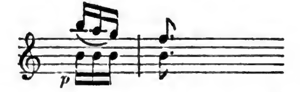
Der erste Satz der zweiten Sinphonie verändert die angezeigte Bewegung nirgends, nur ist diese

keine schnellere, als man unter der einfachen Bezeichnung „Allegro" verstehen soll. Bei einem zu schnellen Tempo verliert sich der Ernst und die diesem ganzen Satze inwohnende Würde.

Der zweite Satz „Larghetto" wechselt oft die Bewegung. Sein erstes Zeitmaass behält er bis zu der Phrase:
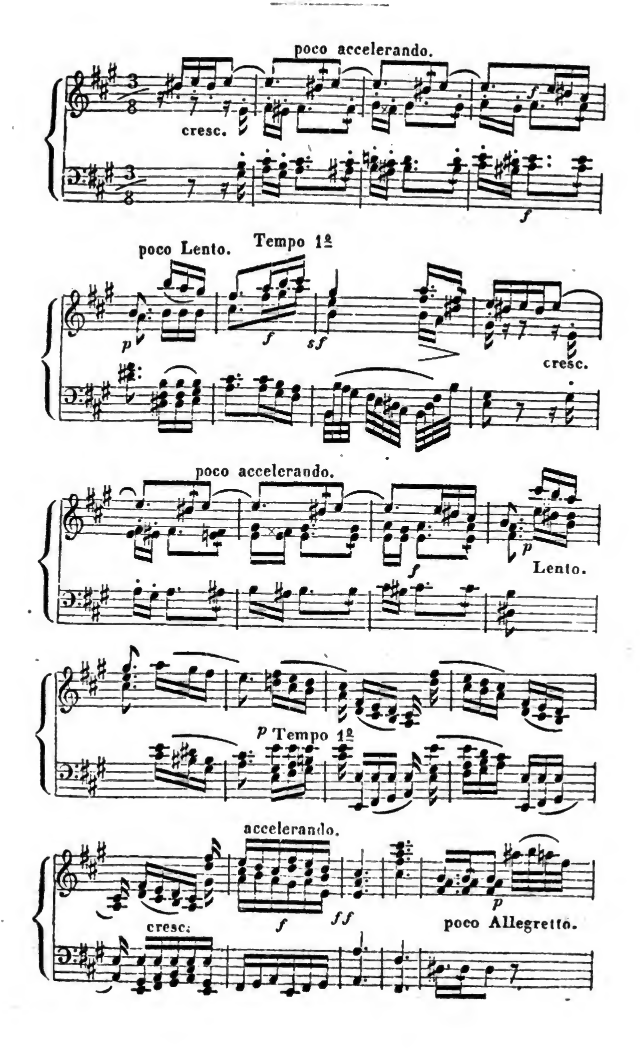


bei welcher die Bewegung nach und nach schneller wird, wodurch ihr Charakter mehr Leben und Wärme bekommt. Das gleich darauf folgende



gleicht einem wehmüthigen Nachruf und bleibt hinter der ursprünglichen Bewegung zurück, die gleich mit der folgenden Cadenz eintritt. Dieselbe Abwechslung im Zeitmaasse bleibt auch bei der Wiederholung dieser Phrase im zweiten Theile.

Damit man aber eine klare Uebersicht von der Vortragsweise dieser Phrase bekomme, und an der genauesten Ausführung von Seite eines gebildeten Orchesters nicht zweifle, so setze ich sie in ihrem ganzen Zusammenhang mit Angabe der gebräuchlichen Tempo-Bezeichnungen hierher:


poco accelerando.
cresc.
f
f
poco Lento.
Tempo 1º
p
f
sf
cresc.
poco accelerando.
f
p
Lento.
p Tempo 1º
accelerando.
cresc.
f
ff
p
poco Allegretto.

Dieses Allegretto geht nun fort, bis das Thema in A-minor beginnt, mit dem auch die erste Bewegung des Larghetto wieder eintritt.

Die Herren Dirigenten mögen gefälligst dieses Fragment bis zum A-minor-Satze zuerst am Piano versuchen, und sie werden fühlen, welch tiefe Bedeutung diese Stelle bekommt. Auch die Phrase in C-dur *ff.* weicht von der ursprünglichen Bewegung ab und wird etwas rascher, wodurch ihre Kraft und Wirkung noch mehr erhöht werden.

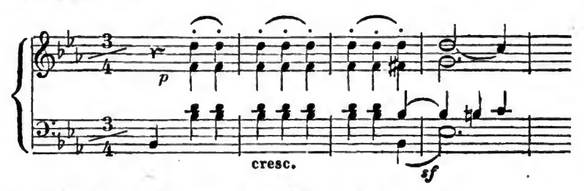
Auf diese Weise vorgetragen, enthält dieser lange Satz eine wunderbare Färbung von Anmuth, Würde und Ernst, die nicht in dem Grade zu erreichen ist, wenn das Tempo stets dasselbe bleibt. Das Orchester wird bei diesem Vortrage in beständiger Spannung erhalten, und die Ausführung leicht, wenn die Leitung sicher und bestimmt ist.

Bei den anderen Sätzen dieser Sinphonie lässt sich nichts erinnern, sie bleiben im vorgeschriebenen Zeitmaass.

Schon oben bemerkte ich, dass Beethoven den zweiten Satz seiner A-dur-Sinphonie mit „Andante quasi Allegretto" bezeichnete. Der Theil jedoch in C-dur erhält ein etwas bewegteres Tempo, und wird dadurch ausnehmend freundlich, welches einen schönen Gegensatz zu dem mysteriösen Eingang bildet. Der A-moll-Satz aber, welcher den Schluss vorbereitet, erhält besonders in jenen Stellen, wo die Streichinstrumente den Blasinstrumenten antworten,

kleine Einschnitte, wie Inhalt und Declamation sie dort nothwendig machen. Dies gibt dem Hintergrund des Gemäldes die rechte Färbung, und wird den tiefsten Eindruck auf die Zuhörer nicht verfehlen.

Die Sinphonia eroica anlangend würde der erste Satz nach Beethoven's Vorhaben eine gemässigtere Bewegung erhalten haben, indem das Presto, wohin das Allegro con brio bei den Aufführungen gewöhnlich ausartet, dessen erhabenen Charakter schwächt, und die ganze Musik zur Concertante wird, dahingegen die grösste Ruhe von Anfang bis zu Ende, selbst in den kräftigsten Stellen, vorherrschen soll und muss. Langsamer in etwas wird das Tempo bei der Phrase:



und bleibt so bis zu dem folgenden *pp.*:



wo es durch ein ruhig gehaltenes accellerando der ursprünglichen Bewegung des Satzes zueilt, die mit der Phrase in B-dur *f.* erst f e s t gehalten wird. Im zweiten Theile tritt bei jener Phrase dieselbe Veränderung im Zeitmaass ein.

Um Bemerkungen über den Vortrag des zweiten Satzes „Marcia funebre“ zu machen, muss ich zuvor er-

suchen sich der Aeusserung Beethoven's über diesen Satz aus der zweiten Periode hier oben zu erinnern. Mag man jene Aeusserung für Scherz oder Ernst nehmen, es liegt immerhin viel Wahrheit darin. Wenn Beethoven sagte, er habe dem grossen Kaiser zu seinem tragischen Ende schon vor siebenzehn Jahren die passende Musik komponirt, so führte ihn seine Phantasie bei'm Ausmalen jener Katastrophe noch weiter. Zeigt z. B. der Mittelsatz in C-dur (Maggiore) nicht deutlich das Nahen eines Hoffnungssternes? Weiterhin (in diesem Mittelsatz) nicht den kräftigsten Entschluss in der Seele des grossen Helden, seinem Geschicke zu widerstehen? Selbst in dem folgenden Fugensatz spricht sich hier an Ort und Stelle ein Kampf mit dem Schicksal aus. Nach diesem fühlt man das Ermatten der Kräfte, die sich auf Augenblicke wieder mit Anstrengung erheben, bis in der Phrase:
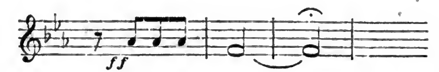


die Ergebung sich ausspricht, der Held nach und nach hinsinkt, und sich endlich wie jeder andere Sterbliche — begraben lässt.

Das Maggiore selbst erfordert ein etwas bewegteres Tempo.

In der C-moll Sinphonie beabsichtigte Beethoven nur wenige Veränderungen zu machen, doch diese wenigen sind schon von ausserordentlicher Wichtig-

keit und Interesse, und beziehen sich hauptsächlich auf den ersten Satz.

Der Eingang dieses Satzes erhielt in den ersten fünf Takten mit den beiden Ruhepunkten *dieses* Tempo: ♩ = 126., ungefähr ein Andante con moto. Dadurch offenbart sich das Mystische des Werkes ungleich mehr, als durch das zu schnelle Aussprechen jener tiefbedeutenden Phrase. Beethoven äusserte sich in gleichsam ungestümer Begeisterung, als er mir seine Idee darüber mittheilte: „*So pocht das Schicksal an die Pforte!*" — Erst mit dem Eintritt der ersten Violin im sechsten Takte beginnt das Allegro con brio: 𝅗𝅥 = 108., und geht fort bis (s. Partitur Seite 3)



wo (um Beethoven's Idee festzuhalten) „das Schicksal" abermals in der anfänglichen langsameren Bewegung „an die Pforte pocht". Von dem Eintritte der ersten Violin im folgenden Takte an beginnt wieder das Allegro.

Im zweiten Theile dieses Satzes erscheint das Zurückhalten der schnellen Bewegung *zweimal*. Das erste Mal Seite 23 der Partitur, in der, auf dem vorausgegangenen Ruhepunkte des harten Dreiklangs auf Es folgenden Phrase:



und das zweite Mal in derselben wiederkommenden Phrase S. 43 der Partitur.

Ueber in den andern Sätzen zu machende wesentliche Abänderungen habe ich von Beethoven nichts vernommen.

Mögen diese wenigen Andeutungen über Inhalt und Vortrag der Beethovenschen Musik genügen; ausführlicher zu seyn, däucht mir aus mehreren Gründen hier nicht ganz zweckmässig. Doch muss ich mich alles Ernstes gegen allfällige Vorwürfe verwahren, als seyen diese Andeutungen und sonstigen Bemerkungen meine Erfindung. Der Vortrag der Beethovenschen Quartette von Schuppanzigh und den andern drei Eingeweihten zeigte deutlich, wie Beethoven seine Musik ausführen liess, *wenn er persönlich darauf einwirken konnte;* und wer nicht Gelegenheit hatte, jene Vorträge zu hören: wie diese Art und Weise die Bewegungen des Zeitmaasses an schicklichem Platze zu verändern, wirkt, und sohin die schwerfasslichste Musik selbst für Laien zur verständlichen Sprache wird, der dürfte vielleicht an der Ausführbarkeit zweifeln, und sehr mit Unrecht.

Dass Beethoven seine Instrumentalwerke nicht eben so vortragen liess, geschah aus dem wichtigen Grunde, weil ihm kein Orchester zu Gebote stand, welches ex officio hätte Geduld haben müssen, diese Schule mit ihm durchzumachen. Dieses Studium konnte

und kann sich nur mit einer gut organisirten Kapelle oder in Conversatorien der Musik realisiren lassen. Was die Wiener Theaterorchester betrifft, so waren diese stets (und sind es gewiss heute noch) durch ihre Direktionen so sehr in Anspruch genommen, dass ausser dem Theaterdienst fast nichts von ihnen zu haben war; und das Concert spirituel zählt fast lauter Dilettanten unter den Mitwirkenden, denen die Zeit zu den nöthigen Proben mangelt. Damit erklären sich die diesfalls gemachten Klagen Beethoven's gegen Hofrath Rochlitz im Jahr 1822, die gleichwohl bittere Wahrheiten enthalten. Rochlitz führt sie im IV. B. S. 355 s. Werks „Für Freunde der Tonkunst" wörtlich an: „Er — Beethoven — kam auf „sich: „Von mir hören Sie hier gar nichts. Jetzt, im „Sommer, schrieb ich. Nein, rief er, im Winter „auch. Was sollen sie hören? Fidelio? Den kön„nen sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören. „Die Sinphonien? Dazu haben sie nicht Zeit. *) Die

---

*) Wird man in Wien wohl glauben, dass man im Pariser Conservatoire die Sinphonien Beethoven's zwölf bis sechszehn Monate, die neunte Sinphonie mit Schillers Lied an die Freude sogar volle zwei Jahre fleissig einübte, bevor man sie vor das Publicum brachte? Es ist Thatsache. Aber es ist auch Thatsache, dass Beethoven von dieser neunten Sinphonie bei Gelegenheit deren erster Aufführung 1824 im Hoftheater nächst dem Kärntner Thore nur zwei Proben in Allem und Jedem haben konnte, weil das Theater-Orchester mit den Proben eines neuen Ballets beschäftigt war. Bitten und Vorstellungen von Seiten Beethoven's wegen einer dritten nothwendigen Probe blieben fruchtlos. Er erhielt die definitive Antwort: „es wird schon mit

„Concerte? Da orgelt Jeder nur ab, was er selbst „gemacht hat. Die Solo-Sachen? Die sind hier längst „aus der Mode, und die Mode thut Alles" u. s. w.

Noch einmal erlaube ich mir zu sagen, dass Beethoven's Musik eine neue Aera erlebt haben würde, hätte er bei einer neuen Herausgabe seiner Werke obige Zwecke realisiren können, oder hätte er nur für seine Zwecke ein Orchester zur Disposition gehabt, das von ihm selbst ausgebildet als Muster für die ganze musikalische Welt gegolten haben würde. Dass er in seinen Anforderungen sehr weit gegangen wäre, lässt sich schon aus diesem seinem Grundsatze abnehmen: *„Die Grenzen sind noch nicht gesteckt, die dem Talent und Fleiss entgegentretend zuriefen: bis hierher und nicht weiter!"* —

Am Schlusse dieses Theiles kommt mir eben das Journal des Debats vom 18. Januar d. J. mit dem Schreiben aus Wien vom 5. Januar zu Gesicht, dessen Inhalt die kalligraphirten Werke Beethoven's betrifft, welche der Erzherzog Rudolph der „Gesellschaft der Musikfreunde des östreichischen Kaiserstaates", deren Protector der kaiserl. Prinz durch viele Jahre gewesen, testamentarisch vermacht hat. Es wird unter andern auch Unrichtiges darin angeführt, das zu Missverständnissen und Controversen

---

zwei Proben gehen!" — Was sagen wohl die Professoren des Pariser Conservatoire und Herr Direktor Habeneck dazu?

Anlass geben könnte; daher die einfache Angabe des Factums — wobei man Beethoven direkt betheiligt — hier beigehend folgen und als Berichtigung jenes Schreibens dienen mag.

Herr Tobias Haslinger unternahm es zur Zeit, als er noch Compagnon der Musikverlagshandlung Steiner et Comp. war (deren alleiniger Eigenthümer er nunmehr ist), sämmtliche Werke Beethoven's kalligraphiren zu lassen. Erst nachdem eine Reihe von bereits gedruckten Werken so abgeschrieben war, erhielt Beethoven Kunde davon, und blieb, ungeachtet man dem kostspieligen Unternehmen des Herrn H. eine kaufmännische Spekulation unterstellte, die es aber nach dessen Aeusserung nicht seyn sollte, gleichgültig dabei, da er vernünftiger Weise hiezu nichts entgegnen konnte, welchen Zweck der Unternehmer dabei immer vor Augen haben mochte. Das Schreiben aus Wien im Journal des Debats meldet aber auch, dass Beethoven alle Werke zum Behufe jener Kalligraphie vorher durchgesehen und korrigirt und somit „in Wahrheit die letzte Hand daran gelegt habe", dem jedoch widersprochen werden muss. In jener Zeit, als Beethoven hörte, was Herr H. mit seinen Werken thun lasse, lebte er bereits mit oben erwähnter Musikhandlung und folglich auch mit Herrn H. in einiger Spannung, der auch bald darauf die in der dritten Periode S. 130 angeführten widrigen Ereignisse folgten, weil Beethoven den von H—s Hand geschriebenen Tarif (dessen dort Erwähnung geschieht) nicht unterzeichnen wollte. Durch solche,

nicht ohne Absicht, wie ich vermuthe, in die Welt geschickte unrichtige Mittheilungen finde ich mich veranlasst, jenen Tarif hier unten folgen zu lassen. *) Aus den von Beethoven's eigener Hand dazu gesetzten Bemerkungen wird man ersehen, dass die ge-

---

*) Instrumental - Musik.

Sinphonien für's ganze Orchester .	60—80	Ducaten.
Ouverturen	20—30	—
Für die Violine.		
Concerte für Violine mit Begl. des Orchesters	50	Ducaten.
Ottetten für verschiedene Instrumente .	60	—
Septetten „ dergleichen	60	—
Sextetten „ dergleichen , , . . .	60	—
Quintetten für 2 Viol. 2 Violen u. Violoncello	50	—
Quartetten „ 2 Violinen, Viola u. Violoncello	40	—
Terzetten „ Violine, Viola und Violoncello	40	—
Für's Pianoforte,		
Concerte für's Pianof. mit Begl. des Orch.	60	Ducaten.
Fantasie „ dergleichen	30	—
Rondo „ dergleichen	30	—
Variationen dergleichen	30	—
Ottetten für's Pianof. mit Begl. anderer Instr.	50	—
Septett „ dergleichen	50	—
Quintett „ dergleichen	60	—
Quartett „ dergleichen	70	—
Terzetten für Pianof. mit Viola u. Violoncello	50	—
Duetten für Pianof. und Violine	40	—
Duetten für Pianof. und Violoncello . .	40	—
Duo pour Pianof. à 4 mains	60	—
Sonate (grande) pour Pianof. seule . .	40	—
Sonate pour le Pianof. seule	30	—
Fantasie fürs Pianof.	30	—
Rondo fürs Pianof. . . . . , .	15	—
Variationen fürs Pianof. mit Begleitung	10—20	—
Variationen fürs Pianof. allein . .	10—20	—
6 Fugen fürs Pianof. allein	30—40	—
Stücke, als: Divertimenti, Airs, Preluden, Potpourri's, Bagatellen, Adagio, Andante, Toccaten, Capricen etc. fürs Pianof. allein à	10—15	—

nannte Verlagshandlung eben zur selben Zeit (1821 und 1822) mit Beethoven wegen der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke in Unterhandlung gestanden. (Auch noch eine andere Wiener Verlagshandlung unterhandelte mit Beethoven gleichzeitig wegen dieses Geschäftes.) Wie konnte demnach Beethoven die letzte Hand an seine Werke zum Behufe jener

---

Gesangmusik.

Grosse Messe	130	Ducaten.
Kleinere Messe	100	—
Grösseres Oratorium	300	—
Kleineres Oratorium	200	—
Graduale	20	—
Offertorium	20	—
Te Deum laudamus	50	—
Requiem	120	—
Gesangstücke mit Orchester-Begl.	20	—
Eine Opera seria	300	—
6 grössere Lieder mit Begl. des Pianoforte	20	—
6 kleinere dergleichen	12	—
Eine Ballade	15	—

Unmittelbar darunter befinden sich von Beethoven's Hand folgende Anmerkungen: „Man könnte sich auch vorbehal„ten die Preise manchmal zu ändern oder anders zu bestim„men; wenn man betrachtet, dass dergleichen blos für Oest„reich, höchstens Frankreich wäre, und mir noch England „dazu bliebe, so könnte es angenommen werden. Bei meh„reren behielte man sich vor, die Preise selbst zu bestim„men. Was die Herausgabe sämmtlicher Werke betrifft, so „liess sich vielleicht auch England und Frankreich für den „Autor abziehen. Die Summe des Verlegers wäre 10,000 „Gulden Conv. M. Da sie sich auch einlassen wollen auf „die Herausgabe sämmtlicher Werke, so würde meines Er„achtens ein solcher Kontrakt das Beste seyn. — — — „Vielleicht für London und Paris aushalten, deswegen an „Schlesinger einen Brief schreiben."

Kalligraphie gelegt haben, da er selbst deren Herausgabe projektirte und dabei so viel Wichtiges anzugeben im Sinne hatte, womit er selbst mit sich noch nicht ganz einig gewesen, wie eines und das andere deutlich und verständlich werde anzugeben seyn? Und sollte er ja späterhin einige verfehlte Noten (deren es leider viele in seinen Werken gibt) für das Unternehmen des Herrn Haslinger korrigirt haben, so heisst das noch lange nicht die letzte Hand an ein Werk legen. Es wäre sehr zu wünschen, Beethoven hätte dies also dort gethan; wären doch seine Intentionen dort zu finden. — Wie viele und welch grosse Werke hat noch Beethoven nach dem Conflict mit jener Musikhandlung geschrieben, die auch kalligraphirt worden! Sollte er zum Behufe jener Unternehmung auch an diese die letzte Hand gelegt haben? Dann sehe man vor allem das Quartett No. 13. und andere der letzten Quartette an, und finden sich die Bemerkungen und Erklärungen darin, wie sie Beethoven dem Fürsten Nicolaus von Galitzin nach Petersburg zugeschickt (deren ich S. 163 gedacht), die er zur Verständlichkeit jener Werke bei deren zweiten Ausgabe noch ausführlicher beizusetzen Willens war, dann sind jene vermeinten „Hieroglyphen" plötzlich für alle Welt entziffert, und heller, klarer Sonnenschein herrscht auch darin, wie in seinem Quartett No. 1.

Als man Beethoven die Nachricht brachte, Herr Haslinger stehe wegen des Verkaufs der kalligraphirten Werke mit dem Erzherzog Rudolph in Unter-

handlung, und dass von einem Ankaufspreis von (ich glaube) 40,000 Gulden die Rede sey (das Journal des Debats sagt: „lui — archiduc — a coûté plus de 90,000 florins (223,000 fr.“), blieb der grosse Meister wieder gleichgültig, und brummte nur so etwas von einem „armen Teufel“ vor sich hin, „der er „sey und bleiben werde, während andere sich von sei„nem Marke zu bereichern verstehen.“ — An solche Exclamationen, oder Seitenbewegungen seiner Phantasie, war ich jedoch gewöhnt; sie hatten nichts Schreckliches, wohl aber viel Betrübendes, und hatte sich der geliebte Freund damit Luft gemacht, so ergriff er die Feder und schrieb wieder weiter — „Noten in Nöthen“ — wie er zu sagen pflegte.

Charakterzüge und Eigenheiten

aus dem Leben

Ludwig van Beethoven's.

Beethoven war in der katholischen Religion erzogen. Dass er wirklich religiös war, bezeugt sein ganzer Lebenswandel. Dass er niemals über Religion oder über die Dogmen der verschiedenen christlichen Kirchen sprach, und seine Ansichten mittheilte, war eine ganz besondere Eigenthümlichkeit. Nach meinen Beobachtungen schien es mir, als neige er sich dem Deismus zu, insofern man die natürliche Religion darunter versteht. Er hatte zwei seyn sollende Aufschriften von einem Isis-Tempel eigenhändig abgeschrieben, in Rahmen fassen lassen, und sie lange Jahre immer vor sich auf seinem Schreibtisch stehen. Sie lauten: I. „*Ich bin, was da ist. Ich bin* „*Alles, was ist, was war, und was seyn wird, kein* „*sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgeho-* „*ben.*" II. „*Er ist einzig von ihm selbst, und die-* „*sem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig.*" (Siehe Beilage No. 1.)

Ich werde Sorge tragen, dass das Original dieser religiösen Reliquie meines Freundes nie verloren gehe, da er jene Worte für den Inbegriff der höchsten und reinsten Religion hielt. Sie war ihm überhaupt ein theurer Schatz diese Reliquie.

Wie schwer Beethoven das Unterrichtgeben fiel, haben wir bereits in seiner Lebensbeschreibung gehört. Hier finde ich nur noch zu bemerken nothwendig, dass die Unlust an diesem Geschäfte selbst jene „Dames de predilection" erfahren mussten, die sich seine Schülerinnen zu seyn rühmen durften. Auch diese sahen sich öfter durch Wochen von ihm vergessen, und hatten somit Ursache recht oft mit ihm zu schmollen, was ihn aber nicht änderte. — Ueber den Punkt seines Unterrichtgebens dürfte den Leser noch Folgendes interessiren.

Wer Höheres von Beethoven lernen wollte, und nicht das Glück hatte, zu jeder Stunde des Tages um ihn seyn zu dürfen, kam niemals zum Zweck; denn zu einer bestimmten Zeit sich zu so etwas hergeben, war ihm unmöglich. Er hatte blos Momente, wo er über allerlei Gegenstände des Wissens, die ihm nur etwas geläufig waren, gern und anhaltend sprechen, ja sogar dociren konnte, und diese musste man Gelegenheit haben zu benutzen. Sie fanden sich bei Tische und auf Spaziergängen, oder richtiger, Spazierläufen, und auch dort brach er öfter in der Mitte des Gespräches ab, wenn sein Be-

gleiter in der Materie nicht gehörig bewandert war und mit ihm gleichen Schritt hierin halten konnte. Nur zwei Gegenstände wurden bei wissenschaftlichen Discussionen niemals von ihm berührt und mit Beharrlichkeit vermieden. Diese waren: General - Bass und Religion. Er erklärte beide für *in sich abgeschlossene Dinge, über die man nicht weiter disputiren solle.*

Wenn Offenheit das Siegel des Edelsinnes ist, so war diese Tugend bei Beethoven in Fülle vorhanden. Er sprach sich über das, was ihn drückte, ohne Rückhalt sogleich aus, und an ein so genanntes Nachhalten des Grolles war bei ihm nicht zu denken. Dagegen waren Meinungen oder Urtheile über Kunst und Künstler von ihm nur sehr schwer heraus zu bekommen, und es bedurfte eines aufmerksamen Beobachtens seiner Stimmung durch mehrere Tage oft, bis etwas Befriedigendes oder Zusammenhängendes von ihm zu hören war. Witz, Satyre und Sarkasmen, die ihm allzeit zu Gebote standen, mit diesen suchte er Fragen jener Art zu beseitigen, und damit entfernte er gewöhnlich auch die Frager, die etwas und doch nichts gehört hatten. Nur selten war er bei Tische oder auf dem Spaziergange „ganz aufgeknöpft", wie er es nannte. Alsdann schwang er die Geissel der Satyre hoch in den Lüften, und Kaiser und König, Künstler und Schnurrant mussten mit gleichen Schritten die Revue vor ihm passiren. Beethoven hatte 21 Gulden Klassensteuer jährlich zu be-

zahlen. Diese 21 Gulden gaben jährlich allein schon Stoff zu ein und zwanzig tausend Stich- und Witzworten, und ihre Repartition auf seine verschiedenen Talente fehlte auch nicht dabei, die gewöhnlich höchst drollig ausfiel.

Es wurde Beethoven nur zu oft der Vorwurf gemacht, dass er sich der Künstlerwelt, besonders dem jungen erst im Aufstreben begriffenen Talente schroff gegenüber stellte, und selbst Herr Ries lässt dies in seinen Notizen deutlich durchblicken. Ein Freund Beethoven's drückte sich einstmals über diesen Punkt so aus: „Alle diese Leute wussten den vom Schick„sal gedrückten Mann von seinen daraus entstandenen „Launen und Reizbarkeiten nicht zu scheiden, und „von seiner edlen Seite zu beleuchten; und doch ver„danken wir gerade einer solchen Existenz (leider!) „einen grossen Theil seiner wunderbaren musikali„schen Launen und Reizbarkeiten."

Es wird sich Herr Moscheles z. B. noch der liebreichen Aufnahme erinnern, als er Beethoven seine, ihm dedicirte Sonate in E überreichte. Er wird sich erinnern, mit welcher Geduld und Nachsicht ihm Beethoven seinen für D. Artaria arrangirten Klavierauszug von Fidelio korrigirte, und ihn so lange aufmunterte, bis er mit dieser schwierigen Arbeit ganz zufrieden war. Ja, Moscheles musste sogar das Arrangement eines Stückes aus dieser Oper übernehmen, welches Hummel bereits für Artaria arrangirt hatte, das aber

Beethoven verworfen, oder der Wahrheit gemäss, zerrissen hat, nicht wissend jedoch, dass es die Arbeit Hummels war. Am Schlusse jenes Satzes schrieb Moscheles, vielleicht in der Besorgniss, es werde ihm damit wie Hummel'n ergehen, die Worte: „Fine „mit Gottes Hülfe", — und Beethoven schrieb darunter: „Mensch hilf dir selbst!"

Einer ähnlichen freundlichen Begegnung wird sich der geschätzte Künstler und Komponist Herr Anton Halm bei Gelegenheit seines Arrangements der grossen Fuge für Pianoforte erinnern, die früher als vierter Satz des Quartetts in B (No. 13.) stand, welche Beethoven aber auf Ersuchen des Verlegers jenes Werkes, des Herrn Math. Artaria, als ein besonderes Opus (133.) ihm überliess, und für jenes Quartett einen neuen vierten Satz komponirte, welches *die allerletzte ausgearbeitete Composition Beethoven's ist,* im November 1826 geschrieben. Dieselbe Fuge hatte bereits Karl Czerny arrangirt, aber es ging ihm damit wie früher Herrn Hummel mit dem Satz aus Fidelio. *)

*) Hinsichtlich der vielen Arrangements der Beethovenschen Werke zu zwei und vier Händen, besonders seiner Sinphonien, wäre es wohl nicht uninteressant zu sehen, welche Ravage der grosse Meister unter ihnen anrichten würde, wenn er noch lebte. Mit Feuer und Schwert würde er gegen sie zu Felde ziehen, und darunter wohl nur die Uebersetzungen von Herrn Watts bei Simrock in Bonn und jene von Hummel verschonen, welche dem am besten entsprechen, wie er seine Werke für das Pianoforte arrangirt haben wollte. Von den andern Arrangeurs hat der Eine die Hälfte der Partitur abgeschrieben, und somit dem Spie-

Man sieht hieraus, dass Beethoven strenge aber gerecht war; war er das Erstere doch mit sich am meisten, wie es die Partituren fast aller seiner Werke sichtlich zeigen. Allerdings gab es in diesem Punkte auch manche gewaltige Explosion. Die heftigste, mit ungewöhnlicher Detonirung, war unstreitig jene, die nach genommener Einsicht des Ries'schen „Abschieds-Concertes von London" erfolgte. Die Unzufriedenheit Beethoven's mit jenem Werke war so ausserordentlich, dass es ihn veranlasste, einen fulminanten Brief deshalb an die Redaction der Leipziger musik. Zeitung abzufassen, worin er Herrn Ries aufforderte, sich nicht mehr seinen Schüler zu nennen. Die Herren Kanne und Schuppanzigh, die ich von diesem Vorfall unterrichtete, brachten den erzürnten Meister vereint mit mir von jener Demonstration ab. Doch hat Herr Ries seinen Text darüber erhalten, und dass er diese strenge Rüge seines ehemaligen Lehrers

---

ler Schwierigkeiten aufgebürdet, die auf dem Piano der Homogeneität seiner Klänge wegen nutzlos dastehen, oft gar nicht gehört werden, jedenfalls aber an vielen Stellen das freie Heraustreten der Melodie verhindern, und Augen und Finger so sehr beschäftigen, dass der Geist dem eigentlichen Wesen des Tonstückes nicht mehr folgen kann. Der Andere jener Arrangeurs oder richtiger Derangeurs hat sich wieder so wesentliche Auslassungen und Zusätze (die wohl Verbesserungen seyn sollen) erlaubt, dass er dafür auf die Finger geklopft zu werden verdiente. Herr Simrock würde sich ein Verdienst um die Beethovensche Muse erwerben, wenn er Herrn Watts veranlassen wollte, alle Sinphonien dieses Meisters vierhändig zu arrangiren. Er hat es mit der vierten und sechsten Sinphonie bewiesen, dass er der Fähigste ist, um diese schwierige Aufgabe im Sinne Beethoven's zu lösen.

noch nach Jahren nicht verschmerzt hatte, wird mir aus einer Stelle in seinen biogr. Notizen ganz deutlich und klar. Warum hat Herr Ries nicht auch jenen Brief Beethoven's an ihn in seinen Notizen mitgetheilt, da er in sehr vieler Beziehung interessant und zugleich eine wirkliche Quelle zu des grossen Meisters Charakteristik gewesen? *)

Eine freundliche Aufnahme und Anerkennung ihrer eminenten Talente von Seite Beethoven's erfuhren auch Herr Franz Lachner, Herr J. Horzalka und Fräulein Leopoldine Blahetka. Bei letzterer war es der Fall, dass sie gerade durch direkte Aufmunterung und selbst durch thätiges Einschreiten Beethoven's bei ihrer Ausbildung von ihrem würdigen und geistvollen Vater ganz der Kunst gewidmet wurde.

Und wie sehr verehrte Beethoven das Talent des genialen Franz Schubert, das er freilich erst auf seinem letzten Krankenbette ganz kennen gelernt, weil es ihm von gewissen Leuten früher verdächtig gemacht und verkleinert wurde! Mit inniger Rührung rief er, als er dessen: Ossian's Gesänge, die Bürgschaft, die junge Nonne, die Grenzen der Menschheit und a. m. durch mich kennen lernte, aus: „Wahr„lich in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!"

Ueberhaupt könnte ich noch viele andere Künstler namentlich anführen, in denen freudige Erinnerungen

---

*) Dass Beethoven Herrn Rossini, ungeachtet viermaligen Ansuchens, nicht empfangen wollte, berühre ich blos hier. Ich wünschte, er hätte dies nicht gethan.

an die liebreiche Aufnahme von Beethoven gewiss lebendig geblieben sind. — Dass unser grosser Meister der künstlerischen Anmassung, die ihm selbst noch in seinen letzten Jahren einige Male begegnete, ja sich mit frecher Stirne ihm gegenüber stellte, nicht hold war, wird kein vernünftiger Mensch ihm verdenken. Exempla sunt odiosa. Auf solche Verirrungen aber blickte Beethoven in seinem Hochgefühle nur mit Mitleid herab.

Es sey mir erlaubt, dieses wichtige Kapitel mit folgenden Worten zu schliessen.

Beethoven war zu religiös, um zu glauben, dass *sich die Natur an ihm für Jahrhunderte erschöpft habe,* was ihn so viele Exaltirte und Wohldiener, nicht selten von niedrigem Interesse angetrieben, sehr oft glauben machen wollten. Den Händeln dieser Welt fast ganz fremd, und in einer andern lebend, glich er einem Kinde, dem jede äussere Einwirkung eine andere Richtung gibt, das auch wohl ähnliche Lobhudeleien gerade nicht immer ungern hört, weil es nicht im Stande ist, die Folgen davon zu berücksichtigen. Dieser Erdenwahn, dieses Hoheitsgefühl oder Kindersinn war jedoch in ihm nur vorüber gehend, und bald wurde er seiner Menschheit eingedenk. Beethoven kannte und ehrte den schönen Wahlspruch: „Dem Verdienste seine Krone!" Daher zollte sein rechtlicher Sinn oft unaufgefordert dem fremden Verdienste den unzweideutigsten Beifall, so sehr es ihm durch gewisse „After-Menschen", wie er sie nannte, verkleinert und bespöttelt wurde. Beethoven vergass

nie, dass ein Mozart ihm voraus gegangen, und ein anderer noch folgen könne, weil er an die Allmacht seines Schöpfers glaubte, und die Unerschöpflichkeit der Natur kannte. O wie gross war Beethoven als Mensch! Wer ihn auch von dieser Seite kennen lernte, und im Stande war, neben seinem Geiste auch sein grosses Herz zu fassen und zu beurtheilen, der wird nicht umhin können, den grossen Tondichter der Grösse des moralischen Menschen in ihm, wenn nicht unter zu ordnen, doch ganz gewiss gleichzustellen.

Beethoven liebte besonders zur Zeit der Abenddämmerung sich an den Flügel zu setzen und zu phantasiren; öfters auch Violin oder Viola zu spielen, zu welchem Zwecke diese beiden Instrumente immer auf dem Flügel liegen bleiben mussten. In seinen letzten Lebensjahren ward dieses Spiel für den Zuhörer mehr peinlich als ergötzend. Da nur allein der innere Sinn dabei thätig und der äussere gar nicht mehr mitwirkte, so wurden seine Ergüsse nicht mehr deutlich, zumal seine linke Hand sich gewöhnlich der Breite nach auf die Tastatur zu legen pflegte, und so lärmend verdeckte, was die rechte oft all zu zart ausführte. Man weiss, dass er selbst in der früheren Zeit seine eigenen Compositionen nicht ganz rein spielte, davon kein anderer Grund, als Mangel an Zeit die Mechanik der Finger in Uebung zu erhalten; daher seine Improvisationen, eines solchen Zwanges ledig, wie ihn das Notenlesen bedingt, das Höchste waren, was man hören konnte. — In der letzten Zeit

hatte ihm der kaiserl. Hof-Pianoforte-Macher Herr Conrad Graf einen Schalldeckel verfertigt, der, auf den Flügel gestellt, die Töne seinem Ohr leichter zuführen sollte. So gut jedoch diese Vorrichtung war, so nützte sie leider bei Beethoven nicht mehr. Am peinlichsten waren seine Phantasien auf den Saiteninstrumenten zu hören, da er diese nicht zu stimmen vermochte. Diese Musik war furchtbar, und doch klang sie in seiner Seele gewiss rein und harmonisch.

Beethoven pflegte gewöhnlich Winter und Sommer mit Tagesanbruch aufzustehen, und auch sogleich an den Schreibtisch zu gehen. So arbeitete er bis 2—3 Uhr, die Zeit seines Mittagstisches. In der Zwischenzeit lief er wohl ein oder zweimal in's Freie, wo er (mit M. Saphir zu reden) „spazieren arbeitete", kam nach einer halben oder vollen Stunde wieder mit neuen Ideen nach Hause, und schrieb sie nieder. Gleichwie die Biene aus den Blumen des Feldes ihren Honig sammelt, so sammelte Beethoven, im freien Felde herum laufend, seine erhabenen Ideen; und diese plötzlichen Ausflüge, wie das eben so schnelle Wiederkommen, blieben sich in jeder Jahreszeit gleich, so dass ihn weder Kälte noch Wärme, weder Regen noch Sonnenschein hinderten. Daher kam er auch jeden Herbst so sonnenverbrannt nach der Stadt zurück, als hätte er mit den Schnittern und Winzern auf offenem Felde des Tages Last getheilt. Der Winter gab ihm wieder seinen etwas gelblichen Teint zurück. In No. 2. der Beilagen dieses Buches

theile ich ein Fac-simile seiner ersten Conceptionen mit, wie sie mit Bleistift notirt in Gottes freier Natur zu entstehen pflegten.

Wie das Baden zu Beethoven's Bedürfnissen gehörte, so auch das Waschen, und in diesem Punkte glich Beethoven einem Türken. Ging er während der Arbeit nicht aus um sich wieder zu sammeln, so stellte er sich, nicht selten im tiefsten Negligé, an's Waschbecken, goss einen Krug nach dem andern auf die Hände, brummte oder heulte abwechselnd dabei (denn singen konnte er nicht), ohne zu merken, dass er bereits wie eine Ente im Wasser stehe, durchschritt dann wieder mit furchtbar rollenden Augen oder ganz stierem Blick und doch scheinbar gedankenlosem Gesichte (in welchem sein Bart öfters eine abschreckende Länge erreicht hatte), einige Male das Zimmer, trat dann und wann an den Schreibtisch, um Notirungen zu machen, und trieb dann das Waschen und Heulen wieder weiter. So lächerlich solche Scenen immer waren, so durfte es doch niemand merken lassen, noch weniger ihn in dieser nassen Begeisterung stören, denn es waren dieses Momente, oder richtiger, Stunden der tiefsten Meditation. — Was aber die Hauseigenthümer dazu sagten, wenn das Wasser durch den Boden drang, lässt sich leicht denken, und dass diese Waschübungen öfters das Verlassen der Wohnung zur Folge hatten, war ganz begreiflich. Einige deshalb vorgefallene Scenen wären des Notirens werth.

Um seine Pension zu erheben, welches alle Quartale geschah, bedurfte Beethoven jedesmal eines Lebenszeugnisses von dem Pfarrer, in dessen Pfarrbezirk er eben wohnte. Befand er sich auf dem Lande, so ersuchte er mich oder jemand Anderen dieses Lebenszeugniss ausfertigen zu lassen, und selten kam so ein schriftliches Ersuchen ohne Schnacken oder Witze. Einstmals schickte er mir Folgendes ohne eine Bemerkung dabei, weil er wusste, dass ich ihn schon verstehen werde.

„Lebenszeugniss."

„Der Fisch lebt!"

„Vidi

Pfarrer

Romualdus."

Stereotip gleichsam ist die Vergleichung Beethoven's mit Jean Paul geworden, und wie ich glaube, sehr unrichtig. Jean Paul war nicht sein Liebling; er las ihn wenig oder nie, weil er ihm zu aphoristisch und räthselhaft war. Jene, die unsern Meister mit diesem Schriftsteller vergleichen, sind im Irrthum, wenn sie Jean Paul im Allgemeinen glauben, der sich wohl in der Durchführung einzelner Momente, besonders wo er sich in das Gebiet des Traum- und Gefühl-Lebens versenkt, nie aber als Darsteller mit Beethoven zusammen stellen lässt. — Ein Vergleich mit Shakespeare und Michel Angelo hat mehr Grund. *Shakespeare und kein anderer war sein „poëte de prédilection."*

Ungeachtet des sich um sein ganzes Leben schlingenden Unglückes und anderer Widerwärtigkeiten, hatte Beethoven doch Momente, wo er zu muthwilligen Streichen aufgelegt war, und sich immer durch andere dazu verleiten liess. Hier ein solcher aus seiner letzten Zeit.

Die Gemahlin eines in Wien lebenden, sehr geschätzten Componisten und Klavierspielers Herrn H—m, war eine grosse Verehrerin von Beethoven, und wünschte nichts sehnlicher, als eine Haarlocke von seinem Haupte. Ihr Gemahl wandte sich deshalb an einen Herrn H., der mit Beethoven Umgang hatte, und ihm manchen Dienst erwies. Auf dessen Vorschlag willigte Beethoven ein, jener Dame ein Büschel Haare aus dem Barte eines Ziegenbockes zu schicken, was richtig vollführt wurde, denn das graue und struppige Haar Beethoven's konnte recht gut einen solchen Vergleich aushalten. Die Dame, hoch erfreut über diese Reliquie ihres Heiligen, rühmte sich damit über die Maassen, und als sie recht hoch in ihrem Entzücken war, eröffnete man ihr ihre Täuschung. Auf ein sehr empfindliches Schreiben jenes Componisten an Beethoven über die gemachte Entdeckung, erkannte dieser sogleich die dessen Gemahlin zugefügte Beleidigung, und machte sie damit gut, dass er auf der Stelle eine Locke von seinem Haar abschnitt, und selbe in einem Billet jener Dame zusandte, sie zugleich um Vergebung des Vorgefallenen ersuchend. Die Achtung Beethoven's gegen den Urheber dieser Gemeinheit verwandelte sich in Hass, so zwar,

dass er keine Besuche mehr von ihm annehmen wollte. — Solch unwürdiges Spiel spielten prosaische Naturen öfters mit unserm grossen Meister! —

Ueber den Grund oder das Entstehen des Motivs zum letzten Satz seines letzten Quartetts in F Op. 135. (der die Ueberschrift führt: Der schwer gefasste Entschluss — un effort d'inspiration) „Muss es seyn? — „Es muss seyn!" wurde ich schon öfter befragt. Es betrifft Beethoven und seine alte Haushälterin, wenn diese das Wochengeld für die Haushaltung von ihm forderte; Scenen, die gewöhnlich ganz jocos waren. Die Alte musste manchmal mit dem Kalender in der Hand beweisen, dass die Woche um war, sie folglich Geld haben müsse. Noch in seiner letzten Krankheit hat er dieses fragende Motiv auf dem Quartett mit angenommener ernster Miene der Haushälterin vorgesungen, und die Schlaue verstand sich gut darauf, stampfte mit dem Fuss, eben so ernsthaft ihr „Es muss seyn" antwortend. — Es existirt aber noch eine zweite Version dieses Motivs auf einen Musikverleger bezüglich, die sich beinahe eben so erklärt, wie erstere. Beide betreffen den Artikel: Geld, und sind nichts als unschuldige Scherze. Welchen Pallast aber hat Beethoven auf diese unschuldige Basis aufgebaut, die gleichwohl etwas prosaischen Ursprunges ist! —

Da grosse Geister gewissen natürlichen Bedürfnissen, als Essen und Trinken, so gut wie die kleinen unterworfen sind, so dürfte vielleicht mancher seiner Verehrer schon aus Rücksicht der wunderlichen Haushaltung begierig seyn zu hören, wie Beethoven es damit hielt.

Zum Frühstück nahm er gewöhnlich Kaffee, den er sich häufig selbst bereitete. Mit diesem Getränke war er so scrupulös wie die Orientalen. 60 Bohnen auf eine Tasse, und da das blecherne Maass sich um eine oder zwei Bohnen irren konnte, so zählte er die 60 Bohnen für jede Tasse selbst ab, dies besonders, wenn er Gäste hatte. Dieses Geschäft verrichtete er mit grösserer Genauigkeit, als jedes andere. — Zu seinen Lieblingsgerichten am Mittagstische gehörten: Macaroni mit Parmesan-Käse, die ausserordentlich schlecht gerathen seyn mussten, bis er selbst sie schlecht fand; und dass sie öfter schlecht als gut waren, lässt sich bei der ungewissen Stunde, wenn er serviren liess, annehmen. Ferner gehörten alle Fischspeisen dazu, daher ihn auch die gebotenen Fasttage keineswegs genirten. Besondere Gäste wurden nur Freitags geladen, damit ein schöner Schill (ein Donaufisch, dem Schellfische sehr ähnlich) mit Erdäpfeln seine Tafel zieren konnte.

Von einem Souper war selten die Rede. Ein Teller Suppe und etwas von den Resten des Mittags, das war Alles; längstens 10 Uhr war er schon zu Bette. — Nachmittags arbeitete er niemals, und des Abends nur sehr selten. Nicht einmal mit einer Cor-

rectur wollte er sich beschäftigen, welches immerhin die peinlichste Arbeit für ihn war. Lieber noch schrieb er Noten ab.

Sein Lieblingsgetränk war frisches, klares Brunnenwasser, das er oft unmässig von Morgens bis Abends trank. Von Weinsorten war es der Ofener Gebirgswein, den er allen anderen vorzog, und da er kein Weinkenner war, so mundeten ihm die verfälschten Weine am besten, die vieles Unheil in seinem ohnehin geschwächten Unterleibe anrichteten. Dagegen vermochte aber kein Warnen etwas. Auch ein gutes Glas Bier und eine Pfeife Tabak, Abends genossen, gehörten zu seinen bescheidenen Tagesfreuden. Dabei durften aber die politischen Zeitungen nicht fehlen, besonders die Augsb. Allg. Zeitung, die ihm überhaupt viel Zeit im Leben wegnahm.

Gasthöfe und Kaffeehäuser besuchte er auch in den letzten Jahren noch öfters, hatte immer ein bestimmtes, und zwar ein solches, wo er zur Hinterthür eingehen konnte. Fremde, die ihn zu sehen wünschten, verfügten sich daher an jenen Ort, denn ein- oder zweimal in der Woche kam Beethoven sicher dahin, nicht um zu conversiren, sondern um Journale zu lesen. Nur höchst selten liess er sich mit ihm vorgestellten Fremden dort in eine kurze Conversation ein. Das letzte Blatt durchgelaufen ging er auch schon wieder eiligst durch die Hinterthür hinaus.

Herr Ritter Ignatz von Seyfried führt in seinen Notizen über Beethoven (S. 26 „Beethoven's Studien") an, dass unser Meister der lateinischen, französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig gewesen sey. Was erstere Sprache betrifft, sagt Dr. Wegeler bereits S. 9 s. Notizen, dass Beethoven in Bonn nur „etwas Latein" lernte. Wie wenig er mit dieser Sprache bekannt war, davon weiss ich auch zu sagen; auch beweiset dies der Text zur musikalischen Messe, als er ihn das erste Mal bearbeitete. Er musste sich nicht nur eine wörtliche Uebersetzung davon machen, sondern auch das Maass der Silben bezeichnen lassen. Wie weit er mit dem französichen Idiom vertraut war, möchte ziemlich aus seinem Brief-Concept an Cherubini (s. dritte Periode) wie noch aus andern Concepten dieser Art hervorgehen. Dass er in früherer Zeit vertrauter damit gewesen, wo er der Conversation noch fähig war, ist anzunehmen. Das Italienische verstand er blos zu lesen. — Beethoven liebte zu sehr die Lecture der griechischen und römischen Klassiker, die er in den besten Uebersetzungen hatte, als dass ihm bei seinen gehäuften Arbeiten noch viel Zeit zum Studium von Sprachen hätte übrig bleiben können. Viele von den griechischen Autoren kannte er so genau, wie seine Partituren; eben so Shakespeare. Beinahe gleiches Wissen verlangte er von seinem Gesellschafter, sollte dieser ihn nicht bald langweilen.

Eine besondere Bemerkung verdient noch, was Herr von Seyfried S. 16 s. Notizen von Beethoven's

eigener Hausführung sagt. „Er besuchte selbst die „Marktplätze, wählte, feilschte und kaufte, sonder „Zweifel nicht um den civilsten Preis, und schickte „sich an, den Nahrungsbedarf eigenhändig zu präpa„riren“ u. s. w. — Oh! Oh! Oh! Herr von Seyfried! Quousque tandem! — So mancher Vornehme kauft im Vorbeigehen einen Bund Spargel oder schönes Obst für seinen Tisch, so ebenfalls Beethoven, und wenn er ähnliche Küchen-Raritäten seinen Gästen vorsetzen wollte, so begleitete ihn immer seine Haushälterin an den Ort, wo sie zu haben waren. Dort nahm er aber immer das Allerbeste, während seine Alte immer nur Schlechtes nach Hause brachte. Wäre Herr von Seyfried nur einmal sein Gast gewesen, er hätte sich dessen überzeugen können. Dass Beethoven aber in seinem Misstrauen so weit gegangen seyn sollte, um desshalb sein eigener Koch zu werden, habe ich in meinem Leben nicht gehört, und andere Freunde von ihm, die ich noch kürzlich darum und auch anderer Facta wegen befragte, wissen ebenfalls nichts davon. Da er jedoch zu Possen öfters aufgelegt war, so gebe ich zu, dass er einigen Freunden eine solche Küchenkomödie einmal aufführte. So viel ist wahr, dass er in der letzten Zeit, seines Misstrauens wegen, Niemand mehr fand, der es übernommen hätte, nur kleine Rechnungen für ihn zu bezahlen, da er oftmals einer authentischen Quittung selbst nicht mehr glaubte. So erging es auch seiner gewiss treuen Haushälterin. Herr von Seyfried möge mir diese Bemerkung auf sein Angeführtes nicht übel nehmen. Die Uebertreibung geschah wahrscheinlich seiner Seits nicht ab-

sichtlich, er sprach blos vom Sagenhören, und dieses ändert und verdreht gewöhnlich jede Sache. In dem Jahre 1805 stand er in naher Berührung mit Beethoven, wie er es selbst anführt; vor dieser Zeit aber nicht, und weiter hin auch nicht mehr. Die Entfernung der Personen hat jedoch in diesem hochgebildeten Künstler die Achtung für Beethoven nicht gemindert, und aufrichtig gestehe ich, dass Herr von Seyfried nicht mit jener Scheelsucht nach dem grossen Meister hinüberblickte, wie so mancher andere homme de métier. Er ist auch Einer der Wenigen, die den Menschenwerth in Beethoven recht zu fassen und zu taxiren verstanden, ohne sich durch dessen Aussenseite irren zu lassen, wie er dies S. 27 s. Notizen selbst deutlich ausspricht.

Die Zweifel über Aechtheit so manchen Beethovenschen Manuscripts, nach dessen Tode veröffentlicht, welche Herr Ries sammt Angabe der Gründe in seinen Notizen S. 124 anführt, sind bemerkenswerth und zu beherzigen. Es ist bereits viel Unfug damit getrieben worden, und wird es weiterhin vielleicht noch, daher nur allein die eigene Handschrift Beethoven's oder dessen Beglaubigung die Zweifel hierbei lösen können.

Um hier nur eines von mehreren Beispielen anzuführen, wie weit der Muth oder die Unverschämtheit in dieser Beziehung bereits ging; — Im Jahre 1827, wenige Monate schon nach Beethoven's Tode,

wurde von einem Herrn E. den Gebrüdern Schott in Mainz eine Oper von Beethoven zum Kauf angeboten. Auf die Anfrage jener Verlagshandlung desshalb gab ich den Rath, man solle sich das Manuscript dieser Oper in Beethoven's Handschrift vorlegen lassen, versicherte aber anbei, dass in keinem Falle ein authentisches Manuscript einer Oper bestehe. Die „Cäcilia" brachte jenen nicht unbedeutenden Vorfall im siebenten Bande (1828) zur öffentlichen Kenntniss.

Es ist positive Thatsache: *dass Beethoven nie und nirgends einen rein-wissenschaftlichen Gegenstand weder über seine Kunst, noch über einen andern Zweig bearbeitet habe.* Was daher von solchen Arbeiten unter seinem Namen bis jetzt publicirt wurde, kann sich auf keine Weise als Autographie legitimiren.

Zum Beschluss dieser biographischen Schrift folge nun noch eine Person-Beschreibung unsers unsterblichen Meisters, wie auch noch einige Worte über die mir bekannten besten Abbildungen von ihm.

Beethoven dürfte schwerlich über 5 Fuss 4 Zoll Wiener Maass gemessen haben. Sein Körper war gedrängt, von starkem Knochenbau und kräftiger Musculatur; sein Kopf ungewöhnlich gross, mit langem, struppigem, fast ganz grauem Haare bewachsen, das nicht selten vernachlässigt um seinen Kopf

hing, und ihm ein etwas verwildertes Aussehen gab, wenn noch dazu sein Bart eine übermässige Länge erreicht hatte, was sehr oft der Fall war. Seine Stirn war hoch und breit; sein braunes Auge klein, das sich beim Lachen beinahe ganz in den Kopf versteckte; dagegen trat es plötzlich in ungewöhnlicher Grösse hervor, rollte entweder blitzend herum, den Stern fast immer nach oben gewandt, oder es bewegte sich gar nicht, stier vor sich hin blickend, sobald sich irgend eine Idee seiner bemächtigte. Damit erhielt aber sein ganzes Aeussere eben so plötzlich eine auffallende Veränderung, ein sichtbar begeistertes und imponirendes Ansehen, so zwar, dass sich diese kleine Gestalt eben so riesenmässig vor einem emporhob, wie sein Geist. Diese Momente der plötzlichen Begeisterung überraschten ihn öfters in der heitersten Gesellschaft, aber auch auf der Strasse, und erregten gewöhnlich die gespannteste Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden. Was in ihm vorging, prägte sich nur in seinem leuchtenden Auge und Gesichte aus, niemals aber gestikulirte er weder mit dem Kopfe noch mit den Händen, ausgenommen, wenn er vor dem Orchester stand. Sein Mund war gut geformt und ebenmässig die Lippen (in jüngeren Jahren soll die Unterlippe etwas hervorgetreten seyn). Die Nase etwas breit. Sein Lächeln verbreitete über das ganze Gesicht etwas überaus Gütiges und Liebreiches, das in der Conversation mit Fremden besonders wohl that, indem es sie aufmunterte; dagegen war sein Lachen oft übermässig schallend und verzerrte das geistreiche und stark markirte Gesicht;

der grosse Kopf schwoll auf, das Gesicht wurde noch breiter, und das Ganze glich nicht selten einer grinsenden Fratze. Gut, dass es nur immer schnell vorübergehend war. Das Kinn hatte in der Mitte und an beiden Seiten eine längliche Vertiefung, die dem Ganzen eine muschelartige Gestaltung und eine besondere Eigenthümlichkeit verlieh. Der Teint des Gesichts war gelblich, der sich aber durch das viele Wandern in der freien Natur, besonders zur Sommerzeit, verlor, wo dann die vollen Backen mit dem frischesten Firniss von roth und braun überzogen wurden.

In diesem Zustande, strotzend von Kraft und Gesundheit, und in der Stunde der Begeisterung, hat der Maler Herr Schimon (gegenwärtig in München lebend) sein Brustbild in Oel trefflich gemalt, als Beethoven eben 49 Jahre alt war. Nach ihm ist das Titelkupfer dieses Buches genommen. Das von dem Münchener Hofmaler, Herrn Stieler, einige Jahre nach dem Schimonschen gemalte Portrait Beethoven's (Kniestück, der Meister stehend in seinem grauen Hausrock abgebildet, mit einem Griffel auf ein Blatt Papier schreibend „Missa solemnis") ist nicht minder vortrefflich und voll Wahrheit; doch zeigt es nicht mehr die kräftige, lebensfrische Gestalt, wie jenes von Herrn Schimon. Mehr als zweijähriges vorausgegangenes Kränkeln und Unwohlseyn war die Ursache davon. In dieser Gestalt blieb sich aber Beethoven bis zu seinem Tode gleich, der 5 Jahre nach Fertigung des Stielerschen Gemäldes erfolgte. — Noch besitzen die Verwandten Beethoven's ein gut

gemaltes Portrait von ihm aus früherer Zeit. Es ist ein Kniestück, und der Meister sitzend abgebildet.

Diese drei Abbildungen verdienen allein die Beachtung der Verehrer des grossen Todten. Die wenigen andern, die noch hier und da existiren, sind ohne Werth und blosse Phantasiegemälde.

Eben so verhält es sich mit den Kupferstichen und lithographirten Portraits von Beethoven. — Ausser jenem Kupferstich von Letironne aus der zweiten Periode des Meisters, und der Lithographie nach Stieler (jedoch nur jene von Math. Artaria — nun Trentsensky — in Wien herausgegebene) wüsste ich weiter kein Bildniss zu nennen, welches die eigenthümlichen Züge meines mir immer lebendig vorschwebenden Freundes und Lehrers nur mit halber Treue wiedergäbe.

Anhang.

Bevor ich von dem Leser Abschied nehme, sey es mir gestattet, in diesen letzten Zeilen noch eines flüchtig zu berühren, das, wenngleich mit dem Wesen und Seyn Beethoven's nicht in direkter Beziehung stehend, dennoch vorzugsweise seine Sache betrifft, und, von der rechten Seite betrachtet, nicht von geringfügiger Bedeutung ist; daher ich zunächst von den wahren Freunden und Verehrern des grossen Meisters nicht missverstanden zu werden wünsche.

Noch bei Lebzeiten Beethoven's und auch nach seinem Tode wurde ich von verständigen Kunstfreunden und hohen Verehrern des grossen Meisters öfters veranlasst, mich über die Art und Weise, wie dieser seine Werke vorgetragen haben wollte, auszusprechen. Im Stande, sie von dieser Vortragsweise am Piano zu überzeugen, und sie dadurch mit allen Eigenthümlichkeiten jener musikalischen Dichtungen bekannt zu machen, schien mehreren die Behauptung nicht zu gewagt, dass diese Vortragsweise sich nicht genau mittelst der Noten- und Zeichenschrift lehren, sondern viel sicherer und schneller, ja fast nur allein

auf dem Wege der mündlichen Tradition zu erlernen sey. Unter gewissen Voraussetzungen, als: reines, unverdorbenes Gefühl für wahrhaft Schönes und Erhabenes, genaue Bekanntschaft mit guter Musik und vorausgegangener gründlicher Unterricht, — unter diesen Bedingungen halte ich jedoch dafür, dass dem ernstlich Wollenden keine unübersteiglichen Hindernisse entgegen treten werden, sich mit jener Vortragsweise bald zu befreunden. Im entgegengesetzten Falle aber gebe ich gerne zu, dass jene Behauptung begründet seyn dürfte; daher der Rath wohl zu beherzigen wäre: mediokre Talente mit dem Studium solch deklamatorischen Vortrages gänzlich zu verschonen, da es sie sicherlich nur wirre machen, und ihre Fortschritte im blos mechanischen Klavierspiel zurück halten würde.

Aus jenen Discussionen über Möglichkeit oder Unmöglichkeit: die Beethovenschen Werke nach dem Willen ihres Schöpfers richtig vorzutragen, erging vielmal die Aufforderung an mich, Schüler zu bilden, damit sich diese wichtige Lehre weiter fortpflanze, und mittelst eines lebendigen Unterrichts einen schnelleren Fortgang nehme, als es durch die Schrift allein ausführbar sey. — Es bedurfte jedoch aller solcher Aufforderungen und Ermahnungen an eine derlei Verpflichtung meiner Seits nicht, womit mich jene verehrten Kunstfreunde in ihrem heiligen Eifer aus einem vermeinten Schlafe aufwecken zu müssen glaubten, indem sie mir noch überdies zu wenig Interesse an der Sache meines erhabenen Lehrers zum Vorwurf

machten. Habe ich gegen ihr Gutheissen die Herausgabe dieses Buches verzögert, dann glaube ich Gründe angeführt zu haben, die diese Zögerung rechtfertigen. Es bleibt mir am Schlusse nur noch übrig, ihnen einige der wichtigeren Momente meiner künstlerischen Wirksamkeit anzugeben, woraus sie entnehmen mögen, dass ich nicht unthätig gewesen, wie sie vermeinen, seitdem ich Wien verlassen. Zugleich mögen sie daraus entnehmen, wie getreu ich meinem Lehrer stets geblieben, und wie viel, aber auch wie wenig oft meine Wirksamkeit von gutem Erfolge begleitet worden, den Menschen zur Erkenntniss jener Offenbarungen zu verhelfen, die uns durch die Musik werden; und wenn ich jene Offenbarungen aus der Musik Beethoven's am deutlichsten lese, wenn ich sie darin am kräftigsten ausgesprochen finde, so möge man dies mir verzeihen. Zur Entschuldigung, ja sogar zur Rechtfertigung dessen dürfte sich in dem hier voraus Gegangenen so Manches auffinden lassen, und somit der allfällige Vorwurf der Befangenheit oder Einseitigkeit keinen festen Anhalt gewinnen.

Mein Aufenthalt von drei Jahren und fünf Monaten zu Münster als Direktor des dortigen Musikinstituts war in Kunsthinsicht von kaum zu erwartenden glücklichen Erfolgen begleitet. Dieses bereits seit einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen bestehende Institut, dessen treffliche Organisirung im Wesentlichen vieles gemein hat mit den besten dieser Art in Oestreich, befand sich in einem hinfälligen Zustande, in dem es schon ziemlich lange schmachtete. Aber

schon in den ersten Monaten meines Wirkens regte sich in dem Volke ein Geist, der bald Besseres hoffen liess, und wirklich zeigte es sich bald, dass die Vaterstadt der Romberge, die ehmals dort vereint erfolgreich wirkten, für das Erhabenste im Gebiete der Tonkunst empfänglich sey. — Partheigeist, der alles Gute schon in seinem Entstehen untergräbt und am Ende sich selbst verzehrt, Ostentation ferner und Dünkel, die beide stets mit Hochmuth das Haupt erheben, um Armuth und Mangel zu verbergen, und so die Grenzen der eigenen Kraft überschreiten, diese Laster waren und sind bis nun unter den westphälischen Musik-Dilettanten Gottlob unbekannte Dinge, daher alles Gute dort leicht Wurzel fassen kann. Und hat man über das Kunsttreiben in jenem Lande bisher nicht oft schon lobpreisende Artikel gelesen, so ist kein anderer Grund als dieser: in jenem Lande pflegt man vor allem zu handeln. Der stets überfüllte Concert-Saal und das dringend gefühlte Bedürfniss nach guter Musik, dies sind in diesem Falle die besten und zuverlässigsten Lobredner.

Zwanzig, statutenmässig alljährlich und an bestimmten Tagen feststehende Gesellschafts-Concerte (wobei jedesmal ein grosses Instrumentalwerk zur Aufführung kommt), nebst einem Musikfeste in grösserem Style am Cäcilien-Tage, gaben mir in Münster Gelegenheit, in der Bildung des ästhetischen Sinnes vorsichtig zu Werke zu gehen, und vom Kleineren zum Grösseren, vom Leichteren zum Schwerfasslichen langsam vorzuschreiten. Auf diesem Wege ward es

möglich, das Publikum in Masse zur Erkenntniss dessen zu erheben, was uns der Schöpfer durch die Tonkunst offenbaren wollte. Und wie der Erzieher sich von seinem Zöglinge trennt, aus dem er einen Menschen gebildet, und der Volkslehrer seine ihm anvertraute Heerde verlässt, nachdem er den Samen des Guten und Wahren ausgestreut, beide über das Gelingen ihres schweren Unternehmens sich freuend und alle gehabte Mühe vergessend, — mit gleich freudigen Gefühlen und gegenseitiger Zufriedenheit trennte ich mich im Frühling 1835 von jenem biedern und kernigen Volke, dem ich noch insbesondere nachsagen muss, dass, wenn ihm auch die Schöpfungen Beethoven's am höchsten standen, es doch mit Achtung und Ehrfurcht jeden guten Meister begrüsste und seinen Werth zu würdigen verstand, welch letzteres den eigentlichen Maasstab geben mag, was dem gebildeten Westphalen Musik sey.

Im Juny 1835 übernahm ich in Folge einer Berufung der Stadtbehörde das Amt eines städtischen Musikdirectors in Aachen, dessen steriler Boden mir nicht ganz unbekannt war. Handels- und besonders Fabrikstädte trifft, Kunst und Wissenschaft angehend, mehr oder weniger überall dasselbe Schicksal: auf ihrem Grund und Boden will nur allein der Gott der Industrie herrschen, der Handelsgeist erstickt jeden andern, und Merkur und sein Gefolge verscheuchen die Musen, von denen nur allein Terpsychore ein freundlich Asyl findet. Der Vorstand der städtischen wie auch der geistlichen Behörde, im

Gefühle, was der Stadt in Zukunft in Kirche und Concert-Saal frommen solle, um mit andern Städten Deutschlands von gleichem Range Schritt zu halten, traf vorab mehrere gute Einleitungen, so dass ich bei meinem Eintreffen daselbst von den mancherlei Partheiungen nichts mehr als die Grundelemente vorfand. Unter solchen ziemlich günstigen Auspizien begann meine dortige Wirksamkeit *), die noch um desto freudigere Hoffnungen in mir erregten, als zugleich auch von mehreren wohlhabenden Bürgern eine namhafte Summe zum Behufe eines guten Anfangs im Concert-Saale unterzeichnet wurde, und man mir überhaupt das grösste Vertrauen schenkte. Ich selbst brachte zur Erhebung der Kirchenmusik im Dom aus ihrem bejammernswerthen Zustande beträchtliche Geldopfer, da es dort an allen Mitteln fehlte, um benöthigte musikalische Werke anzuschaffen, das Kapitel aber alle und jede Beihülfe ablehnte, überhaupt eine auffallende Indolenz gegen den erhabensten Zweig der Tonkunst — Kirchenmusik — bezeigte, und so alle Wünsche seines würdigen Propsten wie auch meine: die Kirchenmusik als Basis des zu errichtenden musikalischen Gebäudes hinzustellen, sie folglich zu allernächst auszubilden, zu nichte machte.

---

*) Auch die derzeitige Spiel-Bank-Direction, in deren grossem, in akustischer Hinsicht vortrefflichen Saale die Concerte statt finden, unterstützte nach Möglichkeit mein Unternehmen, wie sie sich überhaupt gegen fremde Künstler, die dieses schöne und freundliche Lokal zu ihren Concerten zu benutzen wünschten, nie anders als liberal bewiesen hat.

Sohin hatte ich das Vergnügen, hundert und einige achtzig Musikfreunde und Künstler im Chor und Orchester sich um mich reihen zu sehen, die anfänglich alle für die Sache gleich begeistert waren. Jedoch unser gemeinschaftliches Wirken und Streben, das der alten Kaiserstadt würdig genannt werden musste, vermochte dennoch nicht die Zuhörer zu erwärmen und zu höheren Gefühlen zu erheben. Gleichgültigkeit ihrer Seits, oft gegen das Trefflichste und Bestausgeführte, konnte demnach nicht anders als entmuthigend auf alle Theilnehmer an der Ausführung wirken. Dieses, mit dem entschwundenen Reiz der Neuheit für beide Theile, lichtete mit jedem Winterkursus zugleich mit den Reihen der Zuhörer immer mehr und mehr auch die Reihen der Ausübenden; dazu noch die bald wieder eingerissene Partheisucht und Spaltungen unter den Dilettanten, von einigen dünkelhaften Optimisten angefacht; dies alles untergrub die schwachen Grundfesten des Hauses, das endlich nach etwas mehr als zweijährigem Bestehen wirklich in sich selbst zerfiel. Nunmehr sind nur noch an dreissig ehrwürdige Ueberreste davon sichtbar, die mit mir den Verfall dieses zu schönen Hoffnungen berechtigenden Vereins artistischer Kräfte beklagen. Wohl verdienten die Glieder dieser kleinen Gemeinde, die dem wahren und reinen Kunstglauben getreu verblieben, und dadurch gewiss einen seltenen Charakter kund gegeben, namentlich aufgezeichnet zu werden. Nun sind dies „die letzten der Gäste", und pflegen mit nie ermüdetem Eifer die Gesangmusik bei einigen Lämpchen, denn der Glanz des Hauses, des-

sen äusserste Pforte nun bald verschlossen wird, ist längst erloschen, und wird sich wohl nur in der Erinnerung der Sinnigen erhalten, deren es ausser jener kleinen Gemeinde noch eine kleine Schaar dort gibt. — In dieser Situation, die Aehnlichkeit mit der J. Haydn's hat, als ihm Fürst Esterhazy nach und nach die Kapelle fortschickte, bis er fast allein und verlassen dastand, ist mir nicht anders als jenem grossen Manne zu Muthe.

Die Gründe von dem so frühen Verfall eines Instituts, das so schön begonnen, liegen jedoch noch anderswo, als ich im Vorstehenden erwähnte, und würden hinreichende Veranlassung seyn, sie aufzusuchen, und als warnendes Beispiel umständlich anzuführen, wäre hier der Ort dazu. Nur so viel sey mir noch im allgemeinen musikalischen Interesse darüber zu sagen erlaubt: das Haus des Bürgers und der Pallast des Fürsten werden beide auf solche Fundamente gestellt, als der freiwaltende Baumeister zu berechnen versteht, welche Last sie zu tragen haben werden. Das Haus, das von oben zu bauen angefangen wird, fällt sicherlich zusammen, und das Kunstinstitut, dessen moralischer Mörtel trotz Sturm und Regen nicht fest zusammen hält, dessen Mitglieder nicht ordnungsmässig das Verfahren derjenigen überwachen, denen sie die Verwaltung des Ganzen anvertraut, indem diese nur zu oft ihre Befugnisse überschreiten, anmaassend werden, und dadurch zuerst Anlass zu Friedensstörungen geben, anstatt bemüht zu seyn, Friede und Eintracht nach innen und aussen zu erhalten, — jenes

Kunstinstitut wird der erste rauhe Herbstwind über den Haufen werfen. Ein Auditorium ferner, das in der ästhetischen Ausbildung nicht eine stufenweise Fortschreitung gemacht, und sich so nach und nach zu höherer Erkenntniss erhoben hat, wird auf dem umgekehrten Wege niemals dahin gelangen, noch weniger mit dem Gebotenen zu befriedigen seyn; daher die grössten Meisterwerke ohne allen Eindruck an sich vorübergehen lassen, weil es deren Werth und Bedeutung nicht fasset, ja öfters mit dem besten Willen nicht fassen kann, weil der Charakter des Tonwerkes das Fassungsvermögen übersteigt, und die Zuhörer zu einem mehrmaligen Anhören nicht Zeit und nicht Geduld haben. Auf Zuhörer, die nicht geübt sind, Tonwerke von mässigem Umfange und eben nicht tiefer Gelehrsamkeit zu überhören und zu fassen — somit der Zweck zu ihrer Bildung und Erkenntniss des Besseren hiebei schon nicht erreicht wird — können luxuriöse Musikfeste, wie sie heutzutage an vielen Orten in der Mode sind, nicht anders als nachtheilig einwirken, um so mehr, wenn man die Bildung eines grossen Auditoriums mit solchen Musikfesten beginnt, wobei, ganz recht, nur die höchste und schwierigste Gattung musikalischer Compositionen zur Aufführung kommen darf, mithin ein für solche Werke bereits herangebildeter Geschmack, wenigstens von dem grösseren Theile der Zuhörer, mitzubringen ist. Dass es nicht zum Guten führen kann, wenn dieses unerlässliche Postulat mangelt, wird wohl Niemand in Abrede stellen; allein das Publikum aller Länder und Orte folgt im Politischen wie

im Artistischen dem gegebenen Impulse, und fragt selten oder nie: wohin soll es führen? Und ist dieser verkehrte Weg einmal eingeschlagen, setzt man das Publikum oft an luxuriöse Tafeln, ohne dass wenigstens die Mehrzahl den Werth einer einfachen Mahlzeit zuvor schätzen gelernt, dann wird das Zurückführen zur Pflege und Werthschätzung des eigenen bescheidenen Heerdes unmöglich, denn die Tischgenossen sind und bleiben verwöhnt. *) — An Orten endlich, wo man im Allgemeinen nur dem Materiellen, und in der Musik allein jenem huldigt, was den äusseren Sinn afficirt und amusirt, wo sich die Gemüther nicht in ihrem Innersten ergreifen und erheben lassen wollen, wo die Hörer nicht zuweilen in Masse zu einem gewissen Grad von Begeisterung zu bringen sind, wo an eine Vereinigung im häuslichen Kreise, selbst bedeutender Talente, um dort von einander zu lernen, nicht zu denken, aus dem nichtigen Grunde, weil sich die Familien, obgleich durch ein halbes Jahrhundert neben einander bestehend, „nicht kennen“, die Musik aber nicht so viel Kraft über sie auszuüben im Stande ist, um Vorurtheile des Standes, nichtssagende Convenienzen und Albernheiten zu beseitigen, und gerade die Musik als das schönste und edelste

*) Welche nachtheilige Folgen die Tonkunst durch die modernen Musikfeste überhaupt zu erwarten hat, hatte ich bereits oben S. 43 der ersten Periode zu äussern Gelegenheit, und ähnliche Befürchtungen wurden schon vor mir von achtbaren und unsere Zeit genau erfassenden Männern öffentlich ausgesprochen, ohne dass sie, wie nicht minder auch ich, die an und für sich schöne Institution der Musikfeste verkennen.

Band der geselligen Vereinigung zu betrachten; wo ferner alle jene, die sich Musikfreunde nennen, und sich zunächst mit der Ausübung beschäftigen, nicht wirklich auch noch einige Geldopfer der Erhaltung und Förderung der guten Sache alljährlich bringen, — dort wird jede Mühe vergeblich und jedes Hoffen auf Besserung der Zustände eitel seyn. Alles, oder doch der grösste Theil dieser Inconvenienzen muss sich anders gestalten, soll das Gedeihen einer Kunstanstalt im Bereiche der Möglichkeit liegen. Sicherlich wird an solchen Orten keine Anstalt durch Zuthun der Mitglieder allein festen Fuss fassen, und dadurch so unumstösslich fortbestehen, wie man es in so vielen deutschen Städten findet. Die Dotation stets nur durch öffentliche Concerte erringen wollen, wozu erforderlich, dass man einem immer gemischten, aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Auditorium fortan neue Reizmittel und imponirende Namen auf die Affiche stellen muss, um es anzulocken, das heisst die Sache von Anbeginn auf Sand bauen.

Die Anforderungen, welche man an junge Talente zu machen hat, die für Höheres geistig qualificirt, nach klassischer Ausbildung streben, ohne jedoch den Kreis des Dilettantisme (im besseren Sinne nämlich) überschreiten zu wollen, lassen sich meist alle aus dem oben im „Musikalischen Theil" bereits Gesagten entnehmen, daher wenig mehr darüber zu erwähnen bleibt. Doch ist dieses Wenige nicht ohne Belang, und dürfte vorzüglich bei Lehrern und Lernenden einiges Interesse erwecken, zugleich auch das Buch der Erfahrungen um ein Blättchen vermehren.

Das Lehren einer Kunst oder Wissenschaft ist für den, der tief in dieselbe eingedrungen, und Beruf und Kraft sich mitzutheilen fühlt, ein erhebendes, seliges Gefühl, wahrhaft beglückend zugleich, wenn er nicht durch Existenz-Gründe zum Lehren gezwungen wird. Um so freier und willfähriger wird sich sohin der Drang zur Mittheilung offenbaren, und immer würdige, für das Tiefere empfängliche Individuen auswählen, bei denen wenigstens eine halbe Gewissheit sich kund gibt, dass der Unterricht einstens edle Früchte zur Reife bringen und auch segenreich für andere seyn werde. Nicht „die Kunst, um der Kunst „willen" — sondern Schiller's inhaltschwere Worte: „*Die Kunst werde um der Menschheit, des Men-„schenwohls, der Veredlung, Verbesserung der Men-„schen willen zu einem Lehramte alles Guten, Ed-„len und Moralischen*" waren und blieben es, die meiner Wirksamkeit die Richtung gaben. Nach diesem Princip allein war ich als Lehrer thätig und auch bemüht, die von der Muse Geweihten in die Mysterien der Beethovenschen Musik, insofern sie mir selbst zugänglich geworden, einzuführen. Ferne von pedantischen Ansichten und Strenge, und ferne von einseitiger Beurtheilung anderer Meister und Jünger im Kunstfache, denen allen ich die gebührende Achtung zolle, fand ich bei vorsichtiger Abmarkung und Klassificirung der erforderlichen Geistesfähigkeiten zur Einführung in jenes Heiligthum unter den unzähligen Berufenen nur einige wenige Auserwählte, mit denen ich Versuche zu machen für nichts Gewagtes hielt. In Betracht jedoch der Nebenbedingungen, unter de-

nen eine Reife des Talentes in höherer Potenz möglich wird, kam ich leider erst spät zum rechten Bewusstseyn, nachdem ich bereits viel Zeit und viel Geld verschwendet hatte, die beide unwiederbringlich verloren sind. Auf solchem Irrwege gelangte ich endlich zu der Ueberzeugung, dass es Mutter Natur weniger an Hervorbringung hoher Organismen fehlen lasse, als letztere vielmehr durch allerlei Umstände, nämlich Fehler in der Erziehung, Missverhältnisse in ihrer stäten Umgebung, Gleichgültigkeit, spiessbürgerliche Denkungsart, gemeine Vorurtheile und Nichtkenntniss der hohen Bedeutung des ausgebildeten Talentes von Seiten der Eltern, ferner durch Einfluss prosaischer oder gar pöbelhafter *) Sippschaften, und auch noch von dem herrschenden Zeitgeschmack an der völligen Entwickelung auf der rechten Bahn gehindert werden. Ein mehr gemässigter Eifer für die gute Sache würde mich zweifelsohne früher zu dieser Erfahrung geleitet und auch zur Einsicht gebracht haben: dass es der Brunswicke und Flemminge nicht aller Orten gebe.

Unter den mir begegneten Talenten, von der Natur für das Höchste ausgerüstet, nannte ich eines mit Stolz und hohen Erwartungen meinen Zögling.

---

*) Nach der Definition der geistreichen französ. Schriftstellerin, Marquise de Lambert; „Pöbel ist alles, was niedrig, „gemein denkt, und selbst in den obersten Ständen wim„melt es von so Denkenden; dieser Theil der Gesellschaft „ist allzeit der am meisten zu fürchtende, weil er bei Al„lem mitreden und sein Urtheil immer obenan gestellt wis„sen will." (Lettre à sa fille.)

Mit der Liebe und Hingebung eines väterlichen Freundes pflegte ich es zwei und ein halb Jahr hindurch. Die in diesem nicht langen Zeitraume gewonnenen Resultate waren unter andern: bedeutende Kenntnisse in der Harmonielehre, vollkommenes Erfassen der tiefgedachtesten Werke Beethoven's und anderer Klassiker, Uebersicht und meist schon richtiges Abspielen der Partitur, des bezifferten Basses u. s. w. Wer sollte bei diesen gewiss höchst seltenen Erfolgen im ganz jugendlichen Alter nicht den Wink des Schöpfers und die Bestimmung des Individuums deutlich erkannt haben, dem überdies auch Fortuna noch zugelächelt, wie nur selten den Geistgebornen? Und dennoch entzog ich, nicht ohne inneren Kampf, diesem merkwürdigen Talente im noch nicht zurückgelegten fünfzehnten Lebensjahre meinen Unterricht. Die Gründe davon liegen in dem hier Vorstehenden. Der Dämon, der mich hiezu veranlasste, war von den Infernalischen ausgesandt, um eine der schönsten und seltensten Kunstblüthen, in deren Wesen die Natur alles harmonisch gestaltet, von dem vollständigen Entfalten zurückzuhalten. Was die echte Kunst an einem solchen Talente verloren, wird jeder Kunstfreund ermessen und aus dem Zusammenfassen des Ganzen hier beistimmen, dass ich nur mit Wehmuth an meine Schülerin Th. P...... zu A., wie an einen schönen, aber nicht in Erfüllung gegangenen Traum, zurück denken kann.

Nur die nach jeder Richtung hin günstigen Umstände, unter denen ein grosses Talent seine Aus-

bildung erhält, wobei noch zu beachten, dass die Lehrmethode nicht oft gewechselt werde und wissenschaftliche Bildung Hand in Hand mit der musikalischen gehe, geben ihm einen reellen Werth und sichern einen guten Erfolg. Den vollen Werth und zugleich die Befriedigung seiner selbst erhält es jedoch meist dann erst, wenn der grosse Wurf gelungen, an der Seite eines edlen und geliebten Wesens, welches den Genius erkennt und zu würdigen versteht, durch das Leben zu wandeln. *Gleiche Empfindung, gleiche Richtung der Gefühle, eine höhere Ansicht vom Leben und geselligen Verkehr,* dies sind und bleiben stets die Quellen der reinsten kaum zu trübenden Harmonie. Im entgegengesetzten Falle verkümmert und verkrümmt das entschiedenste Talent wie die verwahrloste Pflanze, und artet häufig in gröbere Irrthümer aus (die oftmals auf all sein Thun und Lassen sich verbreiten), als ein minder begabtes. Vergebens sucht man den so gebannten Genius in Ketten zu legen oder gar zu ersticken, der grade dadurch nur zu oft mit Gewalt der Fesseln sich entledigt, und dem unterirdischen Feuer gleich sich Auswege nach Aussen bahnet, aber nicht immer am rechten Orte und noch seltener einer künstlerischen Beachtung würdig. Der starke, poetische Geist bedarf der stäten Pflege seiner werth; verkannt jedoch, durch Unterdrückung oder Verwahrlosung vielleicht gar zur gemeinen Prosa herab gestimmt, ist er selbst in den glänzendsten Lebensverhältnissen, mitten in rauschenden Vergnügungen, die die innere Leere doch nicht auszufüllen, und Sehnsucht und

Verlangen nach geistigem Genusse nicht zu stillen vermögen, der am meisten mit sich selbst und mit der Welt im Widerspruch Stehende; denn das, seine Empfindungen und Gefühle leitende Princip, mit ihm im Kampfe, ist, besonders bei hohen Gemüthsanlagen, zugleich der an seinem edelsten Theile nagende Wurm, von dem ihn am Ende nur die Parze befreit. — Beispiele haben mich dies so kennen gelehrt. Es wird daher in solchem Falle jede vorausgegangene Sorgfalt für Ausbildung eines derlei geistigen Organismus fruchtlos bleiben, und oftmals wäre es besser, wenn gar nichts dafür geschehen wäre. Leider gibt es gegen Unglücksfälle dieser Art noch keine Assekuranz-Anstalt.

So erfreulich es immerhin zu sehen ist, wie das Talent in unserer Zeit überhaupt geschätzt (das musikalische sogar häufig überschätzt) wird, wie sämmtliche Künste und Wissenschaften in allen Klassen gehegt und gepflegt werden, wie selbst kaiserliche und königliche Prinzen und Prinzessinnen, Fürsten, und sogar ein deutscher König, ihre eigenen Kunst- oder Literaturerzeugnisse der Oeffentlichkeit übergeben, und damit, sich in Reihe und Glied mit andern Künstlern und Literatoren stellend, dem lauten Urtheile der Kritik sich ungescheut unterwerfen; so ist es dennoch betrübend, wie tief grade durch solche Allgemeinheit die, durch ihre leichtere Zugänglichkeit und den Sinnenreiz mehr weckende, Tonkunst gesunken, und so aus einem Gemeingut ein gemeines Gut aller Klassen geworden, von welcher

Knechtschaft sie sich wohl schwerlich mehr ganz losreissen dürfte. Diese beklagenswerthen Zustände fordern jeden redlichen Künstler laut auf, der bemüht ist, seine Zöglinge auf dem Wege klassischer Ausbildung einem höheren Ziele entgegen zu führen, und dadurch Kunst und Wissenschaft nach Kräften zu nützen, unter der Menge Musiktreibender solche Talente ausfindig zu machen, die seiner Bemühungen ganz werth sind, welche die mit seiner Hülfe erlangte höhere Stellung in der Gesellschaft dankbar erkennen und selbe stets würdig zu behaupten sich bestreben. Der Lohn für solches Ringen ist für die Lernenden um so grösser, als auf diesem Wege, auf dem geführt zu werden nur sehr Wenigen zu Theil wird, noch Wenigere aber die geistige Befähigung hiezu besitzen, die Rivalität nur höchst selten zu treffen und nicht so gefährlich ist, wie auf dem allgemeinen Tummelplatz, besonders des Klavierspiels *), wo selbst die ersten Koriphaeen dieses modernen Cynismus täglich zu gewärtigen haben, es begegne ihnen ein anderer, der durch noch grössere Beweglichkeit in seinem Fingerspiel sie übertreffe und ihren Ruf verringere oder gar vernichte; Fälle, deren sich in neuester Zeit mehrere vor unsern Augen zugetragen ha-

*) Ueber den bejammernswerthen Zustand der heutigen Oper und ihre üble Einwirkung auf die Richtung des Geschmackes haben bereits mehrere achtbare Schriftsteller in den besten Zeitschriften gesprochen und es an ernsten Ermahnungen nicht fehlen lassen. Auch war S. 142 hier oben davon die Rede. Möge die Zeit bald eine freundlichere Aussicht auch hierin blicken lassen.

ben. — So galt z. B. Herr Thalberg *) auf dem ganzen europäischen Continent so lange als das Non plus ultra eines Klavierspielers, bis ein 18jähriges Mädchen in der Person des Fräuleins Clara Wieck erschienen, welche die allgemeine Stimme ungesäumt als Königin des Klavierspieles ausrief. Ihre Herr-

*) Ich kann den Namen dieses ausgezeichneten Künstlers nicht aussprechen, ohne zugleich mit tiefem Leid zu gedenken, wie auch er, dem das Geschick eine so freie, unabhängige Stellung in dem Getreibe der Kunstwelt gönnet, der eine so vielseitige und gründliche musikalische Bildung, wie selten einer, genossen, nun ebenfalls mit dem Haufen des „Virtuosenthums“ geht, dadurch sich bereits den Vorwurf der Einseitigkeit zugezogen, und nach ephemerem Ruhme strebt. In so fern ich Thalberg, sein eminentes Talent und ganzes künstlerisches Wesen kenne, lebt in mir die Ueberzeugung, dass er unter Allen der geeignetste ist, das Klavierspiel wieder in die Schranken der wahren ästhetischen Schönheit und Bedeutung zurückzuführen, es von dem nahe bevorstehenden Untergange zu retten, und dadurch zugleich viele Kunstwerke von unvergänglichem Werthe der Vergessenheit zu entreissen. Seiner Seits bedarf es nur einiger Selbstverläugnung, wie es bei dem ächten Künstler im Interesse seiner Kunst immer zu finden, und Achtung vor den klassischen Meistern, deren Werke er bei seinen Productionen stets oben an stelle. Er wähle Berlin oder Wien zu seinem Aufenthalte. Noch ist dort bei einer kleinen Zahl der Sinn für wahrhaft Gutes und Schönes nicht untergegangen; es wird ihm, wenn er nur will, gewiss gelingen, nicht nur auf diese, sondern bald auf einen grösseren Kreis segensreich zu wirken, und sich dadurch Dank und dauernden Ruhm erwerben. — Nicht „die Kunst um der Kunst willen“, die auch dem Egoismus, dem Sinnenreiz, dem physischen Genuss Thür und Thor öffnet, sondern Schiller's Worte: „die Kunst um der Menschheit.... „der Veredlung der Menschen willen“ u. s. w. rufe ich Herrn Thalberg zu. Möge er ihren hohen Sinn fassen und in demselben allein wirken!

schaft dauerte nur sehr kurz, bis Herr Liszt nach Deutschland kam, und beide durch seine höchst zu beklagenden Abweichungen von der Wahrheit völlig vergessen machte. Das tausendköpfige, bis zu einem italienischen „Fanatismo" durch Herrn Liszt aufgeregte Publikum, der vielen ihm von beiden ersteren Künstlern gewordenen Genüsse und ihrer wirklichen Verdienste nicht mehr eingedenk, gab sich dem letzteren Eindrucke hin, setzte Herrn Liszt auf den Thron und gesellte ihm in diesem Jahre in der Klavierspielerin Mad. Pleyel eine Königin bei. Ob nun diese beiden Herrscher sich so lange auf dem imaginären Thron erhalten werden, wie etwa ein französisches Ministerium unserer Tage, ob sich nicht irgendwo schon wieder andere Talente in anderen Formen vorbereiten, sie zu entthronen, steht zu erwarten, und wäre bei der leichten Beweglichkeit des Publikums nichts Auffallendes. *) — So verfolgt das Rivalitäts-

*) Wären mir deutsche Urtheile über die Leistungen des Herrn Liszt in klassischer Musik zu Ohren gekommen, bevor ich die freudige Aeusserung über sein Eindringen in den Beethovenschen Geist hier oben im musikalischen Theil S. 221 niederschrieb, ich würde dies sicherlich unterlassen haben. Ich selbst hörte Herrn Liszt seit seinem zwölften Lebensjahre nicht wieder. — Vielfach übereinstimmende Urtheile von besonnenen deutschen Kunstrichtern liegen mir nun in Briefen und Zeitschriften vor. Jenes aus der „Eleganten Zeitung", das auch in No. 77 der Wiener allg. Theater-Zeitung zu lesen, gibt die deutlichste Erklärung über dieses „Meteor" am modernen Kunsthimmel. Von dem Vortrage der drei Sätze aus der Pastoral-Sinphonie heisst es dort unter andern: „Es war ein göttlicher Dämon, „der dieses Werk schuf; das ist Beethoven. Es war die „verwegenste Keckheit der fortschreitenden Technik, ein

System und die Sucht mit dem Scheine zu glänzen alle Anhänger und Verbreiter der modernen „romantisch" genannten Ausgeburten, und rächet durch ähnliche Vorgänge die gekränkte, hintan gesetzte wahre

---

„Beethovensches Werk, das gleichsam aus allen Ecken und „Enden der Welt die Instrumentalmächte zusammen holt, „um sich darzustellen, auf den Tasten mit zwei Händen zu „reproduciren. Diese Verwegenheit muss für genial gelten, „und zu ihr gesellt sich dann noch die dämonische Lust, „dies Werk einer göttlichen Zeugungskraft aufzulösen, „zu zersetzen, seine Tempi durcheinander zu „stürzen, die inwohnenden Geister todt zu hetzen. „Das ist Liszt's Thun, dieser Dämon einer mephistophelischen „Zerstörungslust regiert ihn ..... Nicht das Pianoforte „spielt er, sondern das Fortepiano. Sein Instrument ist „keine Harfe, die Psalmen singt zum Lobe des Herrn, keine „Leier, welche die Freuden des süssen Gefühls nachzittert, „auch keine Posaune, die mit einer überirdischen Weihe „den Tag des Gerichts verkündet; sein Werkzeug ist ein „Schlachtross, ein schäumender Rappe, der die Mähnen „schüttelt, ewig fieberwund tobt, oder sich selbst die Adern „öffnet" u. s. f. — Ist das nicht schrecklich zu hören?! Soweit wagt es die Aristokratie in der Tonkunst allein, und wird für solch unerhörtes Treiben von der leicht bewegten Menge bis über die Wolken erhoben, Meteor, Phänomen genannt! Hat man je solch muthwilliges Zertrümmern aller Kunstformen zu so unedlen Zwecken in der Maler- oder Bildhauerkunst gesehen, wie einige von den modernen Musik-Aristokraten es sich erlauben? — Haben wohl noch Meteore und Phaenomene das Feld der Wissenschaft und Kunst wirklich nutzbringend erweitert und bereichert? — wenig oder gar nicht. Sie erscheinen, verblüffen auf einige Zeit Schauende und Hörende, und verschwinden dann gewöhnlich für immer, ohne dass die Geschichte mehr von ihnen zu sagen wüsste, als: sie waren da! — Möge der geniale Liszt seine Lebensgeister, die ihm vom Schöpfer zu einem edleren Gebrauche gegeben sind, durch ein dem ächten Künstler unwürdiges Verfahren mit der göttlichen Kunst nicht zu frühe zu Tode hetzen!

Kunst, oder anders: So kämpft Schein mit Wahrheit, Unrecht gegen Recht, und die kommenden Generationen werden es vielleicht erst erleben, wer Sieger bleibt.

Mögen daher Männer, die das Gute und Wahre auf dem Wege des lebendigen Unterrichts zu verbreiten bemüht sind, recht oft so glücklich seyn, wahrhaft Auserwählte dem reinen Dienste der hehren Muse entgegen zu führen; dies wünsche ich von Herzen. Es sey dies die höchste Satisfaction für ihr Wirken; und mögen sie sich begnügen, wenn nur diese realisirt worden, weil alle andern Erwartungen und gerechten Ansprüche doch meist nur fromme Wünsche bleiben, indem leider nur die Wenigsten die Verwendung einer Summe geistiger Kräfte nach ihrem wahren Werth zu taxiren verstehen, die Meisten aber wähnen, dem Künstler und Gelehrten sey all sein Wissen und Können ohne alle Bemühung und Kostenaufwand geradewegs vom Himmel zugeflogen gekommen.

Möge mir auch das Klavier-spielende Publikum ob dieser Aeusserungen nicht abhold seyn. Es sind wohlgemeinte Warnungen, auf dem eingeschlagenen schlüpfrigen Wege ja nicht weiter fort zu gehen, und deren können nicht zu viele kommen in einer Zeit, wo die Wahrheit im Allgemeinen immer seltener wird, so selten die Männer werden, die dort, wo es dringend Noth thut, ihr ungescheut das Wort zu reden wagen, ob sie die Menge desshalb verdamme oder in die Wolken erhebe. Vielleicht dürften solche Ermahnungen doch bei Einigen ein geneigtes Ohr finden. —

Die Nachwelt verlangt Wahrheit über einen Mann, der einstens in der Kunstgeschichte als eine der schönsten, herrlichsten Zierden prangen und dessen Ruhm fortleben wird durch alle Zeiten, wie Homer, Ossian, Michel Angelo, Raphael, Shakespeare, Mozart und Haydn. Dem gemäss erwog ich meine Aufgabe hier, Beethoven betreffend, in jeder Beziehung hin, strenge und gewissenhaft, und keineswegs mich zum Reformator der Zeitgebrechen in der Tonkunst aufwerfen wollend, weiss ich nur zu wohl, wie so manche Dissonanz ich anzuschlagen bemüssiget war, deren Auflösung ich der Zeit überlassen muss, die immer und überall lehret, auf wessen Seite Recht und Wahrheit war. So wird sie auch die Vermittlerin zwischen dem hier Gesagten und den betreffenden Gegenständen seyn; wie nicht minder ich vertraue, dass die Unbefangenen und Vorurtheilsfreien jetzt schon erkennen werden, dass mein Streben hierbei durchaus redlich gewesen, und dass, wenn Individualitäten berührt worden, dies, ohne alle Absicht, jemand dadurch zu verletzen, der betreffenden Sache wegen nicht umgangen werden konnte. Diesem Vertrauen gebe ich mich ganz hin, und mache noch das Ansuchen: falls Jemand bei Anführung der verschiedenen Thatsachen oder in Angabe der Daten einen Irrthum wahrgenommen zu haben glaubt, mich gefälligst darauf aufmerksam machen zu wollen, wofür mein Dank nicht ausbleiben wird. Obgleich alles scharf geprüft worden, wäre es doch nicht unmöglich, dass sich ein kleiner Irrthum eingeschlichen hätte, wie

sich solche bei Anführung historischer Begebenheiten überhaupt gerne einzufinden pflegen.

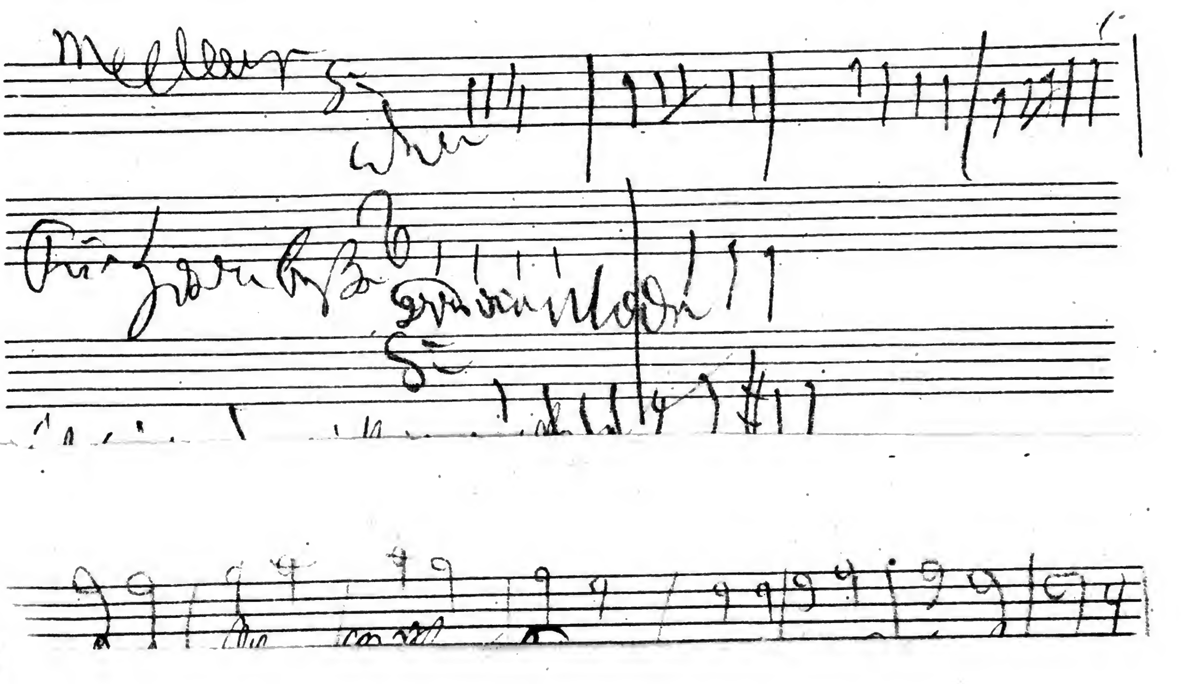
Um jedoch das Ganze hier mit einem freundlich klingenden Akkord zu beschliessen, sey es mir gestattet, die im Eingange erwähnten Kunstfreunde und besonders die Verehrer der Beethovenschen Muse, die zu diesem „Anhange" zunächst Veranlassung gaben, wenigstens auf ein unter meiner Leitung kräftig emporstrebendes Talent aufmerksam zu machen, das für die Mysterien des unsterblichen Tondichters Geist und einen hohen Grad von Empfänglichkeit besitzt, und das, falls die Umstände den Unterricht so lange möglich machen sollten, bis es zu voller Erkenntniss, unerschütterlicher Selbständigkeit und freiem Ergehen in diesem Heiligthum der Kunst gelangen könne, bald Ausgezeichnetes, vielleicht auch Grosses, aus jenen Fundgruben musikalischer Poesie zu Tage fördern wird. Es ist dies Fräulein Bertha Hansemann in Aachen, deren Bildungsgang mit allem dazu Gehörenden sich ebenfalls nur auf dem rein klassischen Gebiete der Tonkunst bewegt. Mögen sich meine Wünsche und Erwartungen diesfalls nur ein Mal ganz verwirklichen lassen, damit ich mit voller Beruhigung sagen könne: *Gehet hin und höret die wundervolle Sprache in ihrer ganzen Reinheit, in welcher der grosse Beethoven zu den Seinen redet, die ihn verstehen und lieben gelernt, und die mit Fleiss und Ausdauer ihren Sinn durch seine Werke geadelt haben!*

Aachen im März 1840.

Anmerkung.

Die bei M. Schlesinger in Paris erschienene und von G. E. Anders gemachte Uebersetzung der Ries- und Wegeler'schen „biographischen Notizen" über Beethoven sind dem Verfasser dieser Schrift etwas zu spät bekannt geworden, um mehr darüber sagen zu können, als: es ist das sträflichste Machwerk, was vielleicht jemals über einen so grossen Mann in die Welt gesandt wurde. Kann man Beethoven schon nicht liebgewinnen, wenn man für wahr hält, was Herr Ries über ihn veröffentlichte, was für eine groteske Ansicht von dem Charakter, der Handlungs- und Lebensweise dieses Mannes muss der Leser erst fassen, wenn ihm jener wilde, zottige Waldmensch entgegen tritt, wie ihn Herr Anders schamloserweise zur Erbauung der Franzosen al Fresco ausmalt? Ganze Seiten mit willkührlichen Zusätzen von Aeusserungen, Anekdoten und Thatsachen, den unsterblichen Meister betreffend, sind in jener französischen Verarbeitung den Mittheilungen des verstorbenen Ferd. Ries einverleibt, und passiren nun unter dessen Autorität ebenfalls als „ächte Quellen" zur Charakteristik Beethoven's.

Gedruckt mit Aschendorff'schen Schriften.



[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] um [illegible] Milli onen!

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Welt!